Ad. 117

A 1629 2

5j

Gs

7791

-5-

Reisen
und
Länderbeschreibungen
der
älteren und neuesten Zeit,
eine Sammlung
der
interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie
und Statistik.

Mit Karten.

Herausgegeben
von

Dr. Eduard Widenmann,
Redakteur des Auslandes,
und
Dr. Hermann Hauff,
edakteur des Morgenblattes.

Fünfte Lieferung.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

1 8 3 5.

Reiseschilderungen

und

Umrisse

aus

südlichen Gegenden.

Von

Alfred Reumont.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1835.

Vorwort.

Zu einer Zeit, wo so viel gereis't wird, übergebe ich die bunte Reihe dieser bei verschiedenen Veranlassungen entstandenen Skizzen dem Leser. Mehr- oder minderbekannte Gegenden werden in ihnen besichtigt, alte Chroniken und Geschichten ans Licht gezogen, neue Begebnisse berührt. Vom oftdurchwanderten Italien führen sie, neben zwei Schilderungen aus der Stadt der Mediceer, das Casentino-Thal mit seinen Klöstern, die toscanischen Maremmen mit den großartigen Arbeiten vor, welche Se. k. k. H. der Großherzog Leopold seit einigen Jahren mit menschenfreundlicher, schon jetzt von schönem Erfolge belohnter Absicht unternommen hat: in diese abgelegenen Striche kommt der Ausländer selten, und auch vom Landesbewohner werden sie eben nicht häufig besucht. Die Um- und Ansichten vom Bosporus und aus Griechenland machen nur darauf Anspruch, einfache, aber treue Darstellungen des Landes, mit gelegentlichen Blicken auf Bewohner und Leben, in einer bedeutsamen und ereignißreichen Uebergangs-Epoche, zu bieten. Während der großen Krisis des ägyptischen Kampfes zu Constantinopel angekommen, wenige Tage bevor die Nachricht von der Vernichtung der Armee des Großvecirs in der Schlacht bei Iconium Alles in den lebhaf-

testen Schrecken versetzte, befand ich mich dort während der Occupation der asiatischen Küste durch das vom Kaiser Nicolaus gesandte Hülfsheer; in der Bucht von Buyukderé sah ich die russische Schwarz-Meer-Flotte, am Eingange der Dardanellen die englische und französische, in Griechenland erst französische, dann bayerische Truppen, und einen großen Theil der Osmanen in einem Zustand, daß jedem auf der Lippe die Frage schweben mußte, welche in Byron's Beppo die schöne Laura an den todtgeglaubten, heimkehrenden Gatten richtet:

And are you really, truly now a Turk?

Neben Landschaft und Sitte einige der Eindrücke zu schildern, welche der Aufenthalt in der Nähe Constantinopels und die Wanderung durch einen Theil von Griechenland in mir erzeugten, war der Zweck der nachfolgenden Blätter, welche manches schon jetzt Vorübergegangene oder in der Veränderung Begriffene beschreiben, und ins Gedächtniß zurückzurufen streben. Mögen sie dem, welcher die classischen Gegenden unseres Erdtheils gesehen, zur Erinnernng dienen, Andern einige Bilder aus so schönen, aber oft so unglücklichen, an Interesse wie an Contrasten gleich reichen Ländern in leichten Umrissen vorführen und vergegenwärtigen.

Dresden, am 24 Mai 1835.

Die Johannisfeste zu Florenz.

— La Tosca città, che questo giorno
Più riverente onora.

ARIOSTO.

Die Erforschung des Ursprungs alter Sitten und Gebräuche, und der Veränderungen und Umgestaltungen im Laufe der Zeit, ist namentlich für die Culturgeschichte von Bedeutung. In den vielen italienischen Republiken des Mittelalters übten die Volksfeste, besonders die patriotischen, wie z. B. Venedig deren viele aufzuzählen hatte, auf die Bildung des Volkes einen großen Einfluß; sie erinnerten dasselbe an die Begebenheiten und Thaten der Väter, und hielten die Vaterlandsliebe immer wach, indem sie ihre Belohnung durch Ehre und immer erneuerten Ruhm bei der Nachwelt zeigten. Von dieser Art ist nun zwar das Fest nicht, welches im Junius zu Florenz gefeiert wird: es ist religiösen Ursprungs, steht aber in so naher Beziehung zum ältesten Zustand und zur Verfassung der Stadt, daß es in dieser Rücksicht Beachtung verdient.

Bis zu den Tagen der longobardischen Königin Theodelinde, die aus dem bayerischen Fürstenhause der Agilolfinger stammte, der Gemahlin des Flavius Aussari (585 n. Chr.) lassen sich diese Feste hinaufführen. Sie war es, welche unter Mitwirkung des Papstes Gregors des Großen das Christenthum bei den damals noch heidnischen Longobarden einführte, und durch Verbreitung des Lichtes der Religion und Cultur dem Volke Alboins eine Wohlthäterin ward. Durch sie ward auch das Volk des Mars, wie man die Bewohner der damals noch unbedeutenden Fiesolanischen Siedelstadt am Arnoufer, nach ihrem Schutzgott aus den Römerzeiten, zu nen=

nen pflegte *), unter die Obhut des heiligen Johannes des Täufers gestellt. Lange schon stand ein Tempel, dem Dienste des Kriegsgottes geweiht, in Fiorenza; die christliche Zeit, unter oder nach Constantin, hatte ihn in eine Kirche umgeschaffen, wo des Heilands Glaube gelehrt ward, und nachdem schon unter Alboins Regierung (568 — 573) das Land von den Alpen bis zur Tiber unter der Longobarden Herrschaft gelangt war, widmete Theodelinde Kirche und Ort dem h. Johannes. Erstere führt noch bis heute dessen Namen. Als nun zuerst (773) die longobardische Monarchie der Obermacht Karls des Großen erlag, dann die Gewalt der deutschen Kaiser in Italien immer mehr abnahm, erklärte sich endlich nach dem Tode der Markgräfin Mathilde (1115) Florenz für frei, und schuf sich eine eigene volksthümliche Verfassung. Die stürmischen Zeiten während des so viele Kraft und Größe, im Gegensatz so vieler Schlechtigkeit und Laster, entwickelnden Kampfes, den Hierarchie und Kaiserthum, Adels- und Volksgewalt in dem zerrissenen Italien gegen einander stritten, hatten schon weit früher begonnen, und mit ihnen das leidenschaftlich aufgeregte Leben und die aufbrausende Jugendkraft der einzelnen Städte, die sich nun plötzlich zu einer Macht und Bedeutsamkeit emporschwangen, die ihnen vorher nie geworden, künftig nie werden wird.

In diese Tage der republicanischen Verfassung fällt auch die Epoche des größten Glanzes der Feste, deren Schilderung wir hier versuchen. Schon einen Monat vor dem Johannistage war der Podestà der Stadt verpflichtet, das Fest zu verkündigen. Große Tuchüberzüge, geschmückt mit den Wappenschildern der Stadt und der Adeligen, bedeckten den Platz der Signorie, auf welchem der von Arnolfo di Lapo gebaute alte Palast, eine von einem sonderbar gestalteten Glockenthurm überragte, mit zahlreichen Wappenschildern geschmückte, feste Burg liegt, daneben die herrliche Bogenhalle Andrea Orcagna's, gegenwärtig mit Meisterwerken der Florentinischen Kunst geschmückt; überall flatterten Fahnen, auf denen der Florentinische Löwe und die Lilie prangten. Aus allen Städten und Schlössern Toscana's wurden die Herren und Edelleute eingeladen, und die Monate Mai und Junius hindurch fanden Festlichkeiten, Ball-

*) „Il popolo di Marte" nennt der Dichter der göttlichen Komödie die Florentiner.

spiele, Turniere und andere ritterliche Uebungen und feierliche Aufzüge mit Musik statt. Gesellschaften von Künstlern vereinigten sich, oft drei= bis fünfhundert an der Zahl, in phantastischem, reichgeschmücktem Costume Spiele und öffentliche Aufzüge auszuführen.

Am Vorabend des Johannistages, erzählt der Florentinische Geschichtschreiber Goro Dati, welcher die ausführlichsten Nachrichten über diese Feste hinterlassen hat, stellten alle Kunst= und Gewerb=Zünfte früh Morgens ihre schönsten Erzeugnisse und reichsten Arbeiten, Zierrathen, Gold= und Silberschmuck und Juwelen, außerhalb ihrer Werkstätten zur Schau. Wie viele Tücher von Seide und Goldstoff flatterten da; wie viele Arbeiten in edeln Metallen, bewunderungswürdige Gemälde, vortreffliche Waffen und Sachen aller Art erblickte man da! Bei dem damaligen blühenden Zustande der Künste und Gewerbe war diese Schaustellung etwas sehr Schönes und Nützliches, und im Jahre 1322 wurde auf dem freien Platz in der Nähe der Allerheiligenkirche am Johannisfest eine Messe angeordnet, welche acht Tage lang währte. Um die Terz des Tages selbst begann die feierliche Procession des gesammten Klerus und der Klosterbrüder, sämmtlich in ihren schönsten Gewändern. Ihnen folgten die vielen frommen Gesellschaften. Sinnreich gefertigte Wolken mit Kindern, die als Engel gekleidet waren, und viele Lichter wurden dabei umhergetragen; auch Giganten, in den Costumen des alten Mythus, und andere sonderbare Masken befanden sich dabei. Am Nachmittage nun zogen die Gonfalonieri (Bannerträger) und die sechszehn Compagnien der Bürger, jede mit ihrer Fahne, auf den Domplatz und in das Battisterio, die Bürger in zwei Reihen, von den Würdigsten und Aeltesten bis zu den Jüngsten, jeder eine Wachskerze opfernd. Die Kleidung der Gonfalonieri war eine lange Weste von rothem Sammt, mit goldenen Sternen bedeckt und mit Hermelin besetzt, und ein Barett von gleichem Stoffe, mit goldenen Ketten und Perlenschnüren geziert. Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit großen Schirmdächern von Leinwand versehen, und wimmelten von jungen Frauen und Mädchen, in Seide gekleidet, mit Juwelen und Perlen geschmückt. Nachdem der Zug vorbei war, begab sich jeder nach Hause, für den folgenden Tag die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Wer am Morgen des Johannistages den Platz der Signorie,

jeẓt nach dem Großherzoge benannt, sah, mußte über den pracht=vollen Anblick staunen. Rund herum befanden sich an hundert Thürme, theils auf Rädern, theils von Männern getragen, auf denen Fahnenschwinger mit ihren Bannern standen, und vor den Stufen des Palastes waren eine Menge von Kampfpreisen, aus Tuch, Seide, Sammt gearbeitet, ausgelegt, welche die Städte Pisa, Arezzo, Pistoja, Volterra, Cortona u. s. w., die edeln Herren von Poppi und Piombino u. A. zu diesem Zwecke hergesandt hatten. Den Zug zur Kirche eröffneten die Hauptleute der guelfischen Partei mit allen Rittern, Herren und auswärtigen Gesandten und einer großen Zahl der vornehmsten Bürger von Florenz. Ein junger Mann auf einem geschmückten Rosse, dessen weiße, langherabhän=gende Decke mit dem guelfischen Wappen versehen war, trug ihre Fahne. Hierauf kamen die genannten Kampfpreise, von Pferden auf seidenen Decken getragen. Bürger schlossen sich sodann mit den großen, zuweilen 50 und 100 Pfund schweren Wachskerzen an, welche sie dem Heiligen darbrachten. Ihnen folgten über 400 der angesehensten Tuchhändler, und hierauf die Herren Prioren der Republik, bekleidet mit einer rothen, bis zu den Füßen reichenden und mit Hermelin verbrämten Weste, und mit einem, dem Cardi=nalshut ähnlichen Barett; die Rectoren und Podestàs in großer Pracht, und von Dienern und Musikern mit Pfeifen, Trommeln und andern Instrumenten begleitet. Die zum Rennen bestimmten Pferde kamen nun, um dem Heiligen geweiht zu werden; sodann die in der Stadt ansässigen flämischen und brabanter Tuchweber. Ihnen folgten zwölf Gefangene, die aus Barmherzigkeit an diesem Freudentag aus dem Kerker entlassen worden waren. So bewegte sich der Zug zur Kirche, und nach der Opferung kehrten Alle in ihre Wohnungen zurück. An diesem Tage, fügt der alte Historiker hin=zu, scheint die ganze Stadt Hochzeit zu halten, und überall finden festliche Gastmähler mit Gesang, Musik und großer Lust statt, so daß die Erde ein wahres Paradies zu seyn scheint. Nach dem Mittagsmahle nun, und wenn alle die Sieste gehalten, begibt man sich auf den sogenannten Corso — die die Stadt ungefähr in ihrer Mitte durchschneidenden Straßen — wo die Pferde vom Prato bei der Kirche Allerheiligen an, durch die Straße der Vigna nuova, über den alten Markt, einst das vornehmste Stadtviertel von Florenz, bis zum Borgo S. Piero, welcher später nach einer

berühmten Familie Borgo degli Albizzi genannt wurde, nach dem Ziele rennen. Von einem Ende der Stadt bis zum andern sind die Fenster gefüllt mit Frauen in ihrem schönsten Putz und mit Blumen und feinen Steinen, und die Straßen voll von Edelleuten, Bürgern und Leuten die vom Land und den benachbarten Städten hergekommen sind. Auf das gegebene Zeichen der Glocken laufen die Renner ab, welche man aus allen Gegenden Italiens dazu hergebracht hat, namentlich Barberrosse, die wegen ihrer Schnelligkeit berühmt sind. Das zuerst anlangende Pferd gewinnt den Preis, welcher nun auf einem vierrädrigen Triumphwagen, auf dessen Ecken Löwen abgebildet sind, umhergetragen wird, und aus einem feinen karmesinrothen Sammttuche besteht, mit breiten seidenen und goldenen Franzen geziert, so daß der Werth desselben sich gewöhnlich auf drei bis sechshundert Goldgulden belief. Drei Tage nach einander wird diese Festlichkeit wiederholt.

Als die Republik Florenz unterging, mit ihr Nationalsinn, Industrie und Wohlstand sanken, die vornehmsten alten Familien entweder durch langes Unglück verarmt, oder ausgewandert oder unglücklich waren, und das Mediceische Haus sich auf den Trümmern des Gemeinwesens erhob; verloren auch diese Feste viel von ihrem Glanz und ihrer Bedeutung. Florenz nahm nicht mehr am Welthandel Theil: seine großen, reichen Manufacturen mußten denen in Frankreich und den Niederlanden weichen, es hatte aufgehört die Schatzkammer Europa's zu seyn — was sollten da Institutionen vergangener Jahrhunderte seyn, die durch das Bestehen ganz verschiedenartiger Verhältnisse hervorgerufen und in ihnen begründet waren? Das Leben war aus den Formen gewichen, aber die Formen erhielten sich. Unter der Mediceischen Zeit fanden am Vorabende des Festes auf dem Platze vor der Dominicanerkirche von Santa Maria Novella, welcher Leo Battista Alberti die marmorne Façade gegeben, und welche im Chor und den Capellen den Schatz der schönsten Frescobilder vereinigt, welche das reiche vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert aufzuweisen haben — auf diesem Platze, dem größten der Stadt, welchen zwei Säulen von buntfarbigem Marmor von Seravezza zieren, fanden festliche Wagenrennen statt. Antik ist die Form, antik die Tracht — vier Farben, roth, grün, gelb und weiß, unterscheiden die Lenker. Im länglichen Kreise wird um die Säulen gefahren, an deren Ecken mehr denn

Ein Wagen zerschellt; Gerüste und Logen, von einer unzähligen Menschenmenge bedeckt, umgeben den Platz, von allen Balconen und aus allen Fenstern wehen seidene Teppiche, selbst auf den flachen Dächern lagert das Volk, welches den Sieger mit seiner Kampfpreis-Fahne im Triumphe davon ziehen sieht, und dann auf den Lung' Arno hineilt, der glänzenden Beleuchtung und den Feuerwerken zuzusehen, die von der Carraja-Brücke abgebrannt werden. Wenn man diese Beleuchtung sieht, bei deren hellem Lichterschein Tausende friedlicher Menschen die Straßen füllen, so kann man sich nicht enthalten, an die unruhigen Zeiten zu denken, wo Lichter die Stadt erhellten, nachdem Sanct Petrus Martyr gegen die Mitte des XIII Jahrhunderts das Volk, mit der weißen Fahne und rothem Kreuz, gegen ihre Mitbürger, die als Ketzer verschrienen Pateriner, führte und diese schlug und vernichtete, wovon noch zwei Denkmale in Florenz, die Säulen am Trebbio und bei S. Felicitas, Kunde geben; so wie an die Beleuchtung, welche am 30 Julius 1537, von der ersten halben Stunde nach Anbruch der Nacht bis zum Tage, unter Strafe von 25 Goldgulden, der Magistrat der Vogtei verordnete, als die Ausgewanderten, die Strozzi, Valori und Albizzi an der Spitze, in das Herzogthum eingefallen waren.

Auf der Carraja-Brücke wurde einmal ein anderes Schauspiel dargestellt, welches weniger glücklich ablief, als die Feuerwerke in unseren Tagen, wo in der schönen Juniusnacht Hunderte von Barken auf dem Arno schwimmen, aus denen Musik schallt, und deren Lichter sich im Strome spiegeln. Als im Jahre 1304 der Cardinal von Prato nach Florenz gekommen war, um zwischen Ghibellinen und Guelfen Frieden herzustellen — ein Plan, der eben so oft mißlang, als er versucht ward — stellte das Volk viele Festlichkeiten an. Unter andern ließen die von S. Frediano verkünden: wer Neuigkeiten aus der andern Welt wissen wolle, möge sich am 1 Mai auf der Carrajabrücke und am Arno einfinden. Auf einer Menge von Barken und kleinen Fahrzeugen errichteten sie sodann Gerüste, und bildeten die Hölle, mit Feuer und Martern, mit schrecklich anzusehenden Teufelsgestalten, welche nackte Seelen unter entsetzlichem Geheul und Geschrei quälten und peinigten. Viel Volk lief hinzu, und namentlich wurde die Brücke, welche damals von Holz war, so angefüllt, daß sie die Last nicht mehr zu tragen vermochte, und an verschiedenen Stellen einstürzte. Da kamen viele Menschen um, erdrückt und im

Wasser, und noch mehrere wurden arg beschädigt, so daß, wie der alte Chronist sagt, der Scherz des Spieles mit Wahrheit endigte, und, zum allgemeinen Leidwesen der Stadt, welche für ihre großen Sünden noch manches Unheil erleiden sollte, viele wirklich Neuigkeiten aus der andern Welt holen gingen.

Die alten Gefängnisse zu Florenz.

O ihr glorreichen Stinche von Florenz,
Himmlischer Ort, werth meiner Lobgesänge,
Werth hunderttausendfält'ger Reverenz!

Gebückten Hauptes kommt zu euch die Menge,
Und eh' sie eure Treppe kann ersteigen,
Neigt sie sich an dem Pförtchen, klein und enge.

Francesco Berni.

„Im Jahre 1304" — erzählt der Chronikenschreiber Giovanni Villani — „als die Stadt Florenz durch zwölf Podestàs regiert ward, verordnete man einen Kriegszug, um die Ghibellinen und die Weißen zu verfolgen, welche mehrere Burgen und Orte der Landschaft aufgehetzt hatten. Unter andern hatte sich auf Veranlassung der Cavalcanti das Castell der Stinche *) im Greve-Thal empört: dorthin zog die Mannschaft, und schloß es ein und belagerte es, und die Besatzung ergab sich kriegsgefangen, worauf das Castell geschleift wurde. Die Gefangenen führte man sodann nach Florenz und schloß sie in die neuen Kerker ein, welche die Gemeinde auf den Grundstücken der Uberti neben der Kirche Sanct Simonis hatte bauen lassen; und von dem Namen des Castells der Stinche, aus welchem die ersten Bewohner dieses Gefängnisses gekommen waren, wurde

---

*) Das nun längst völlig obsolete Wort Stinca, welches im frühen Mittelalter auch latinisirt worden, bedeutet nach Ducange den Gipfel eines Berges oder Hügels. Das Castell der Cavalcanti lag auf einem solchen, wie noch die Trümmer zeigen. — Die Benennung wurde, nicht allein in Florenz, sondern auch anderwärts, gleichbedeutend mit Schuldthurm.

auch letzteres eben so genannt. Und nachdem das vorerwähnte Castell zerstört und die Mannschaft abgezogen war, begab sie sich ins Pesa-Thal und umlagerte Monte Calvi, welches ebenfalls zur Cavalcantischen Partei gehörte. Auch dieses wurde berannt, und die darin Liegenden mußten sich ergeben, nachdem ihnen das Leben gesichert worden war. Als aber der Sohn das Messer Banco Cavalcanti mit den Uebrigen herauszog, wurde er von einem der Söhne des Messer Rosso della Tosa erschlagen, wofür dieser, des eingegangenen Vertrages wegen, von der Gemeinde höchlich getadelt, aber nicht gestraft wurde."

Eine wilde, blutige Zeit war für Florenz aufgegangen. Der Zwist der Factionen war aufs höchste gestiegen: nicht bloß Ghibellinen und Guelfen standen einander gegenüber, sondern letztere hatten sich getheilt in Weiße und Schwarze, von denen die zweiten am Ende das Uebergewicht behaupteten. Alle Vermittlung von außen wollte nichts fruchten. — Unser Herr Gott, berichtet Messer Dino Compagni (Dante's Zeitgenosse, welcher die Geschichte jener Tage in einer Weise beschrieben hat, die von Wenigen erreicht worden ist), der für alles sorgt, und der Welt einen guten Hirten geben wollte, hatte auf das Bedürfniß der Christenheit Acht: deßhalb ward am 14 October 1303 auf Petri Stuhl gesetzt Papst Benedict (XI), aus Treviso gebürtig, ein Predigermönch und Generalprior, ein Mann von geringer Abkunft und Familie, standhaft und ehrbar, verständig und fromm. Die Welt erfreute sich am neuen Lichte. Der Papst fing mit guten Werken an: er verzieh den Colonnas und erstattete ihre Güter wieder. Der Cardinal Nicolas von Prato traf als päpstlicher Legat in Florenz ein, um das Volk wiederum zu vereinigen: am 26 April 1304 kam die Menge auf dem Platze von Santa Maria Novella zusammen, Oelzweige tragend, und sie küßten sich und schlossen Frieden — und sie waren so ernstlich darin, daß, als ein heftiger Regen fiel, sie dennoch blieben und thaten, als fühlten sie das nicht. Freudenfeuer wurden angezündet, festliche Umzüge angestellt, und alle Glocken geläutet. Aber den Großen, die nicht im Frieden zu leben gewohnt waren, behagte dieß nicht, und ihr Hader währte fort, um so mehr, da der Cardinal die Weißen zu begünstigen schien, welche der schwächere Theil waren. Am 8 Junius sahen diese sich veranlaßt die Stadt zu räumen; am folgenden Tage zog auch der Cardinal ab

nach Perugia, da man Miene machte seine Wohnung zu stürmen. Das betrübte die Guten sehr, und sie verzweifelten am Frieden. Das Volk griff endlich wieder zu den Waffen: die Tosa und Medici und andere von den Schwarzen streiften über den alten Markt, der damals noch die Wohnungen der vornehmsten Familien enthielt, und wollten die Häuser der Sassetti anzünden: die Cavalcanti und andere der Ghibellinen eilten herbei. Bald ward der Kampf allgemein: Messer Nero Cavalcanti traf mit seiner Lanze Messer Rossellino della Tosa, und warf ihn zu Boden. Den Strauß voraussehend, hatten die Häupter der Schwarzen Feuer in Bereitschaft. Sie verstanden sich mit Ser Neri Abati, Prior von San Piero Scheraggio, einem bösen und ausgelassenen Menschen, welcher der Seinigen Feind war, auf daß er das Feuer anlege. Das that er am 10 Junius im Hause seiner Verwandten beim Orte San Michele. Vom alten Markt aus wurde durch die Tosas Feuer nach der Calimala *) geschossen; Sinibald Donati, der Sohn Messer Corso's, und Boccaccio Adimari rannten mit brennenden Fackeln umher: bald loderten viele Häuser, Paläste und Buden auf. Im Orte San Michele war eine große Halle mit einem Bethause Unserer lieben Frauen, wo viele Wachsbilder aus Andacht hingestellt waren. Da das Feuer diese ergriff, und die Luft überdieß sehr heiß war, so verbrannten alle umliegenden Häuser und die Magazine der Calimala, und alle Buden vom alten bis zum neuen Markte, zugleich mit den Wohnungen der Cavalcanti und denen bis zum Platze der Signorie und zur alten Brücke. Diebe raubten öffentlich, was sie aus den Flammen reißen konnten, und man konnte sie nicht hindern, und wer seine Habe vor seinen Augen wegtragen sah, wagte nicht einmal sich zu widersetzen. Die Cavalcanti verloren Herz und Muth, als sie alle ihre Paläste und Buden in lichten Flammen sahen, aus denen sie vielen Reichthum zogen, da der Raum beengt und die Miethen theuer waren. Der Podestà mit seinen Leuten und

*) Calimala oder Calimara (von Calis malus, der schlimme Weg) ungefähr in der Mitte der Stadt, wo ehemals die Magazine der französischen und brabanter Tücher waren, welche in großer Menge nach Florenz gebracht, und hier gefärbt und zubereitet wurden. Das Wappen der Consuln der Calimala, die wir zuerst im J. 1204 finden, war ein goldener Adler über einem Päckchen. — Später nahm der Ghetto dieselbe Stelle ein.

vielen Bewaffneten eilte auf den neuen Markt, aber sie halfen nicht: sie blieben auf ihren Pferden sitzen und sahen brennen, und waren bloß ein Hinderniß für Füßer und Volk. Die Cavalcanti hatten nicht Muth genug, dem Feind entgegenzurücken — Messer Masuccio Cavalcanti und Messer Ranieri Lucardesi riethen zwar, auch zu den Fackeln zu greifen, und den Gegnern Gleiches mit Gleichem zu vergelten; aber sie thaten's nicht, sondern flohen in die Wohnungen ihrer Verwandten. Da bekamen die andern desto mehr Muth, und verjagten sie aus der Stadt: der eine ging nach Ostina, der andere nach den Stinche und andern ihrer Schlösser, viele nach Siena. Und jeder tadelte sie ihrer Muthlosigkeit wegen. — Der darauf erfolgte Verlust ihrer Castelle ist schon oben erzählt worden.

An beiden Enden der Via del Palagio, durch welche man von der alten Benedictiner Abtei des Markgrafen Hugo von Brandenburg in die Ghibellinenstraße gelangt, zogen zwei große Gebäude die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das erste derselben ist eine jener alterthümlichen Bauten, welche den so oft engen und keineswegs immer schönen Straßen der Stadt ein so pittoreskes Aussehn geben, wird jetzt der Gefängnißpalast oder Palazzo del Bargello genannt, und wurde um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch Lapo, den Lehrmeister Arnolfo's, den Italien und Deutschland zugleich als den Ihrigen in Anspruch nehmen, für den Podestà der Stadt erbaut und nach ihm benannt. Der oberste Richter oder Podestà (Potestas), wie man ihn schon im 12ten Jahrhundert unter diesem Namen findet, hatte zwei Beisitzer für die Civilsachen, und einen Richter für die Criminalfälle, vier Notare und acht Gerichtsdiener, überdieß einen Constabler mit 25 Sbirren; er durfte kein Florentiner seyn, mußte einer vornehmen Familie der guelfischen Partei angehören, verwaltete sein Amt sechs Monate oder ein Jahr, und konnte nicht wieder erwählt werden. Viele finden wir aus der Lombardei, aus Umbrien und anderen Landschaften Italiens — der Umstand, daß sie Fremde waren (eine weise Vorsicht, damit kein Familieninteresse sie bei Ausübung der Gerechtigkeit leite), hielt sie nicht immer ab, sich zum Nachtheile des Gemeinwesens in die inneren Angelegenheiten zu mischen, wie wir an den auf Veranlassung des Grafen Guido Novello im Jahr 1266 gleichzeitig zu Podestàs gewählten beiden Frati Gaudenti aus Bologna ein Beispiel haben, die, wenn auch halb schwarz, halb

weiß gekleidet, doch mit beiden Parteien nicht auskommen konnten, und welche Dante, in ihren schweren Bleikappen einherschwankend, der Schmerz von den Wangen herabträufelnd, unter den Heuchlern in der Hölle findet. *) Geehrter ist das Andenken des Podestà Rubaconte da Mandella aus Mailand, welcher im Jahr 1236 durch Lapo die Brücke bauen ließ, welche noch in unsern Tagen seinen Namen, neben dem der Madonna delle Grazie trägt.

Der Palast des Podestà ist ein auf allen Seiten freistehendes, aus großen dunkelbraunen Steinblöcken errichtetes, mit Zinnen versehenes, festungsähnliches Gebäude, an dem sich, die nordwestliche Ecke bildend, ein viereckiger, gleichfalls in Zinnen endigender Thurm erhebt, auf welchem nach althergebrachtem Gebrauch alle Abend eine Viertelstunde lang vor eilf die Glocke geläutet wird. Das Aeußere ist ernst und finster, aber ungleich weniger imposant als der alte Palast der Signorie, mit dem die Bauart Aehnlichkeit hat; die unregelmäßig angebrachten, bald spitzbogigen, bald viereckigen Fenster sind theils groß, theils klein, und alle vergittert; mehrere sind zugemauert und neue gebrochen, so wie überhaupt die Einheit des Gebäudes durch modernes Flickwerk aller Art namentlich an der Südseite sehr beeinträchtigt wird. An der genannten Seite, wo sich die Straße der Justiz befindet, sieht man einen Brunnen, durch zwei verschlungene Delphine von weißem Marmor gebildet, welche einen doppelten Wasserstrahl in das Marmorbecken spritzen, zu dem einige Stufen hinaufführen. Auf der Westseite an der Buchhändlerstraße ist der Eingang zu den Gerichtszimmern, gewöhnlich das Thor des Fiscus genannt, oben auf jeder Seite ein steinerner Löwe, mit dem Haupte gegen die Thüre gekehrt; daneben befindet sich auf einer eingemauerten weißen Marmortafel das durch das Gesetz bestimmte Längenmaß (der Braccio) angegeben. Auf der Nordseite ist der vom großen Kreuze des Volkes überragte Haupteingang in den Hofraum. Diesen umgeben auf drei Seiten eingemauerte Pfei-

*) Frati godenti fummo Bolognesi
Io Catalano e costui Loderingo
Nomati, eda tua terra insieme presi
Come suol esser tolto un nom solingo
Per conservar sua pace, e fummo tali
Ch'amor si pare intorno dal Gardingo
Inferno. xxiii. 103 sqq.

ler mit unregelmäßigen Capitälen, darüber zwei Geschosse von mit Rosetten verzierten Spitzbogenfenstern. Eine große Menge alter Wappenschilder, mit Namen und Verwaltungs-Epoche der ehemaligen Podestàs bis zum sechszehnten Jahrhundert herab, in Stein gehauen, und fast alle in den Ecken oben mit Lilie und Kreuz bezeichnet, sind überall, an der Wand, an der Treppe, unter dem Thorwege angebracht, und verleihen dem alterthümlichen Gebäude einen besonders malerischen und eigenthümlichen Charakter. Eine große, freie Treppe, in spätern Zeiten durch eine hölzerne Bedachung überdeckt, führt, dem Eingangsthore gegenüber, zum ersten Stockwerke hinauf: über dem untern Pfosten zur Linken sieht man den sitzenden Florentiner Löwen, das Wappenschild haltend, wie vor dem Palaste der Signorie; in der Mitte der Stiege ist eine offene, hohe, steinerne Thüre, welche ebenfalls zwei Löwen überragen. Das Innere des Palastes dient zu den Sitzungen des peinlichen Gerichthofes, des Fiscus, zur Wohnung des Häscherhauptmanns, Kanzleien und Gefängnissen.

In diesem düstern Hofe wurden viele Hinrichtungen von Staatsgefangenen vorgenommen, namentlich in der früheren Mediceischen Zeit, und nachdem 1530 die Stadt sich dem Kaiser und Papst ergeben, unter dem Versprechen einer Amnestie, die schlecht beobachtet wurde. Augustin Capponi und Paul Boscoli, in deren Verschwörung gegen den Cardinal Medici (Leo X) Macchiavell verwickelt war, und wegen welcher er die Tortur erlitt, wurden hier enthauptet; ebenso Pier Orlandini, weil er sich geäußert, die Wahl Papsts Clemens VII, eines Bastards, sey den kanonischen Regeln zuwider, und Balthasar Carducci, Gonfaloniere der Republik im Jahr 1529, zur Zeit des letzten Aufstands, nebst mehrern Andern. In demselben Hofe ließ Peter Leopold, der große und edle Fürst, alle Marterwerkzeuge verbrennen, welche Jahrhunderte lang einer entsetzlichen Gerichtsverfassung, so oft zum Verderben der Unglücklichen und Schuldlosen, gedient hatten.

Anders nahm sich das Gebäude aus, welches sich am östlichen Ende der nämlichen Straße erhob, an der Ecke, wo man nach dem Platze von Santa Croce geht, und gegenüber der engen Gasse, welche nach dem kleinen Markte von San Piero (Mercatino) führt, wo nur noch die vordere Bogenhalle der ehemaligen Peterskirche steht,

welche, der Inschrift gemäß, Lucas Albizzi errichtete. — Unter den manchen auffallenden Bauten der Stadt waren die Stinche die auffallendsten. Vor sich sah man eine dreiundzwanzig Ellen hohe Mauer, deren östlicher (jetzt allein noch stehender) Theil, welcher bis hoch hinauf drei Ellen Dicke hatte, zu der alten Stadtmauer gehörte, mit welcher 1078 Florenz nach seiner Vergrößerung eingeschlossen wurde. Auf dieser Seite fand man weder Eingang noch Oeffnung; in der nördlichen Mauer hingegen war ein ganz kleines, niedriges Thürchen angebracht, welches auch ohne die darüber zu lesende Inschrift: Oportet misereri, und ein Frescobild, einen Richter darstellend, dem zwei Häscher einen Schuldigen vorführen, an Dante's:

„Ich führe dich zur Stadt der Qualerkornen
Ich führe dich zum unbegränzten Leid,
Ich führe dich zum Volke der Verlornen"

erinnert haben würde. Zu beiden Seiten des Thürchens sah man ein Brustbild des Heilands und der schmerzenreichen Mutter in halberhobener Arbeit. Hoch oben erblickt man zwei steinerne Wappenschilder, die Lilie und das viereckige Kreuz, beide roth im weißen Felde, jene die Insignie der Republik, dieses des Volkes. Zwei kleine, vergitterte Fenster waren daneben. An der Ecke auf der Westseite war ein Tabernakel mit einem Frescogemälde, in welchem Giovanni da San Giovanni einen ehrwürdigen Greis (mit den Zügen eines damaligen Florentiner Senators) abgebildet hatte, welcher den Eingekerkerten Almosen ertheilt, während Christus der Herr die fromme Handlung segnet. Gelangte man durch das Thürchen in das Innere, so trat man in einen kleinen Hof, wo sich in einer Lünette ein Bild aus der Giotto'schen Schule befand, S. Reparata vorstellend, welche die Florentinischen Fahnen segnet. Dabei war das (in der französischen Zeit zerstreute) Archiv, in welchem u. A. die Proceßacten Fra Girolamo Savonarola's aufbewahrt wurden. Ueber dem Eingange zu den Kerkern las man die erbarmungslose Inschrift: Videbunt iusti et letabuntur, mit dem Mediceischen Wappen, zu den Seiten wieder die gewohnten Insignien des Gemeinwesens, dessen Löwen man auch an der großen Mauer in Stein gehauen sah. Das Gemach, in welchem sich ein kleines, geschwärztes Bild der Gottesmutter mit dem Kinde befand, soll zu den geheimen Hinrichtungen bestimmt gewesen seyn. Die Leicher

wurden im Hofraume beerdigt, und nie wurde etwas über Leben oder Sterben der Verschollenen bekannt.

Jetzt besteht nicht mehr diese finstere Wohnung des Jammers, der Verzweiflung und der Reue. Im Jahr 1833 wurde sie von einer Gesellschaft Florentiner Bürger gekauft; zu Anfang des folgenden begann man sie niederzureißen; nur noch auf der Morgenseite ist, wie schon erwähnt, die hohe, alte Mauer zu sehen; alles Uebrige ist in ein der Vollendung nahendes stattliches Gebäude umgeschaffen worden, dessen verschiedene Abtheilungen zu den Uebungen und Concerten der philharmonischen Gesellschaft, einem Tagestheater, einer großen Reitschule und einer Reihe von Buden dienen sollen. Eine solche Umschaffung kann nicht umhin, die Betrachtungen desjenigen zu wecken, welcher den gegenwärtigen Zweck dieses Hauses der Freude und der heitern Töne mit seinem früheren vergleicht. Nicht allein politische und Kriegsgefangene wurden in die Stinche eingesperrt; sie dienten auch zum Schuldthurm, und in dieser St. Pelagie der Florentinischen Republik, welche als reicher Handelsstaat namentlich den Bankerott schwer ahndete, sollen die Schuldengefangenen sehr hart behandelt worden seyn. Seit längerer Zeit aber wurde dieß Gefängniß nicht mehr zu letzterem Zwecke gebraucht, sondern nur zum Aufenthalte der zur Zwangsarbeit verurtheilten Verbrecher. Die unglücklichen Pisaner, welche im Julius 1364 kriegsgefangen blieben, wurden hier eingekerkert; manche Ghibellinen aus vornehmen Familien, wie die Tarlati von Arezzo, die Cancellieri von Pistoja u. A. Es ist eine Probe vom unversöhnlichen Parteihasse der Florentiner, daß die Gemeinde, welche dem Arnolfo Lapo nicht erlauben wollte, den Palast der Signorie regelmäßig nach dem ursprünglichen Plane zu bauen, weil ein Theil des Platzes, auf welchem Wohnungen der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts vertriebenen ghibellinischen Uberti gestanden, hätte hineingezogen werden müssen; daß diese Gemeinde, sage ich, zum Bau ihrer Gefängnisse eben eine Stelle wählte, wo sie andere, der nämlichen verhaßten Familie gehörende Häuser niedergerissen hatte.

In diesem Kerker saß auch, Schulden wegen, der satyrische Dichter Dino di Tura, welcher der harten Behandlung in seinen Versen gedenkt; hier schrieb oder vollendete wenigstens 1437 seinen Tractat über die Malerkunst Cennino Cennini, aus Colle im Elsathal gebürtig, ein Schüler Agnolo Gaddi's. In dasselbe Ge-

fängniß wurde gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts, gleichfalls Schulden halber, mit zwei Verwandten Giovanni de' Cavalcanti eingesperrt, welcher an diesem Orte, der von einer Burg seiner einst so reichen und mächtigen Vorfahren den Namen erhalten, eine Geschichte seiner Zeit schrieb, von welcher mehrere Handschriften sich in den Florentiner Bibliotheken befinden, und wovon nur ein Bruchstück gedruckt wurde, das die Geschichte der Verbannung und Rückberufung Cosmus des Alten aus dem Hause Medici enthält. Daß der Verfasser in keiner heitern Stimmung war, als er seine weitläufige und schwülstige, mit Reden und Namenregistern gefüllte Chronik begann, beweis't sein Prolog: „Die schlimmen Verhältnisse und die nicht zu sättigende Habsucht der ungerechten Bürger, welche von der Florentiner Gemeinde erwählt worden waren, die allgemeinen Steuern zu ertheilen, hatten mich nebst anderen Meinesgleichen, die zu den alten Bürgern gehören, so ungerecht belastet, daß wir von neuem zu Bauern werden und die Stadt verlassen mußten. Da ich nun unserer Stadt viele Steuern schuldig war, wurde ich verhaftet und in den schmachvollen und stinkenden Kerker gesteckt, welchen man die Stinche nennt. — — So widrig mir nun auch das Gefängniß erschien, dessen erste Bewohner Männer meiner Familie gewesen waren, so dünkte mich doch diese Bitterkeit nichts im Vergleiche mit dem niedrigen und verwerflichen Zustande der verschiedenen Personen, mit welchen ich gegen meinen Willen umgehen mußte. Um nun meine Leidenschaften etwas zu dämpfen und ihnen Luft zu machen, und so schlechtes Gesindel und dessen Gerede zu vergessen, nahm ich mir vor, über die Entzweiung unserer Bürger zu schreiben, und was die Veranlassung der Verbannung und Rückkehr Cosmus gewesen, und welche Folgen diese übelberathene Verbannung gehabt.“

Da kein anderer Schriftsteller jener Zeit die erwähnten Begebnisse so ausführlich und als Augenzeuge beschreibt, so ist es von Interesse, ihn von jenem Kampf erzählen zu hören, in welchem die Intriguen der beiden Parteien, deren Häupter Messer Rinaldo degli Albizzi und Cosmus de' Medici waren, eine Umwälzung herbeiführten, welche für die ganze nachfolgende Zeit von Wichtigkeit blieb. Rinaldo, an der Spitze der Aristokraten, stolz, heftig, herrschsüchtig, keinen über sich noch neben sich duldend, daran gewohnt zu Lebzeiten seines Vaters Thomas die Republik seiner

Familie und Partei unterthan zu sehen, ertrug nur mit Ungeduld das immer wachsende Ansehen Cosmus', welcher, gewandt, ruhig, gemäßigt, aber nach keinem andern Ziele strebend als sein Nebenbuhler, durch den großen Reichthum, den Handelsgeschäfte ihm erworben, und politische Großmuth und Freigebigkeit sich einen ungeheuren Anhang erwarb. Am 1 September 1433 war auf Veranlassung und durch das Geld der Aristokraten Bernard Guadagni zum Gonfaloniere erwählt worden, und sogleich handelte es sich um Cosmus' Verbannung oder Tod. Rinaldo erwies in der Versammlung der Signoren die unumgängliche Nothwendigkeit entschlossener Maßregeln, wenn man nicht bald den Medici als Herrn der Stadt sehen wolle.

Nachdem nun der erlauchte Justiz = Gonfaloniere den größten Theil der Signorie bewogen hatte, zu thun, was der freimüthige Ritter Messer Rinaldo ihnen als das beste Mittel zur Aufrechthaltung der bürgerlichen Staatsverhältnisse an die Hand gegeben, sandte er von Seite der Signorie Bewaffnete, um Cosmus zu holen. Obgleich der demüthige und wackere Bürger erkannte, daß die Bewaffneten in Reden und Benehmen sich weit mehr herausnahmen, als gewöhnlich, so beschloß er doch zu gehorchen, indem er sagte, Gehorsam sey die erste Pflicht der Bürger gegen den Staat. So begab er sich also auf den Weg und wanderte nach dem Palaste hin, obgleich Pier Ginori zu ihm kam und ihn warnte: was die Signorie mit ihm zu schaffen habe? Der Gonfaloniere sey von Messer Rinaldo erkauft, Messer Rinaldo habe bei der Wahl für ihn gezahlt, und der werfe den Hunden nicht den Speck hin; er müsse doch wohl einsehen, daß Bernard dem Albizzi keinen größern Gefallen erzeigen könne, als wenn er gegen ihn, Cosmus, alles versuche. — Cosmus veränderte die Farbe und vielleicht auch die Stimmung, und antwortete: Piero, Piero, ich bin überzeugt, daß alles, was du sagst, wohlgemeint ist; aber ich achte die Größe der Republik zu sehr, um mich ungehorsam zu beweisen. Ueberdieß erinnere ich dich daran, daß Bernards Großvater weder die Partei der Albizzi noch der Ricci bei ihrem Kampfe nahm, sondern beide zu öffentlichen Aemtern untauglich erklärte, und sie seitdem sich nie verstanden und wohlgewollt haben. Und mich dünkt, ich habe nichts zu befürchten, da ich mir keinen Fehler vorzuwerfen habe; und auch Giovanni di Messer (welchen Medici für seinen Freund hielt, was er aber nicht war) hat mir

sagen lassen, ich möge auf seine Versicherung bauen und nichts besorgen. — Und somit ging er auf den Palast zu. Piero aber sagte: Ich kann dich nicht zwingen; könnte ich's aber, so solltest du nicht gehen. Du stürzest dich in die Gefahr, und wir, die wir dich lieben, werden durch deine Hartnäckigkeit leiden. Damit trennten sie sich. Und Cosmus trat vor die Signoren, und als diese ihn erscheinen sahen, waren manche unter ihnen traurig, andere froh. Und sie sandten Cosmus hinauf ins Gemach, und hielten ihn, von vielen Wachen umringt, in enger Haft. Da erkannte er den guten Rath derjenigen, welche ihn vom Gange zum Palast abhalten wollten.

Durch die ganze Stadt verbreitete sich das Gerücht, Cosmus werde im Palaste gefangen gehalten, und das gesammte Volk wußte in seiner Bestürzung nicht, was es davon halten sollte. Messer Rinaldo zog aus mit vielen Bewaffneten, und eilte auf den Platz; Gleiches thaten die Peruzzi und die Gianfigliazzi, und die von der Partei Nicolas von Uzzano, der mit Thomas Albizzi das Haupt der Vornehmen gewesen. Bernard Guadagni ließ die große Glocke läuten, und berief dadurch das Volk zum öffentlichen Parlament. Und die Signoren verfügten sich mit dem Gonfaloniere hinaus auf die Tribüne. Nachdem nun Ser Filippo delle Riformagioni das Volk angeredet und befragt, und seine Zustimmung zur Ernennung der neuen Mitglieder der Vogtei erhalten, wurden die Erwählten abgelesen, die das Volk bestätigte, worauf die Signoren sich wieder in den Palast begaben und verordneten, daß am nächsten Tage die Vogtei zusammentreten sollte. Der bedrängte Cosmus, welcher aus seinem Fensterlein von der Höhe des Thurmes hinabschaute, und so viel bewaffnet Volk in seinem Leben nicht gesehen und die Gefahr nie so sehr berechnet, verlor völlig den Muth und hielt sich schon für todt. Er betrachtete, daß, wie sie ihn ohne Fehl von seiner Seite in den stolzen Thurm eingeschlossen, sie ihm auch das Leben nehmen würden. Er selbst fürchtete sich minder noch, als alle seine Freunde, und seinetwillen flossen viele Thränen. In den Vorstädten, wo die Armen wohnen, war es ein allgemeines Wehklagen, und Weinen und Beten um seine Rettung.

Schon mehrere Tage hindurch hatte man Rath gepflogen, und war noch zu keinem Entschlusse gelangt. Während man unten über Cosmus Tod und Todesart stritt, saß er in dem hohen Thurme, wo

er der Aufsicht Friedrich Malavolti's übergeben war. Dieser kam Mariotto Baldovinetti fragen, was der Gefangene thue und von seiner Angelegenheit halte, worauf jener antwortete: „Cosmus steht in vielen Gedanken, und unter andern will er nicht essen, sondern sagt, es sey nicht seine Stunde, und er spüre keinen Hunger." Da antwortete der schlimme Mariotto: „Der Böse hat wohl Angst, vergiftet zu werden. Darüber kam Giovanni di Matteo hinzu und sagte: „Das ist seine Sache, er mag essen wollen oder nicht, er wird das Fleisch hergeben und wir die Brühe." Und Mariotto begann wieder und sagte zum Malavolti: „Du sollst der Mann seyn, der unserer Gefahr und seinem Verdacht ein Ende macht; dafür wird die gesammte Regierung dich mit gefalteten Händen verehren, und keiner deiner Wünsche wird vergeblich seyn. Wir wollen, du sollest Cosmus einen vergifteten Trank einschenken, und so uns der Fährniß, ihn der Angst entledigen." Friedrich aber ward aufs äußerste entrüstet durch eine so unehrbare Zumuthung, und sagte: „Herr, zwischen dem Edeln und Gemeinen ist kein Unterschied bei Geburt oder Tod, wohl aber im Leben; denn jener haßt die Schande, dieser kann sie nicht hassen, denn er kennt sie nicht einmal. Um eures guten Namens willen will ich ein so gehässiges Ansinnen verschweigen." — Zwei der Achte wollten ihn sodann bereden, er solle sie bei Nacht in den Thurm lassen; dort würden sie Cosmus erwürgen, ihn auf den Platz hinabwerfen, und ein zerrissenes Seil ans Fenstergeländer binden, damit das Volk glaube, er habe beim Versuche zu entfliehen den Hals gebrochen. Aber der brave Malavolti hörte ebenso wenig auf diesen Antrag, sondern ging zu Cosmus, und sagte ihm, um seine Angst nicht noch zu mehren, mit heiterer Miene: „O Cosmus, wie kann es seyn, daß während der vielen Tage, welche du hier zugebracht, der Hunger dich noch nicht zur Speise greifen gemacht hat? Ich kann mir nicht anders denken, als daß du befürchtest, ich werde das Werkzeug deines Todes seyn — ich aber gebe dir zu überlegen, daß ich ein Malavolti bin, und der größten Schätze der Welt wegen meinen ehrlichen Namen nicht verlieren möchte, wie es gewiß der Fall seyn würde, willigte ich in einen solchen Verrath. Ich will, daß du essest, und versichere dich auf Ritterehre, daß du keine Speise berühren sollst, als solche, die ich mit eigenen Händen für mich bereitet." Nach dieser Rede faßte Cosmus wieder Muth, sah Friedrich ins Gesicht, umarmte und

küßte ihn unter vielen Thränen und sagte: „Gott danke dir für mich! und dann genoß er Nahrung und war seiner tödtlichen Furcht ohne.

Und da sie mehrere Tage zusammen blieben, geschah es, daß der Ritter von einigen Freunden aus Colle an hundertfünfzig fette Feigenschnepfen erhielt. Von diesen trug er die Hälfte der Signorie, die sie mit großem Gefallen aufnahm, und behielt die andere Hälfte für sich und die Gesellschaft, welche sie ihm gegeben. Da eben ein lustiger Geselle und alter Bekannter des Gonfaloniere, Namens Ferganaccio, zugegen war, lud dieser sich selber beim Malavolti zum Abendessen ein. Als nun Cosmus, Friedrich und Ferganaccio an derselben Tafel speis'ten und die Früchte aufgetragen worden, stieß Cosmus den Ritter mit dem Fuße an und gab ihm ein Zeichen, er möge sich entfernen; Friedrich stand auf und that, als gehe er hinaus, um noch etwas für den Tisch zu holen. Cosmus redete unterdessen wenige Worte mit Ferganaccio, welcher bald darauf die Stube verließ und ohne Zeitverlust mit Bernard Guadagni Unterredung pflog. In derselben Nacht noch kam Bernard zu Cosmus, und am nächsten Morgen wurde angeordnet, daß Ser Michele von Santa Maria Nuova dem Gonfaloniere heimlich eine wohlgespickte Börse anbieten solle. Und von derselben Stunde an brauchte Cosmus sich nicht mehr vor dem Tode zu fürchten, und der Beschluß wurde gefaßt, ihn nach Padua in die Verbannung zu senden.

So geschah es auch. Als die Vogtei zum erstenmale zusammentrat, wurde entschieden, daß Cosmus auf vier Jahre nach Padua verbannt und seine ganz Familie untauglich erklärt werden sollte, ferner ein Amt in der Republik zu erhalten. Da unterdessen der Feldhauptmann Nicolas von Tolentino, ein Freund Cosmus', ungerufen mit seinen Leuten bis Signa, sechs Miglien vor der Stadt, vorgerückt war, auch die Venezianer Gesandte geschickt und Don Ambrosius Traversari zu demselben Zwecke, für Cosmus sich zu verwenden, von Ferrara, wo er als General der Camaldulenser sich aufhielt, nach Florenz gekommen, beeilte sich die Signorie. In der Nacht trat der Bote der Vogtei in das Gefängniß; Cosmus, welcher fürchtete, seine ärgsten Feinde möchten doch die Oberhand behalten haben, erschrack bei seinem Anblick so sehr, daß er die Besinnung verlor und wie todt zu Boden stürzte. Aber der Bote tröstete ihn, und verkündigte ihm das Urtheil. Als der dritte October gekommen, wurde Cosmus um die dritte Stunde der Nacht aus dem Kerker

geholt, und nachdem man ihn vor die Signorie geführt, betheuerte er in einer wohlgesetzten Rede seine Unterwürfigkeit und empfahl sich jedem guten Bürger. Da Ormann Albizzi, der Sohn Messer Rinaldo's, mit vielen der Seinigen sich auf dem Platze versammelte und Cosmus zu ermorden drohte, ließ die Signorie ihn durch viele Bewaffnete nicht nur nach Hause, sondern auch auf seinem Wege durchs Gebiet der Republik begleiten, während er, von dem Bedauern und den Wünschen des Volkes begleitet, über Pistoja nach Modena und von dort nach Padua ritt. Am meisten unzufrieden und entrüstet über den Entschluß des Gonfaloniere, dem er seine Feilheit vorwarf, und der Signorie war Messer Rinaldo, welcher die Folgen klar voraussah und jenen ins Gesicht sagte: sie hüben dem Cosmus nicht nur das Capital auf, sondern würden ihm auch hundert Procent Zinsen zu zahlen haben.

Die Vorhersagung traf ein. Rinaldo degli Albizzi starb im Exil mit Vielen seines Anhanges, während Cosmus de' Medici nach kurzer Frist im Triumph aus der Verbannung heimkehrte, und die Größe seines Hauses begründete.

Briefe über das Casentino.

1831.

Camaldoli, am 18 Junius.

Die hohe Kette der Apenninen scheidet auf der Strecke, wo sie Toscana durchzieht, von ihrer südlichen Seite mehrere Nebenzweige ab, welche dieß schöne Land in eine Menge einzelner Thäler theilen, so daß man oft nur auf langen Umwegen oder auf beschwerlichen Bergpfaden aus dem einen ins andere gelangen kann. Von den Höhen aus, auf denen der Arno entspringt, läuft eine Gebirgskette ab, welche, dem Strome den nahen Weg nach der Florentiner Niederung versperrend, erst unter dem Namen der Consuma südöstlich, dann, Pratomagno genannt, mit dem Hauptgebirge beinahe parallel sich hinzieht — zwischen dieser und jenem verbirgt sich ein anmuthiges, grünes Thal, eines der wenigen, welche die Waldungen in ihrer Schönheit bewahrt haben, die vor Jahrhunderten die Abhänge des toscanischen Apennin bedeckten. Wenn man von den Höhen,

welche Florenz umschließen, von denen man die schöne Stadt mit ihren Kuppeln, ihren Thürmen und Palästen, und ihren Tausenden von flachen Dächern in der blühenden Ebene vor sich ausgebreitet sieht, nach Nordosten stromaufwärts blickt, gewahrt man diese Bergkette, im Winter mit tiefem Schnee bedeckt, welche das Thal des Casentino von dem Florentinischen Arnothal scheidet.

Geschichtliche Erinnerungen mannichfacher Art knüpfen sich an diese jetzt so ruhige und einsame Gegend. Hier lagen die ritterlichen Burgen der Grafen und Herren, welche sich während der Feudalzeit in den Besitz der reichen Landschaften Toscana's theilten, als sie noch vom Kaiser vergeben, und Pfalzgraf und Vicar über Florenz bestellt wurden; hier wurde in dem wildesten Kampfe der Factionen Bürgerblut vergossen, als die Namen Kaiser und Papst noch das Losungswort zum allgemeinen Kampfe, zur Veruneinigung der Familien selbst gaben; hier wandelten, lehrten und büßten heilige Männer des frühen Mittelalters; hier irrte Italiens größter Dichter umher, ausgestoßen und bedroht von seinem Vaterlande. Alles das ist geschwunden: Kriegslärm und Waffengeklirr sind verhallt; die hohen Burgen liegen in Trümmern; die alten Geschlechter sind ausgestorben; niemand als den fleißigen Ackerbauer im Thale, oder den Lämmer- und Ziegenhirten auf den grünen Höhen, trifft der Wanderer, welcher auf beschwerlichen Stegen zu den einsamen Klöstern hinansteigt, mit denen der fromme Sinn des Mittelalters die majestätisch-düstere Wildniß heiligte und schmückte.

Der erste Theil des Weges, nachdem man Florenz durch das Thor La Croce verlassen hat, führt durch eine ebene Gegend, zum Theil dicht am Arno, der hier manchen angenehmen Punkt bietet und mit dem Neckar einige Aehnlichkeit hat, obgleich dieser breiter und schöner ist, und auf einer großen Strecke seine Hügel waldiger und steiler sich in seinen Wasserspiegel senken. Das matte Grün der Oelbäume, so angenehm es auch hie und da ist, verdirbt, wo es einförmig und durch keine andere Baumart unterbrochen wird, sehr die malerische Wirkung. Eine der hübschesten Aussichten auf den Strom hat man bei Pieve a Remoli, wo ein altes, castellartiges, mit Zinnen versehenes Gebäude das Mittelalter zurückruft. Noch immer währen die Oliven- und Rebenpflanzungen, das Thal ist gut angebaut und fruchtbar. Nach zehn Miglien Weges erreicht man das Städtchen Ponte a Sieve, welches sich durch nichts als seine

malerische Lage bemerklich macht. Die Aussicht von der Brücke, welche über die hier in den Arno strömende Sieve führt, ist besonders anmuthig. Bald hinter dem Städtchen verläßt man die über Arezzo und Perugia nach Rom führende Hauptstraße und fährt zur Linken die über einen Zweig der Apenninen führende, sehr gute, aber stark steigende Nebenstraße hinan. Nun wird die Aussicht immer weiter und großartiger. Man sieht tief unten einen großen Theil des obern Arnothals mit seinen zahllosen Hügeln, und bald erblickt man zu seiner Rechten die von grünenden Wiesen überragten herrlichen Tannenwaldungen, aus denen die weißen Gebäude des schönen einsamen Klosters Valombrosa leuchtend hervorschauen. Je mehr man sich der Höhe des Berges naht, über welchen der Weg führt, und der von einem nicht fern von dem Gipfel bei einem Köhlerdörfchen gelegenen Wirthshause La Consuma genannt wird, um so auffallender ist die Veränderung des ganzen Aussehens der Gegend. Der Berg selbst ist nackt und im Ganzen einförmig; zu seinen Seiten steigen Schluchten in die Thalgründe hinunter, die meist mit Wiesen bedeckt sind, und wo man Eichen und Castanienpflanzungen sieht. Ein fast immerwährender Wind weht auf dieser beträchtlichen Höhe.

Hat man die Spitze der Consuma erreicht, da wo sich die Gegend nach Südosten öffnet und der Abhang des Berges viel rascher und steiler ist als auf der entgegengesetzten Seite, so sieht man auf Einmal ein ganz verschiedenes Land vor sich liegen, dessen Anblick nach der wilden, starren Bergnatur einen angenehmen Eindruck macht. Zur Linken ziehen sich die Hügel ununterbrochen fort, zur Rechten sieht man ein mehr langes als breites Thal liegen, der Länge nach von einem beträchtlichen Flusse durchströmt, von Hügeln unterbrochen, welche alterthümliche Städtchen mit ihren Thürmen krönen, reich an frischen, grünen Waldungen und Wiesen. Eine hohe Bergkette schließt im Hintergrunde den Gesichtskreis, wo namentlich eine sonderbar gestaltete, waldbedeckte Bergspitze sich beinahe isolirt emporhebt und die Blicke auf sich zieht. Das Thal ist das Casentino, mit seinen freundlichen Ortschaften und seinen Ebenen, durchschnitten von

„den Bächlein, die von grünen Hügeln strömend,
Im Casentino in den Arno fließen," [1])

[1]) Dante, Inferno, c. XXX, 64.

der Strom

„das Flüßchen, das auf Falteron' entspringt,
Und sich an hundert Meilen Laufs nicht sättigt;" *)

— die Berge, die Ketten der Serra und Giogana, unter ihnen jener Felsen von Alvernia, welcher auf seinen Klippenmassen eines der berühmtesten Klöster Italiens trägt.

Wir fuhren nun hinunter dem Thale zu, von wo uns mildere Luft entgegenwehte. Bald boten sich die Trümmer eines alten Castells, malerisch auf einem Hügel gruppirt, unseren Blicken dar. Es war Romena, die einstige Burg des Grafen Aghinolfo, aus dem Stamme der Guidi, welcher den Meister Adam von Brescia zur Geldverfälschung verleitete, wofür dieser im Jahre 1280 zum Flammentode verurtheilt ward und in der Hölle Dante's wie Tantalus schmachtet, stets die frischen Quellen des Casentino vor den Augen und sich noch des hellen Wassers des Brandabrunnens erinnernd, der unter dem Hügel, worauf die Burg steht, hervorsprudelt. **) Die alten Mauern Romena's hatten einst einen Umfang von einer halben Miglie und waren mit vierzehn Thürmen versehen. Jetzt stehen nur noch Trümmer, die malerisch in das Thal von Pratovecchio hinunterschauen, einige Hütten und ein kleines Bethaus außerhalb der Mauern. Schon 1357 gelangte diese Besitzung

---

*) Dante, Purgatorio, c. XIV, 16. — Die Quellen des Arno (Capo d'Arno) liegen nach Inghirami's neuester Messung 4168 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers, auf dem Berge Falterona, einem der höchsten Gipfel der mittleren Apenninen. Obgleich dieser Berg nicht mehr denn 25 Miglien von Florenz liegt, macht der Strom, durch die Lage der Gebirgsketten genöthigt, einen drei bis vier Mal längeren Lauf, um bis zu dieser Stadt zu gelangen.

**) Inferno, c. XXX, 60. — Meister Adam soll auf der Höhe der Consuma verbrannt worden seyn, da wo sich noch ein Steinhaufen befindet, den man „die steinerne Wand des todten Mannes" nennt. — Fonte branda suchen die meisten Commentatoren des Dichters, der den vor Durst verschmachtenden Maëstro Adamo sagen läßt: „nicht für den Brandabrunnen würde ich das Vergnügen geben, einen meiner Verführer hier zu sehen, wo ich leide" (V. 76 folg.), unrichtig in Siena, wo sich ein gleichnamiger Brunnen befindet, da doch Dante ohne Zweifel den bei Romena gemeint hat, der dem Meister Adam sehr bekannt seyn mußte, weil er dort wohnte. (s. auch Arrivabene, Secolo di Dante. Vol I. p. 464. Fir. 1830).

durch Kauf an Florenz. — Um Mittag erreichten wir nach siebenstündiger Fahrt das Städtchen Stia, einen gewerbthätigen und freundlichen Bezirksort, am Arno liegend, von dessen Quelle er zehn Miglien (südlich) entfernt ist, und über den eine steinerne Brücke führt. Die fleißigen Einwohner nähren sich von Tuch- und Papierfabrication und von Ackerbau. Oberhalb Stia, an den Berg gelehnt, sahen wir das Dorf Porciano, auf dessen Namen in der göttlichen Komödie angespielt wird, indem es (Purgat. c. XIV, 43) heißt, der Arno bahne sich erst einen ärmlichen Pfad zwischen wüsten Schweinen hindurch („tra brutti porci"), mit dem hohen Thurme seines alten Castells, wo, der Volkssage nach, der vierundzwanzigjährige Dante nach der Schlacht bei Campaldino (1289) eine Zeit lang als Gefangener des wilden Ghibellinen, Grafen Currado, aus dem weitverzweigten Hause der Guidi, gewohnt haben soll.

Wenn auch diese, durch eine neuere Inschrift bestätigte Sage ein mit der Geschichte unvereinbarer Irrthum ist, so knüpft sich doch die Erinnerung an den großen Dichter an diesen Ort wie an manche andere im Casentino. Am 27 Januar 1302 war Dante, welcher sich als Gesandter der Republik bei Papst Bonifaz VIII befand, durch den Podestà von Florenz, Canto de' Gabbrielli von Gubbio, nebst vielen Andern verbannt worden. Wie sehr er, dessen Feuerseele alles in Florenz umschloß, welches er selbst im Hasse glühend liebte, die Bitterkeit dieser Strafe empfand, darüber drückt er sich mehrfach in seinen Werken aus. „Mit allen Unglücklichen habe ich Mitleid; das größte Mitleid aber fühle ich für diejenigen, welche, in der Verbannung schmachtend, nur im Traume das Vaterland wiedersehen." Der Versuch der Ausgewanderten, im Julius des Jahres 1304 mit bewaffneter Hand Florenz zu gewinnen, mißlang, obgleich sie schon bis zur Kirche Sta. Reparata vorgedrungen waren, nachdem sie das Thor der Spadari erstürmt. Seitdem irrte er, seine Hölle schreibend, welche er Uguccione della Faggiuola widmete, umher durch die Lunigiana, die Romagna und Lombardei, selbst jenseits der Alpen. Das Glück lächelte noch einmal den toscanischen Ghibellinen, als Heinrich von Luxemburg die Kaiserkrone erhielt. Am 16 April 1311 schrieb Dante dem Kaiser, der damals Brescia belagerte, einen heftigen Brief, worin er ihn zum Kampfe gegen die florentinischen Guelfen ermunterte: diese Epistel war in Tos-

cana unterhalb der Arnoquellen geschrieben — damals war er wahrscheinlich in Porciano, dessen Besitzer, obgleich Ghibelline, vielleicht ängstlich geworden durch des Dichters Heftigkeit, da die Macht der Guelfen durch König Robert von Neapel in Toscana überwiegend war, oder erzürnt über die schnöde Behandlung, die seinen Verwandten in der Hölle zu Theil geworden, ihn in den Thurm eingesperrt haben mochte, dadurch Dante's Grimm auch gegen sich reizend, und zu der erwähnten Sage Anlaß gebend. *)

Ueber Stia hinaus, wo wir in dem Wirthshause, das besser war, als wir erwartet hatten, rasteten, bis die Mittagshitze vorüber war, konnte unser Florentiner Fuhrmann uns weiter von keinem Nutzen seyn; wir hatten nun die Bergpfade zu ersteigen, die nach Camaldoli führen. Eine kleine Miglie Weges blieben wir noch in der Ebene, bis wir das Städtchen Pratovecchio hinter uns gelassen hatten, einen ziemlich alterthümlich aussehenden Ort, dessen Häuser meist Arkaden haben, und über welchem sich die Trümmer Romena's besonders malerisch ausnehmen. Dann stiegen wir, von einem Führer begleitet, die Berge auf zum Theil ziemlich beschwerlichen und steinigen Pfaden hinan, bis die Hügel hinter Pratovecchio tief unter uns lagen und endlich unsern Blicken entschwanden. Etwas Merkwürdiges hat dieser Weg nicht. Die Höhe des Berges ist dem Winde bloßgegeben und ganz nackt; an einzelnen geschützten Stellen trifft man Eichen und Wiesen mit Schaf- und Ziegenheerden, deren Aussehen indeß eben nicht sehr für die Reichlichkeit des Futters zeugt. In einer tiefen Schlucht liegt das Dörfchen Moggiona, von wo sich die Wege in die untern Thalgründe hinabziehen. Von hier aus ist der Weg, einen kahlen Schieferberg hinan, besonders steil und ermüdend. Nach dreistündiger Wanderung (von Stia) sahen wir endlich wieder Wiesen und Bäume, und kamen an einem eingeschlossenen, für die Heerden zur Nachtzeit bestimmten Gehege vorbei, bis uns eine Allee in ein enges, längliches Thal hinunterführte, wo hohe Tannen uns auf allen Seiten umgaben, und wir plötzlich ein ausgedehntes, unregelmäßiges Gebäude vor uns liegen sahen. Hätte uns nicht das ganze Aeußere desselben gesagt, daß wir ein Kloster vor uns hatten, so würden die am Thore erscheinenden weißen Gestalten es gethan haben. Wir befan-

*) Vgl. Troya's interessantes Buch „Del Veltro allegorico" p. 123.

den uns am Ziel unserer heutigen Wanderschaft, in dem lange ersehnten Camaldoli.

Camaldoli, am 19ten Junius.

Wir wurden hier freundlich und höflich aufgenommen. Der Padre foresteraro (so nennt man in den Klöstern denjenigen Geistlichen, welchem es obliegt, für die die Gastfreundschaft in Anspruch nehmenden Fremden zu sorgen), ein noch jugendlicher schöner Mann, und ein jüngerer Laienbruder (Converso) ließen es uns an nichts fehlen. Ein Nachtmahl und gute Betten waren sehr willkommen. Heute Morgen machten wir einen kleinen Spaziergang durch die Umgebung, um uns über die Localität des Ortes zu unterrichten.

Das Kloster liegt, wie ich schon bemerkte, in einem länglichen Thale, das sich nach der einen Seite, woher wir gekommen, öffnet, während es auf allen andern von hohen Bergen umgeben ist, welche im Schatten ungeheurer Tannen und Buchenwaldungen liegen. Die Gebäude selbst scheinen aus verschiedenen Zeiten herzurühren und bilden einzelne aneinandergehängte Massen, ohne auf irgend eine architektonische Regelmäßigkeit oder Schönheit Anspruch zu machen. Eine angenehme erquickende Kühle herrscht an diesem stillen einsamen Orte; von den nördlichen Höhen schlängelt sich ein kleiner Gebirgsstrom (der Fiumicello di Camaldoli) herunter, der in seinem tiefen Bette das Thal durchrauscht, in der Nähe des Klosters eine Wassersäge treibt und später in den Ebenen des Casentino sich mit dem Arno vereinigt. Die Schönheit dieses Ortes würde noch großartiger seyn, wären nicht einzelne der tiefer liegenden Hügel des Schmuckes ihrer erhabenen Waldungen durch die Axt beraubt worden. Die Mönche sagten uns, es sey während der Zeit der Aufhebung der Klöster in der französischen Epoche geschehen — zuverlässig ist, daß damals eine bedeutende Bibliothek, nebst vielen Handschriften, Kupfern u. s. w., zerstreut und verschleudert wurde.

Ein vortreffliches Frühstück rief uns wieder ins Kloster zurück, worauf wir dessen Kirche und Gebäude in Augenschein nahmen. Erstere hat nichts Merkwürdiges. Am Hauptaltare befindet sich eine Kreuzabnahme von Vasari, und zu den Seiten Christi Geburt und eine Madonna mit den heil. Johann Baptist und Hieronymus, von demselben. Sie sind aus seiner früheren Zeit (aus den Jahren

1537 — 39, gemäß der Selbstbiographie und den Briefen) und von keinem bedeutenden Werthe. Doch sind sie, nebst einem Christus am Oelberg (der sich in einer kleinen Capelle des Klosters, capella dell' infermeria, befindet und lange für einen Raffaellino del Garbo gehalten wurde, bis er sich gleichfalls durch Documente als Vasari's Werk auswies) noch die bessern Gemälde, worunter nur noch ein großes Bild von Pomarancio im Refectorium — Christus, den die Engel in der Wüste speisen — zu bemerken ist. Sonstige Kunstschätze finden sich nicht vor. Die Gebäude sind luftig, gesund und geräumig; aber die geringe Anzahl der jetzigen Bewohner (nur fünfzehn) steht in keinem Verhältnisse zu ihrer Ausdehnung. Die Mönche haben meist ein würdevolles Aeußere, wozu ihre reichlichen Bärte und langen weißen tuchenen Gewänder nicht wenig beitragen. Die Fremden, welche, durch die Majestät der Gebirgsnatur angelockt, bei ihnen Gastfreundschaft suchen, sind stets wohl aufgenommen. Ich kann nicht umhin, hier des geistvollen und unterrichteten Padre Camerlingo (V. Frilli) zu erwähnen, dem wir, wie unser gutes Geschick es wollte, durch einen Brief eines seiner florentinischen Bekannten empfohlen waren, und der eine liebenswürdige Zuvorkommenheit mit dem gesundesten Urtheil und umfassenden Kenntnissen vereinigt. Wir waren erstaunt, in diesem einsamen, von Menschen abgeschiedenen Apenninenthale die genaueste Kenntniß der Tagesgeschichte und der alten und neuesten Literatur, namentlich der historisch-politischen zu finden. — Ueberhaupt haben die Camaldulenser sich vor vielen anderen Mönchsorden stets vortheilhaft ausgezeichnet. Was sie für Geschichte und Literatur leisteten, wird noch dankbar anerkannt — diesen Gegenden waren sie stets Wohlthäter und Väter. Namentlich wirkten sie auf Ackerbau und Gewerbfleiß. Für Toscana waren sie, wie ein kundiger Schriftsteller bemerkt, die Lehrer in der Kunst, aus den Waldungen den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, ohne sie zu zerstören, wie es leider in so manchen, einst waldreichen, jetzt nackten Theilen des Landes geschehen ist, wo man sich durch ein übelberechnetes Interesse hinreißen ließ. Seit Jahrhunderten wurde in diesen majestätischen Tannen- und Fichtenwäldern das Fällen systematisch betrieben, indem erst nach Verlauf von einhundert Jahren dieselbe Stelle wieder berührt werden durfte, und immer wieder neue Pflanzungen vorgenommen wurden.

Der berühmtere Theil des Camaldulenser-Klosters, die Einsie-

deleien (sacro Eremo), liegt anderthalb Miglien höher nördlich im Gebirge. Leider sind auf dem einst völlig beschatteten Wege dahin und um diesen Ort herum die Tannenwaldungen am meisten verunstaltet. Hier baute Sanct Romualdus seine erste Zelle und gründete den Orden der Camaldulenser. St. Romuald war zu Ravenna aus einer fürstlichen longobardischen Familie geboren. Nach einer mitten im Strudel der Welt verlebten Jugend wendete sich sein Gemüth dem Höchsten zu, und er trat in den Benedictinerorden, zu dessen eifrigsten Mitgliedern er bald gezählt wurde. Nach einigen in der Ruhe seines ersten Klosters zugebrachten Jahren reis'te er in dem obern Italien und den angränzenden Ländern umher, mehrere Klöster und Einsiedeleien gründend. Aber sein Feuereifer ließ ihn noch immer nicht rasten, und er suchte nach einem Orte, der durch seine Abgeschiedenheit und Einsamkeit, ganz so wie sein Geist es ihm vorstellte, zur Betrachtung und zum Gebete geeignet wäre. Als er sich nun auf der Wanderung durch die gebirgigen Striche der Romagna befand, erstieg er einst einen hohen Berg, wo er nichts als das Rauschen des Windes durch die Waldung und den Gesang der Vögel vernahm. Auf dem Gipfel angekommen, sezte er sich ermüdet nieder und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Da hatte er einen wunderbaren Traum. Er sah den Ort vor sich, wo er sich wirklich befand, und von welchem sich eine Leiter zum Himmel emporhob, auf welcher Mönche seines Ordens, aber in weißer, statt schwarzer Kleidung, hinaufstiegen. Als der Heilige erwachte, schien ihm dieß eine göttliche Mahnung, an demselben Ort ein neues Kloster zu gründen. Deßhalb beschloß er, sich zum Bischofe von Arezzo zu begeben, zu dessen Sprengel das Land gehörte, und ihn um Rath zu fragen. Als er in dieser Absicht den Berg hinunterging, begegnete ihm ein Graf aus genannter Stadt, Namens Malpulo, der sich in diesen Gebirgsstrichen, die sein Eigenthum waren, mit der Jagd vergnügte. Dieser hatte zu gleicher Zeit denselben Traum gehabt und bot nun dem ehrwürdigen Mönche dieses sein Besitzthum an, dort seine Einsiedelei zu gründen. Der Bischof Tebaldo von Arezzo ermunterte den Heiligen zu seinem Werke, und im Jahre des Herrn 1012 erhob sich auf diesem Felde Maldulo's (Campo di Maldulo) eine Capelle, die der genannte Bischof weihte, nebst fünf Einsiedlerwohnungen. Romuald wechselte, der Eingebung seines Traumes zufolge, die Farbe der Kleidung seiner Begleiter in Weiß, und diese wurden, nach dem

Orte, wo ihre ersten Zellen standen, Camaldulenser genannt. So erzählt die Legende den Ursprung dieses über Italien weit verbreiteten Ordens und seines Namens. *)

Die Zahl derer, welche das fromme Leben des Heiligen theilen wollten, mehrte sich bald bedeutend, und in dem Thale, das am Fuße des Berges liegt, wurde ein Hospiz zur Aufnahme von Reisenden gebaut, wo sich ein Mönch und zwei Laienbrüder niederließen, und welches das Hospitium fontis boni genannt wurde. **) Im Jahr 1072 erließ Papst Alexander II eine Approbatio congregationis monachorum Eremitarum Camaldulensium, alias campi amabilis, ordinis S. Benedicti. Noch dreimal verließ „Romualdus der Büßer" seinen mit Vorliebe gepflegten Aufenthaltsort, einmal um in die Romagna hinunterzusteigen, das zweite Mal um mit Kaiser Heinrich, dem Gemahle der deutschen Schutzheiligen Kunegunde, zusammenzutreffen, was in dem Kloster zu Monte Amiato, im Bisthum Chiusi, 1022 geschah. ***) Von der dritten Wanderung kehrte er nicht wieder nach Camaldoli zurück. Er starb in Valle di Castro, am 19ten Junius 1072, der gewöhnlichen Annahme nach in seinem 120sten Lebensjahre. ****)

Georg Vasari, welcher, nachdem er auf Veranlassung des Todes des Herzogs Alexander von Medici Florenz verlassen, im Jahre 1527 in Aufträgen der Mönche lange Zeit hier verweilte, hat in einem Brief an Messer Giovanni Pollastra eine Schilderung des Eremo hinterlassen, die ich gerne statt der meinigen hersetze, da sie auch heute noch, nach mehr denn 300 Jahren, vollkommen paßt, und überdieß in Bezug auf den Charakter des Verfassers selbst interessant ist. „Kennten die Aerzte alle Uebel," sagt der Geschichtsschreiber der schönen Künste, „wie Ihr den Grund des meinen, so glaube ich,

*) Das Wappen der Camaldulenser ist ein Kelch, aus dem zwei Tauben trinken. Es macht jezt einen Bestandtheil des päpstlichen Wappens aus, indem Gregor XVI zu diesem Orden gehört.

**) Aus diesem Hospiz erwuchs das gegenwärtige Kloster.

***) Werner läßt in seinem eben so tief poetischen als religiösen dramatischen Gedichte „Kunegunde die Heilige," St. Romuald zwar nicht auftreten, aber eine darum doch nicht minder bedeutende und in den Gang der Begebenheiten eingreifende Rolle spielen.

****) Acta Sanctorum. Febr. T. II. — Notizie storiche spettanti al s. Eremo di Camaldoli. Fir. 1795.

daß der Tod dem Menschengeschlechte wenig Schaden thun würde. Trübsinnig in Arezzo, gequält von Trauer über den Tod des Herzogs, nicht aufgeheitert durch den Umgang mit Verwandten und Freunden und durch häusliche Geschäftigkeit, saß ich eingeschlossen auf meinem Zimmer, arbeitete ohne Unterlaß und verzehrte mein Gehirn und meine Kraft bei diesem Werke, da mein Geist durch Bilder des Entsetzens verdüstert und mein Verstand dadurch so krankhaft geworden war, daß ich fürchte, ich würde ein schlimmes Ende genommen haben, hätte ich in dieser Weise fortgefahren. Gott segne Euch tausendmal, mein geliebter Giovanni; denn ihr führtet mich zu den Einsiedeleien von Camaldoli, da ich an keinen passenderen Ort kommen konnte, um zur Selbstkenntniß zu gelangen. Außerdem, daß ich meine Zeit zu meinem Vortheil in Gesellschaft dieser heiligen Geistlichen zubringe, welche innerhalb zweier Tage meine Seele so gekräftigt haben, daß ich schon anfange, meine Thorheit und den Abgrund, worein sie mich blindlings stürzte, zu erkennen, sehe ich hier auf diesem erhabenen Alpengipfel, zwischen diesen schlanken Tannen, die Vollkommenheit, welche man durch die Ruhe gewinnen kann. Wie jene in jedem Jahre ein Gerüst von gekreuzten Aesten, gerade zum Himmel steigend, um sich erbauen, so erheben sich diese heiligen Einsiedler in Nachahmung der Bäume (und zugleich wer mit ihnen hier wohnt), um die eitle Welt sich nicht kümmernd, mit der Inbrunst des zu Gott gerichteten Geistes in ihrer Vervollkommnung immer mehr zu ihm; und so wie sie hier die feindlichen Anfechtungen und die irdische Eitelkeit verachten, lachen sie, wenn auch ohne Unterlaß gepeitscht von den tobenden Winden und Stürmen, dennoch unser, indem sie in der reinern Luft aufrechter, schöner, stärker und vollkommner werden, als sie je waren; so daß man recht erkennt, wie der Himmel diesen Seelen, die sich ganz seinem Dienste widmen, Standhaftigkeit und Glauben verleiht. Ich habe bis jetzt fünf etwa achtzigjährige Greise gesehen und zu ihnen gesprochen, die durch die Vervollkommnung im Herrn erstarkt, mir Engel des Paradieses schienen; und mit Erstaunen sah ich sie in einem so hohen Alter Nachts wie Jünglinge mitten unter dem Eise vom Lager aufstehen, obgleich der Schnee sich um sie her erhebt, und aus ihren ummauerten, 150 Schritte von einander entlegenen Zellen um die Matutin und zu den andern Tageszeiten mit einer Freudigkeit und Raschheit in die Kirche sich begeben, als gingen sie

zu ihrer Hochzeit. Hier weilt die Ruhe mit ihrer stummen Sprache, welche kaum zu seufzen wagt; selbst das Laub der Tannen getraut sich nicht, mit dem Winde zu reden, und die Quellen, durch hölzerne Rinnen durch die ganze Einsiedelei geleitet, führen leise das immer helle Wasser zu den Zellen. Mit Vergnügen sah ich in jeder derselben einen Raum zum Umherwandeln von etwa zwölf Fuß, ein Zimmer zum Schreiben und Studiren, ein Bett und einen Speisetisch, der einer Art von Fenster gleicht, das sich von außen öffnet, und wo die Laienbrüder den Mönchen ihre Speisen hineinsetzen, so daß der darin befindliche von innen öffnet und seine Mahlzeit hält, sodann, wenn er fertig ist, dem andern die Schüssel wieder hinschiebt, worauf dieser sie leer wegträgt, ohne daß dabei ein Wort zwischen ihnen gewechselt wird. Es ist daselbst eine Feuerstelle und bedeutender Vorrath von Holz für Winter und Sommer, und eine hübsche, fromme, kleine Capelle, in der auch ein verzweifelndes Gemüth sich andächtigem Beten hingeben müßte. Ich schweige von den übrigen unendlichen Bequemlichkeiten der Vorhalle, des Ortes zum Waschen der Leinwand, und den schönen Gärten, welche für den, der ihrer genießt, eine Wohlthat sind."

Dieser hochgelegene Ort ist während des Winters allen Unbilden der Witterung ausgesetzt. Der Schnee liegt oft so hoch, daß nur die Dächer der Zellen aus ihm hervorschauen und Arbeiter jeden Morgen Wege schaufeln müssen, damit man zur Kirche gelangen könne. Er bleibt im Durchschnitt sieben Monate lang liegen. Die Lebensart ist streng, Fleischspeisen werden nie genossen. An mehreren Wochentagen ist alles Reden untersagt. Sieben Mal im Tage und in der Nacht versammelt man sich zum Gottesdienst in der Kirche. Hier bleiben die Mönche, bis vorgerückteres Alter oder Kränklichkeit sie aus dem anachoretischen zum Zusammenleben in das untere Kloster rufen, wo die Disciplin minder streng ist.

Der ganze Eremo, der erst seit etwa fünf Jahren wieder bewohnt ist, nachdem er lange Zeit wüste gelegen, gleicht einem mit einer Mauer umschlossenen kleinen Dorfe mit geraden Kreuzstraßen, wo die einzelnen Zellen mit dem anstoßenden Gärtchen von einander getrennt und mit einer Mauer umgeben liegen. Jetzt wohnen dort fünfzehn Mönche; Raum ist für die doppelte Anzahl. Jeder der Priester wohnt allein, die Laienbrüder in zwei Gebäuden zusammen. Die Kirche hat zwei hohe Glockenthürme zu beiden Seiten der Façade;

im Innern ist sie bunt und geschmacklos. Ein etwa vierzigjähriger schöner Einsiedler führte uns zu seiner Zelle, deren Reinlichkeit wir nicht genug bewundern konnten. Wir vernahmen von ihm, er sey aus Pisa gebürtig und ehedem ein Maler und Schüler Benvenuti's in Florenz gewesen. Später wurde ich mit seiner traurigen Geschichte bekannt. Er hatte in einem (in Italien so häufigen) vertrauten Verhältnisse mit einer jungen Frau seiner Vaterstadt gestanden. Eifersucht, Verdruß und Kränkung zehrten, wie man glaubte, das Leben ihres Gatten auf, das ihrige Reue und dadurch herbeigerufene Schwindsucht. Sie starb in seinen Armen. Sein Entschluß, sich in diese Einöde zurückzuziehen, stand augenblicklich fest und wurde sogleich ausgeführt. Seit eilf Jahren ist er Camaldulenser-Mönch. Mehrere Jahre lang rührte er Pinsel und Palette nicht mehr an, dann aber begann er wieder einen Theil der Muße, welche Andachtsübungen, das Studium theologischer Schriften und sonstige Beschäftigungen ihm ließen, seiner Kunst zuzuwenden. In dem Chore des Klosters findet sich ein Gemälde von ihm, und die Hauptfigur soll Portrait der Verstorbenen seyn.

Ein steiler Pfad führte uns 1½ Miglien höher auf den sogenannten Prato a foglio, einen jener Macchie oder Sommerweideplätze der Apenninen, mit deren frischem Grün die Bergspitzen häufig bedeckt sind. Dieser Prato ist einer der untern Gipfel der Gioganaalpe, zu deren von Ariosto besungener Höhe — dem Prato a Scali, wo man „das slavische Meer und das tuscische" erblickt — hinanzusteigen der nahende Abend uns nicht gestattete. Aber auch schon von unserm jetzigen Standpunkt aus genossen wir eines herrlichen Anblicks. Zu unsern Füßen lagen, als wir an dem nordöstlichen Abhange standen, in ununterbrochener Reihe die wilden, zackigen Felsenmassen, Thalgründe und Schluchten der in die Romagna sich hinabziehenden Apenninen, auf welche die Abendsonne ein mildes und angenehmes Licht warf, mit dem die Schattenpartien um so schöner contrastirten. Hinter denselben erblickten wir einen Theil der großen romagnischen Ebene gegen Forli und Rimini, und darüber in weiter Ausdehnung das adriatische Meer. Der vollkommen heitere Abendhimmel zeigte uns Land und See in der anmuthigsten Beleuchtung. Eine tiefe Stille herrschte rings umher, nur dann und wann von dem aus dem Buchenwalde hervortönenden Gesange der Nachtigallen und den Fußtritten einiger Holzhauer unterbrochen,

die aus den Waldungen des Klosters zu ihren wilden Gebirgsdörfern in der Romagna zurückkehrten, und mit freundlichem Gruße an uns vorübergingen.

Alvernia, am 20 Junius.

Wir verließen Camaldoli's gastfreundliche Mauern um vier Uhr Morgens, und hatten Anfangs einen angenehmen und kühlen Weg über die von Thälern durchschnittenen, von Waldströmen durchrauschten, belaubten Berge, von wo wir die Ebenen des Casentino zu unsern Füßen, und weiterhin in der Morgenbeleuchtung Arezzo, Montepulciano, des herrlichen Sängers Angelo Poliziano Geburtsort, und einen großen Theil des einst wie die pontinischen Sümpfe und die Maremmen verpesteten, jetzt durch sinnreiche Austrocknung und Erhöhung des Bodens zu üppiger Fruchtbarkeit zurückgekehrten Chianathals erblickten. In einem tiefen Bergkessel liegt das Oertchen Badia a Pretaglia, mit 400 Einwohnern, das seinen Namen von der Abtei hat, welche noch vor den Einsiedeleien von Camaldoli gegründet wurde, und nach Jahrhunderten in eine Pfarre umgewandelt ward. Nachdem wir die zerstreuten Wohnungen hinter uns zurückgelassen, wurde die Gegend wilder und nahm in ihrer sonderbaren Zerrissenheit ein vulcanisches Aussehen an; wir kamen durch viele eisenhaltige Gründe, wo das helle Grün auf rothem Grund eine ganz eigene Wirkung hervorbrachte. Nach langem Auf- und Niedersteigen gelangten wir an den reißenden Bergstrom Corsalone, der, von den Alpen der Serra kommend, in der Nähe von Bibbiana in den Arno fällt, und an dessen Ufern Schaf- und Ziegenheerden lagerten. Nun sahen wir den hohen Berg von Alvernia in unserer Nähe; aber erst eine mehr denn zweistündige, meist sehr anstrengende Wanderung brachte uns an das an der Südseite gelegene Kloster, das wir nach beinahe achtstündigem Gehen um Mittag erreichten. Man kann sich kaum eine sonderbarere und dabei imposantere Lage denken. Auf einer völlig nackten und steinigen hohen Bergebene erhebt sich ein einsamer, auffallend geformter, von ungeheuern Felsenmassen gestützter Berg, bis zu seiner Spitze von einem dunkeln und dichten Tannenwalde bedeckt. Steht man an dessen Fuße, so sieht man mit Verwunderung auf diesen Felsen hoch über sich Gebäude liegen, die wie durch Zauber-

macht dahin gebannt scheinen. Ein gepflasterter Weg führt zu dem innern Thore, dessen Inschrift sagt, daß man sich auf heiligem Boden befinde (In toto mundo non est sanctior mons), und wo man einen geräumigen Klosterhof, von Kirche, Capellen und andern Gebäuden umgeben, mit Franciscanermönchen in ihren braunen Kutten vor sich sieht. Keine einnehmenden Physiognomien, wie in Camaldoli, kamen uns hier entgegen: die sechsundachtzig Mönche des Klosters sind bis auf wenige Ausnahmen alle Toscaner aus den niedern Ständen, meist Landleute, und die Gelehrsamkeit scheint unter ihnen nicht eben ihren Sitz aufgeschlagen zu haben. Ich muß davon indeß einen der Patres ausnehmen, der uns später die Merkwürdigkeiten des Ortes zeigte, erzählte, er sey gerade während der Revolution der Romagnolen und der sogenannten Schlacht bei Rimini dort Fastenprediger gewesen, und von dem Treiben der Briganti (mit diesem Namen wurden die armen Liberalen beehrt) ein ganz entsetzliches Gemälde entwarf. Diesen seinem Stande wohl verzeihlichen Eifer sahen wir ihm indessen gerne nach, da er sonst ein unterrichteter Mann und nicht ohne Geist schien. Es ist nicht zu verwundern, daß auch in diesen, von der Welt gleichsam getrennten Orten, Politik und Tagesgeschichte — wie man sich denken kann oft verunstaltet — ein so gewaltiges Interesse erregen: hängt doch die ganze Existenz dieser dem betrachtenden Leben hingegebenen Menschen von der Erhaltung des jetzigen Zustands ab, indem eine Umwälzung der politischen Lage der Halbinsel unbedingt zum zweiten Male die Unterdrückung der Orden herbeiführen würde. Die letzte Revolution hat, trotz ihrer kurzen Dauer, einen hinlänglichen Vorgeschmack davon gegeben und allem, was zum Priesterstande gehört, eine unvertilgbare Furcht eingejagt. Doch, um von dieser Abschweifung zurückzukommen, hatten wir alle Ursache, mit den Franciscanern in Alvernia zufrieden zu seyn.

Diesen wilden und öden Ort, Petra Verna geheißen, schenkte im Jahr 1213 der Graf Orlando von Chiusi dem h. Franciscus, der die evangelische Armuth zu seiner Braut erwählt hatte, zur Gründung einer Einsiedelei für sich und seine wenigen Gefährten. Giovanni, der Sohn Pietro Bernardone's von Assisi (Dante, Parad. c. XI. 88.), wurde im J. 1182 geboren. Er war zum Handelsstande bestimmt, und wurde wegen seiner Fertigkeit in der französischen Sprache Francesco genannt. Aber sein frommer Sinn ent-

fremdete ihn dem Gewerbe, welches sein Vater ihm aufdringen wollte. Dem wörtlichen Sinne des Evangeliums gemäß: „Du sollst nicht Gold, noch Silber, noch einen Sack tragen auf der Reise, weder Schuhe, noch Stock,“ gründete er, „seraphgleich in seinem Eifer“ (Parad. c. XI. 37.), den Orden der Bettelmönche, die nach ihm auch Franciscaner genannt wurden. Er befand sich bei der Belagerung von Damiette und predigte Christus Lehre in Gegenwart des Sultans. In seiner Zelle zu Alvernia empfing er 1224 die Wundmale:

Auf rohem Fels, der Arno trennt und Tiber,
Empfing von Christo er das letzte Siegel,
Das seine Glieder noch zwei Jahre trugen. (Parad. c. XI. 106.)

Denn als er einst in brünstigem Gebete hingegossen lag, erschien ihm ein Seraph, der zwei Flügel am Kopf und zwei an den Schultern trug, während zwei andere seinen Leib bedeckten; und als er voll von Entzücken zu dieser himmlischen Erscheinung aufschaute, fühlte er an Händen und Füßen und in der Seite die Wundmale des Herrn entstehen. Zwei Jahre später ging er zu Assisi 1226 zum ewigen Leben über. *) — Franciscus war ein großer und frommer Mann, und so waren seine ersten Jünger, Bernardo da Quintavalle, Egidio und Silvestro; aber Verderbniß schlich sich bald in seinen Orden, so wie in alle übrigen, beinahe ohne Ausnahme, ein. Schon Dante klagt einerseits über die unvernünftige Uebertreibung der Strenge, andererseits über die Verweichlichung im Lebenswandel der Mönche. (Parad. c. XII. 112.) Von da an nahmen Frömmigkeit und gottseliges Leben immer mehr ab. Zur Zeit des Conciliums von Konstanz, wo die Verdorbenheit des italienischen Klerus den höchstmöglichen Grad erreicht hatte (und auch andere Länder hatten in dieser Hinsicht eben keine Sittenschulen aufzuweisen), war der moralische Zustand des Ordens ein sehr trauriger. Ein Secretär des Papstes, der durch seine Bemühungen um die Wiedererweckung der classischen Litteratur und seine eigenen ausgezeichneten litterarischen und historischen Schriften berühmt gewordene Poggio Bracciolini, nachmaliger Kanzler der Florentinischen Republik, schrieb um das Jahr 1429 Folgendes in einem Brief: „Ich will nicht das geheime Betragen dieser Mönche erforschen, doch über ihre Gesinnungen grübeln: das Urtheil darüber gehört

*) Acta Sanctorum. Oct. T. I. 647.

Gott allein an. Ich will keine Nachsuchung anstellen, ob sie mäßig oder unenthaltsam sind, keusch oder wollüstig, ob sie ihre Zeit mit Studiren oder mit Nichtsthun zubringen, ob der Neid an ihnen frißt oder nicht, und sie stets auf Vermehrung ihrer Macht bedacht sind. Aber es reicht nicht hin, daß sie in dicke Kleider gehüllt in ihren Klöstern stecken oder kein öffentliches Unheil anrichten. Ich frage, von welchem Nutzen die Mönche der Religion, von welchem Vortheile sie dem Menschengeschlechte sind? Ich weiß nicht, was sie anders thun, als wie Grashüpfer singen, und mich dünkt, daß sie für diese Lungenübung nur zu gut bezahlt werden. Sie erheben aber ihre Anstrengungen wie Thaten des Hercules, weil sie in der Nacht aufstehen, des Herrn Lob zu singen. Das ist gewiß ein ganz außerordentliches Verdienst, aufzustehen, um zu psalmiren. Was würden sie aber erst sagen, wenn sie vom Lager aufstünden, um das Feld zu pflügen wie die Landleute, Wind und Regen ausgesetzt, barfuß und schlecht gekleidet? Gewiß würde dann die Gottheit keine ihren Anstrengungen und Mühseligkeiten entsprechende Belohnung mehr besitzen. Doch muß man bekennen, daß es viele würdige und heilige Männer unter ihnen gibt, das gestehe ich gerne. Aber es wäre auch wirklich eine traurige Sache, wenn unter einer so großen Menge sich nicht hie und da ein Guter fände. Der größte Theil hingegen ist müßig, scheinheilig und jeder Tugend baar. Wie viele glaubt ihr, treten in den geistlichen Stand, aus Verlangen, besser zu werden? Ihr werdet wenige finden, die nicht weltlicher Zwecke wegen sich in die Kutte gesteckt haben. Nicht der Geist, sondern bloß der Körper liegt den gottesdienstlichen Uebungen ob. Viele treten in den Orden, weil ihre Geistesschwäche ihnen nicht erlaubt, sich durch Arbeiten ein ehrliches Auskommen zu erwerben. Andere, nachdem sie ihr Besitzthum auf tolle Weise verschwendet haben, gehen in ein Kloster, um dort Ueberfluß an allen Dingen zu finden. Wieder andere verbergen dort die Schande, mit welcher sie sich im Leben durch Unwissenheit oder liederliche und sündhafte Aufführung gebrandmarkt haben.“*)

Das Kloster, dessen Höhe über der Meeresfläche Inghirami 3492 Fuß angibt, wurde in seiner gegenwärtigen Gestalt im J. 1459

---

*) Vita di Poggio Bracciolini, scritta da G. Shepherd, tradotta con note da T. Tonelli. (Fir. 1826. T. I. p. 168.)

größtentheils auf Kosten der Tuchweberzunft der Republik Florenz erbaut, und dann wieder erneuert, als ein venezianisches Heer es 1498 verwüstet hatte. Die dort von Taddeo Gaddi und Jacopo da Prato Vecchio gearbeiteten Gemälde sind längst untergegangen. Nach dem großen Hofe zu sind Arkaden, aus denen man in den innern gewölbten Gang tritt. Ungeachtet der heißen Jahreszeit verspürte man hier im Augenblick eine so empfindliche Kälte, als wenn man sich in einem unterirdischen Gewölbe befunden hätte. Die Gänge sind niedrig und unfreundlich, die Fremdenwohnungen (foresteria) indessen ziemlich gut. Die Kirche hat keine Gemälde, die der Rede werth wären, wohl aber drei prachtvolle Terre-cotte, von Andrea della Robbia. Die eine derselben stellt eine Verkündigung vor und gehört in Hinsicht der Form und des Ausdrucks zu dem Schönsten, was ich in dieser Art gesehen habe, die zweite Mariä Himmelfahrt, und die dritte (ein großes Altarblatt) die Himmelfahrt Christi. Letztere würde noch mehr gefallen, wenn die Gruppirung der Apostel nicht allzu förmlich und steif wäre. Zu der berühmten Capelle der Wundmale führt ein Gang auf einem äußern schmalen Vorsprunge der Felsenwand, wo man eine schöne Aussicht über das Casentinothal hat und namentlich das freundliche Bibbiena auf einem sanftsteigenden Hügel vor sich liegen sieht. Hier zeigt man eine Vertiefung in der Felsenwand, von der die Legende erzählt: als der heil. Franciscus einmal im eifrigen Gebet an dieser Stelle gestanden, sey plötzlich der Böse erschienen und habe ihn von der Höhe in die Schlucht hinunterstoßen wollen. Der Heilige beugte sich voll Entsetzen zurück, und hinter ihm wich die Felsenwand, so daß er durch ihre Vertiefung völlig geschützt war. Den augenscheinlichen Beweis vor Augen, durfte ich es mir zwar nicht einfallen lassen, an der Wahrheit dieses Wunders zu zweifeln; doch schien es mir, als ich die Vertiefung im Felsen betrachtete, daß der Rücken des Heiligen, der sie hineingedrückt haben soll, von ganz ungewöhnlichem Umfange gewesen seyn müsse. Von dort gelangt man zu der schon genannten Capella delle stimate, wo nämlich die Zelle des heil. Franciscus stand, in welcher er die Wundmale empfing. Die Stelle, wo dieß stattfand und seine Gefährten ihn blutend aufhoben, ist mit einem Erzgitter überdeckt. Hier sieht man ein zum Bewundern schönes Altarblatt in gebrannter Erde, die Kreuzigung, von Lucca della Robbia. Durch seinen Umfang sowohl als die Vortrefflichkeit der Anordnung und der einzelnen Figu-

ren, mag dieses Werk wohl das erste in seiner Art seyn. Einige der das Kreuz umstehenden Heiligen sind wahre Meisterwerke. Die Aussicht aus den Fenstern der Capelle ist eben so umfassend als reizend.

Noch gibt es in dem Klosterbezirke zwei sehr merkwürdige Stellen. Die eine ist eine Grotte, zu der man auf vielen Stufen hinabsteigt, und wo, da nie ein Sonnenstrahl hineindringt, eine feuchte Kälte herrscht. Sie wird von einer ungeheuren, horizontal überliegenden Felsenmasse gebildet, die nur auf Einer Seite eine Stützwand hat, welche an mehreren Stellen geborsten ist. Man schaudert bei dem Gedanken an die entsetzliche Umwälzung, welche die Grundvesten dieses Berges so sehr erschüttern und zerreißen konnte. Die zweite ist eine geräumige, halbdunkle Höhle, worin sich ein Stein befindet, der seiner Gestalt nach mit einem niedern Lager Aehnlichkeit hat, und welchen man das Bett des heil. Franciscus (Letto di S. Francesco) nennt, weil er hier oft in der Einsamkeit Buße gethan haben soll. Man hat den Stein mit einem Gitter verdeckt, damit der fromme Eifer der Gläubigen nicht am Ende ein Fragment des Felsenbettes nach dem andern wegtragen und nichts als den leeren Platz zurücklassen möchte.

Die höchste Spitze des Berges von Alvernia wird La Penna genannt und durch eine kleine, dunkle, von alten Bäumen beschattete Capelle bezeichnet, welche dicht auf dem nördlichen Abhange steht, da wo unermeßliche, übereinander gehäufte Felsenmassen sich ins Thal hinuntersenken. Ich setzte mich auf den Rand der Felsen nieder und überblickte von hier die ganze weite Gegend, welche von Camaldoli her unser Fuß durchwandert. Beträchtliche Berge nahmen sich von diesem Standpunkte wie Hügel aus. Die Aussicht ist mehr ausgedehnt als anziehend, wozu vielleicht die nicht sehr vortheilhafte Beleuchtung beitrug. Die Waldung, aus Tannen und Buchen bestehend, ist dagegen um so großartiger und schöner. Durch das Thal auf der andern Seite des Berges fließt die Tiber auf Anghiari und Borgo S. Sepolcro zu. Dort liegt auch in Ruinen auf einem Hügel Chiusi, zum Unterschiede von Porsena's Residenz, dem etruskischen Chiusi im Chianathale, Clusium novum genannt. Von diesem Oertchen soll der Name des Casentino (Clusentinum) herstammen. In diesem Chiusi soll nach der Meinung Einiger Michel Angelo geboren seyn, als sein Vater Ludovico Buonaroti im Jahre 1474 dort Podestà war.

Pratovecchio, am 21 Junius.

Der erste Theil unseres Weges führte uns den Abhang der öden Hochebene hinunter, auf welcher der Berg von Alvernia liegt. Die Landleute, denen die wenigen ärmlichen Hütten gehören, welche man hier sieht, scheinen nur durch das Kloster herbeigezogen worden zu seyn. Um uns her lagen kleinere und größere Felsenmassen in wilder Verwirrung, wie durch eine unwiderstehliche Wasserfluth von der Höhe heruntergeschwemmt. Die kühne Lage des Klosters macht von hier aus einen besonders guten Eindruck. Das Land wird angenehmer, wenn man an das Ufer des Corsalone kommt, über den man hier zum zweiten Male setzen muß. Die Hügel senken sich von allen Seiten ins Thal hinein und sind mit Castanien, Taxus, Eschen, Steineichen, Kornelkirschen und andern Baumarten, so wie mit einer Unzahl von Feldblumen bedeckt. Nicht weit von Bibbiena gelangt man an das kleine Dominicanerkloster, Madonna del Sasso, wo sich einige Bilder von Fra Paolo di Pistoja und Gio. Ant. Lappoli befinden, deren Vasari erwähnt; von letzterem namentlich eine Madonna mit den heil. Bartholomäus und Matthias, in des Florentiners Rosso Manier. Auf einem in der Kirche befindlichen Steine lies't man die Inschrift: O felix petra quae meruit substinere reginam angelorum et dominam, und über einem Madonnenbilde: Mel de petra oleumque de saxo durissimo. Von hier aus erreicht man bald den Hügel von Bibbiena, wo wir nach neun Miglien Weges um sieben Uhr Morgens eintrafen. Das Städtchen ist offen und freundlich, hat eine angenehme Lage und schöne Aussichten in das Thal, namentlich nach dem benachbarten Poppi hin. Sonst enthält es nichts Merkwürdiges. Es gehörte ehemals den Bischöfen von Arezzo und war befestigt, wurde aber 1509 von den Florentinern geschleift, weil es die verbannten Medici aufgenommen. Von dieser seiner Vaterstadt erhielt seinen Beinamen Bernardo Dovizio da Bibbiena, Geheimschreiber und Vertrauter Leo's X und dann Cardinal, einer der geistreichsten Lustspieldichter des sechszehnten Jahrhunderts. Bibbiena (Spitze des Kirchthurms) liegt 1367 Fuß über dem Mittelmeere.

Vier Miglien Weges führen den Wanderer von hier nach Poppi, der alten Hauptstadt des Casentino, in dessen Ebene man sich nun ganz befindet, und das sich in einer Länge von dreiundzwanzig Miglien (auf einundzwanzig Miglien Breite) erstreckt.

Unterhalb des Hügels von Poppi führt eine Brücke über den Arno, der, von Stia herfließend, sich nach Arezzo wendet. Das auf dem Rücken des Hügels gebaute Städtchen (in einer Höhe von 1445 Fuß über der Meeresfläche) erinnert durch seine alten Thürme und Mauern, und namentlich durch die Burg der Grafen Guidi, an das Mittelalter, dessen Physiognomie es bewahrt hat. Das Schloß hat einige Aehnlichkeit mit dem Palazzo vecchio und dem Palaste des Podestà zu Florenz, und soll, nach der Angabe Vasari's, von Lapo, dem Vater (oder Meister) des Arnolfo, für den Grafen Guido IV erbaut worden seyn und seinem Sohne bei dem Bau des genannten Palastes zu Florenz zum Vorbilde gedient haben.

Diese Burg war die Wohnung, und Poppi der Hauptsitz der Grafen Guidi, einer der berühmtesten Familien Toscana's, deren Urgeschichte sich in das Dunkel der Sage verliert. Dieser zufolge soll der erste Graf Guidi, aus einer sächsischen Familie, mit Otto I nach Italien gekommen seyn und über einen Theil der Romagna geherrscht haben. Später wurden die Guidi Pfalzgrafen in Toscana und erhielten, nach Gio. Villani's Zeugniß, das Casentino als kaiserliches Lehen. Hierin ist die Geschichte der schönen Gualdrada verflochten, welche von dem genannten Chronisten folgendermaßen erzählt wird: Graf Guido der Alte nahm zur Gattin die Tochter des Messer Bellincione Berti de' Ravignani, welche den Namen Gualdrada führte. Er ehelichte sie wegen ihrer Anmuth und ihres schönen Redens, nachdem er sie in S. Reparata (nachmals der Dom von Florenz) mit andern Frauen und Jungfrauen gesehen. Als Kaiser Otto IV nach Florenz kam und die schönen Frauen der Stadt sah, die seinetwegen in S. Reparata versammelt waren, gefiel dieses Mädchen dem Kaiser am besten, und da ihr Vater zu ihm sagte: er habe die Macht, ihn sie küssen zu lassen, so erhob sich die Jungfrau, roth vor Scham, und sprach: „Kein lebender Mann soll mich küssen, es sey denn mein Gatte," wegen welcher Rede der Kaiser sie sehr belobte. Und da der Graf Guido sich in ihre Anmuth verliebt hatte, so nahm er sie mit des Kaisers Beistimmung zur Gattin. Der genannte Kaiser Otto aber beschenkte den Grafen mit der Herrschaft über das Casentino. Von der schönen Gualdrada stammten in den verschiedenen Nebenzweigen die Grafen von Poppi und Battifolle, die von Modigliana, Porciano, Palagio und Urbech, die von Dovadola und Tredozio, und endlich die von Romena. Die

einzelnen Zweige dieser großen Familie gehörten theils zur ghibellinischen, theils zur guelfischen Partei, und man findet ihre Namen fast auf jedem Blatte der alten toscanischen Chroniken. Im fünfzehnten Jahrhundert kam Poppi, nach der Verbannung des Grafen Francesco und der Seinigen, unter Florentinische Herrschaft, und theilte von da an die späteren Schicksale Toscana's.

Den Hofraum des Palastes schmücken die Wappenschilder der Vicarien, wie man es auch im Palaste del Podestà zu Florenz, Pistoja u. s. w. sieht. Auch zeigt man in demselben das Zimmer, welches das Schlafgemach der schönen Gualdrada gewesen seyn soll. Uebrigens ist in dem Städtchen wenig Merkwürdiges. Das beste Gemälde, welches dort vorhanden war, eine Himmelfahrt Mariä, von Andrea del Sarto für die Vallombrosaner Abtei S. Fedele gemalt, ist nach Florenz in den Palast Pitti gewandert.

Nicht lange hat man den Hügel Poppi's hinter sich gelassen, so gelangt man an eine, der Inschrift gemäß im Jahr 1262 von dem Grafen Guido Novello und Simone erbaute Kirche, welche den Ort bezeichnet, wo am 11 Junius 1289 zwischen Ghibellinen und Guelfen die blutige Schlacht gekämpft wurde, die in der italienischen Geschichte unter dem Namen der Schlacht bei Campaldino oder Certomondo bekannt ist. Der Tod des Grafen Ugolino della Gherardesca, welchen die Pisaner, um seines Verrathes willen, mit mehreren der Seinigen auf entsetzliche Weise Hungers sterben ließen, hatte der ganzen guelfischen Partei Entsetzen eingejagt. Von Neapel kam, sie wieder zu ermuthigen, nach Florenz König Karl II von Anjou mit seinem Sohne Carl Martell; als er wieder nach Apulien zog, wollte Buonconte, Graf von Montefeltro, Sohn des berühmten Grafen Guido und Feldhauptmann der Ghibellinen, ihm den Rückzug abschneiden, ward aber durch die mit dem Könige ziehende Schaar Florentiner Jünglinge daran verhindert. Da beschlossen die toscanischen Guelfen einen Angriff mit gesammter Macht, um die Schmach von Montaperti zu tilgen, wo am 4 September 1260 an zehntausend ihrer Partei gefallen, und die Arbia roth von Blut floß — am 2 Junius 1289 wurden in ganz Florenz die Glocken geläutet, die Fahnen, von denen die königliche Messer Gherardo Ventraia de' Tornaquinci anvertraut wurde, holte man aus der Abtei Ripoli, und das Heer setzte sich in Bewegung nach Ponte a Sieve zu, beim

Monteal Pruno lagernd, wo alle Bundesgenossen zusammenkamen, aus Lucca, Pistoja, Prato, Siena, Volterra, Bologna, San Miniato, San Gemignano, Colle und der Romagna, in allem 1600 Reiter und 10,000 Füßer stark, worunter 600 Reiter aus Florenz. Den Oberbefehl führte Guido von Narbonne, der Feldhauptmann Königs Karl von Anjou. Zerstörend fiel das Heer über das Casentino her. Da zogen die Ghibellinen aus, von Arezzo her, die Blüthe von Toscana, der Mark und Romagna, befehligt von Guglielmino d'Ubertino de' Pazzi, Bischof von Arezzo, von den Grafen Guido Novello von Poppi und Buonconte, von den Pazzi und den Tarlati von Pietramala. Sie waren nur 800 Reiter und 8000 Füßer, aber schönes Volk, und scheuten das Zusammentreffen nicht. Am 11 Junius trafen die Heere aufeinander, bei Certomondo, am Tage des h. Barnabas. Die Florentinischen Hauptleute, unter denen Messer Vieri de' Cerchi, obgleich krank, doch einer der Ersten seyn wollte, stellten das Fußvolk ins vordere Treffen, und dieß pflanzte seine großen Schilde, mit der rothen Lilie im weißen Felde, vor sich hin. Als der Bischof, der kurzsichtig war, diese von weitem sah, fragte er: was für Mauern dieß seyen? und erhielt zur Antwort: die Schilde der Florentiner. Die Heftigkeit des Angriffs der Ghibellinen brachte die Feinde so ins Gedränge, daß der Tag für sie verloren gewesen wäre, hätte Messer Corso Donati, welcher mit denen von Pistoja und Lucca ins Hintertreffen gestellt worden war, nicht Hülfe gebracht und den Ausschlag gegeben. Die Aretiner verloren mehr denn 1700 an Todten und mehr denn 2000 an Gefangenen, von denen über 700 gebunden nach Florenz geführt wurden. Arezzo's kriegerischer Bischof fiel, von Wunden bedeckt, im dichtesten Gedränge, mit ihm Pozzi und seine Neffen, drei Uberti, und Graf Buonconte. Graf Guido Novello zog sich mit seinem Reiterhaufen zurück, ohne ins Gefecht gekommen zu seyn, und zeigte bei dieser Gelegenheit eben so wenig Muth und Entschlossenheit, wie am Tage, wo er mit den Ghibellinen das gegen ihn sich waffnende Florenz räumte (11 Nov. 1266). An diesem Tage, sagt der Chronist, bewiesen viele sich als Feiglinge, welche im Rufe der Tapferkeit gestanden, und viele, die man für unkriegerisch hielt, erwarben sich Ruhm und Ehre. Buonconte, dessen Leiche man nicht auf dem Schlachtfelde fand, und dessen Schicksal man nicht erfuhr, läßt Dante (Purgat. V. 88) in einer schönen Erzählung seinen Tod

berichten, wie seine Leiche vom Flusse Archiano fortgerissen ward, und die Vergeßlichkeit seiner Gattin Giovanna beklagen. — Noch bis zur Zeit Cosmus III waren Schild und Helm des Bischofs im Battisterio zu Florenz als Siegeszeichen zu sehen, auch bauten die Florentiner zu Ehren dieses Tages dem h. Barnabas eine Kirche. Dante Alighieri, erst vierundzwanzig Jahre alt, der guelfischen Partei angehörend, Nachbar und Freund der Donati, von denen er Forese und Piccarda gefeiert hat, noch beglückt durch Beatricens Liebe, kämpfte an diesem Tag unter den Florentinischen Reitern im vordersten Haufen am Fuße der Brücke von Poppi, wo er in große Lebensgefahr kam. Er berichtet dieß selbst in einem jetzt verlornen, aber von Scipione Ammirato im dritten Buche seiner Florentinischen Geschichte angeführten Briefe. Die ghibellinische Partei wurde in dieser Schlacht beinahe ganz vernichtet. Poppi, Bibbiena und andere Orte wurden verwüstet; Arezzo wäre im ersten Schrecken verloren gewesen, aber die Guelfen warteten zu lange mit der Belagerung, und mußten unverrichteter Dinge abziehen.

Von diesem einst blutigen Felde der Parteiungen führten uns 5 Miglien Weges durch eine schöne, lachende Thalgegend, zum Theil dicht an den Ufern des Arno, nach Pratovecchio, wo wir uns unserm Wiederaustritt aus dem Casentino nahe befanden. — Die Bewohner dieser Gegenden, namentlich die der bergigen Striche, deren kleine Dörfer und dunkle, niedere Hütten zerstreut in den Schluchten liegen, sind arm, wie die Mehrzahl der Gebirgsleute, und wie sie einfach und arbeitsam. In den Thälern wird viel Ackerbau getrieben, daneben starke Viehzucht. Schaf- und Ziegenheerden trifft man überall, wo der Boden auch nur spärliche Nahrung beut. Auf die Schweinezucht verlegt man sich viel, und die hiesigen Schinken sind in Italien so berühmt, wie in Deutschland die westphälischen. — Die Sprache der Casentinesen ist etwas rauh, doch ihr Dialekt nicht unangenehm.

Auf der Höhe der Consuma, wo sich zu meiner Rechten die Thäler des Mugello, zur Linken das Vald'arno zu erschließen begannen, sagte ich dem Berg Alvernia's und dem Casentino Lebewohl.

Ausflug
in die
toscanischen Maremmen
im Frühling 1832.

Tra le foci del Tevere e dell' Arno
Al mezzodì giace un paese guasto;
Gli antichi Etruschi un dì lo coltivarno,
E tenne imperio glorioso e vasto:
Oggi di Chiusi e Populonia indarno
Ricercheresti le ricchezze e il fasto,
E dal mar sovra cui curvo si stende
Questo suol, di Maremma il nome prende.
La Pia, di B. Sestini. Cto. I.

Dann denk' an Pia, die bin ich gewesen;
Siena gab, Maremma nahm den Leib,
Was der wohl weiß, der mich zuvor erlesen
Durch seinen Demantring als Eheweib.
Dante's Göttl. Kom. Fegf. V, 133 ff.

Schon zur Zeit, als der Dichter der göttlichen Komödie die schöne und unglückliche Madonna Pia de' Tolomei, welche von ihrem eifersüchtigen Gatten Nello della Pietra auf einem seiner Maremmenschlösser langsam durch die Miasmen getödtet worden seyn soll, diese klagenden Worte sprechen ließ, war die untere sienesische Provinz, die Etruria maritima der Römer, wegen ihrer verpesteten Luft und ihrer verheerenden Krankheiten berüchtigt, und an einem andern Orte vergleicht Dante das Geheul, das ihm aus einer der tiefsten Höllenschluchten entgegenschallt, mit dem Schmerzensgeschrei der Kranken, welche im August die zahlreichen Spitäler des Chianathals, der Maremma und Sardiniens füllen (Inf. c. XXIX. 46). Dieses Land, Jahrhunderte hindurch der verrufene Wohnsitz erblicher

Uebel, durch Krankheit und Elend entvölkert, von Menschen und Natur gleichsam aufgegeben, ist in unseren Tagen der Schauplatz reger, wohlthuender Thätigkeit geworden, die dasselbe seinem alten Flor zurückzugeben strebt.

Wenn man den Hügel verläßt, auf dem das alterthümliche Siena liegt, Kunstfreunden wegen seiner herrlichen malerischen und architektonischen Schätze unvergeßlich, und in das tiefe Thal auf der Südseite hinabsteigt, so findet man sich Anfangs von Gärten und Landhäusern umgeben, die aber bald ausgedehnten Wiesengründen Platz machen. Nach und nach wird die Gegend einsamer, der Weg steigt und senkt sich abwechselnd, die Hügel sind mit dichten Waldungen bedeckt, welche sich unabsehbar weit erstrecken, Häuser und Einwohner trifft man selten. Die Mersa, welche, von den westlichen Gebirgen kommend, einen großen Theil der sienesischen Provinz durchfließt und sich mit dem Ombrone vereinigt, strömt den Thalgrund entlang, durch den der Weg sich zieht, bis er über den Kamm des waldigen Gebirges führt, welches das untere Ombronethal von dem der Mersa scheidet. Hier, wo die einsame Osterie Fercole liegt, ist das Hochland wild, zum Theil felsig und öde, zum Theil voll Wälder, durch welche die Straße sich schlängelt und die sie von beiden Seiten einschließen, aus hochstämmigen Eichen und Steineichen, Linden, Ahorn, Hagebuchen, Eschen und andern Baumarten bestehend. Rauschende Waldbäche strömen auf allen Seiten, im Winter gefährlich und angeschwollen, im Sommer meist trocken. Auf den Höhen sieht man, nachdem man die südliche Seite des Gebirges erreicht hat, bald vereinzelte Bauerhäuser, bald kleine Dörfer und Ortschaften. Bei Batignano wird die Gegend offener, das Land erweitert sich nach allen Seiten, die Gebirge treten zurück; der Ombrone, durch starke Gebirgsströme erweitert, windet sich in zahlreichen Krümmungen durch die Ebene. Man ist in der Fläche von Grosseto angelangt, die einen nicht wilden, aber traurigen und reizlosen Charakter an sich trägt. Die Bäume sind verschwunden, die Vegetation ist karg, der Boden wenig fruchtbar, die Zahl der Wohnungen äußerst gering. Zahlreiche Pferde von einer kleinen, schlechten Race grasen auf den weiten Wiesenstrichen. Zur Rechten beginnt schon die sumpfige Fläche, deren Mittelpunkt der See von Castiglione bildet. Man kommt unter dem auf einem Hügel liegenden zertrümmerten Wachtthurme

Moscona, an den Thermen von Rosselle vorbei, in deren Nähe im dichten Gebüsche sich die geringen Trümmer dieser alten etruskischen Stadt befinden; trifft schon bald auf Gruppen von Arbeitern, welche mit ihren Schaufeln bei der Grabenarbeit beschäftigt sind, fährt über zwei Brücken, die über neuangelegte Canäle führen, und erreicht Grosseto, das, von dauerhaften Wällen und Mauern umschlossen, mit breiten, geräumigen Straßen und seinem im Aeußeren den Kathedralen von Siena und Orvieto im verkleinerten Maßstab ähnlichen Dome, der nach der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, und von außen abwechselnd mit rothen und weißen Marmorplatten belegt ist, den ansehnlichsten Ort der toscanischen Maremmen und zugleich den Mittelpunkt der gegenwärtig in denselben zur Austrocknung der Sümpfe unternommenen großen Arbeiten bildet.

Diese Stadt, bei Antoninus im Itinerarium Rosetum genannt, ist der Hauptort des untern Ombronethales, das östlich vom Kirchenstaat und Val di Fiora, nördlich vom Val d'Orcia und obern Ombronethal, westlich vom Val di Pecora und südlich vom Mittelmeere begränzt, im Mittelalter Anfangs in die Besitzungen einer Menge unabhängiger Edeln, unter denen die Aldobrandi als Grafen von Sovana und von Santa Fiora die mächtigsten waren, und in kleine Freistaaten getheilt war, die endlich alle unter die Oberhoheit Siena's und nach dem Falle dieser Republik in den Besitz der Toscana unterjochenden Medici kamen. Grosseto liegt in einer weiten Ebene, fünfzehn Minuten von dem rechten Ufer des Ombrone entfernt, und scheint sein Aufblühen dem Untergange des von den Saracenen völlig zerstörten Roselle zu verdanken. Im Winter zählt die Stadt über 4000 Einwohner, und wird belebt durch den vielen Verkehr, den die Arbeiten in den Sümpfen veranlassen; während des Sommers sieht man kaum 2 — 300 Menschen, welche, durch ihre Pflicht, oder weil sie eines andern Zufluchtsortes entbehren, hier festgehalten, bleich und von Krankheit abgemattet, ein elendes Daseyn dahinschleppen, während die meisten Häuser der Stadt verschlossen, die Straßen menschenleer und verödet, und die Bewohner in die nahen Gebirgsgegenden geflohen sind, den tödtenden Miasmen dieses unglücklichen Landes zu entgehen.

Da die stehenden Gewässer als die Hauptursache der Verpestung

dieser Gegenden betrachtet werden müssen, so wird eine Uebersicht der Ausdehnung derselben hier an der rechten Stelle seyn. Das ganze toscanische Uferland ist eine weit ausgedehnte Fläche mit meist sandigem, zum Theil felsigem Strande. Die von den Gebirgen — Nebenzweigen des Apennin, dessen einer Hauptarm sich durch die obere sienesische Provinz erstreckt und über dessen Kamm bei Radicofani die römische Straße führt — strömenden Gewässer finden, in der Ebene angelangt, keine Senkung gegen das Meer, sie verflachen sich, versanden und fließen langsam in ungeheuer weiten, platten Betten, die, von Inseln durchschnitten, im Sommer größtentheils trocken sind. Im Winter nun strömt das Wasser über die wenig erhöhten Ufer, während bei annäherndem Sommer, da dieses ausgetretene Wasser nur zum Theil wieder in den Strom zurückzutreten vermag, in den Feldern und Wiesen große Sümpfe zurückbleiben. Auf diese Weise haben sich diese Moräste nach und nach auf eine so außerordentliche Weise ausgedehnt. Dazu kommt noch, daß, da das Meer höher ist als manche Stellen dieser Ebene, das Seewasser in die Flußmündungen ein- und überfließt, sich mit dem süßen vermischt und das Uebel bedeutend vergrößert. Das Niveau des Ombrone, welcher nebst der oberhalb Orbetello mündenden Albegna der Hauptstrom dieser Gegend ist, erlaubt dem Meerwasser den Eintritt bis zu der von Grosseto nach Orbetello führenden Straße. An der päpstlichen Gränze, zwischen Civita-vecchia und Orbetello, nehmen die Sümpfe auf toscanischem Boden ihren Anfang, und man findet dort längs der Küste den See von Burano, die Seen della Bassa, die San Floriano, Acquato, Secco und viele andere kleinere, bis man zu dem großen See von Orbetello gelangt, an welchem auf einer Landspitze die gleichnamige Stadt liegt und ihr gegenüber auf einer Halbinsel, die den See einschießt und durch zwei Erdzungen mit dem Continente verbunden wird, der hohe Monte Argentario, in einem Theile der ehemals spanischen sogenannten königlichen Präsidien, mit den ziemlich guten Häfen Port' Ercole und Santo Stefano. Auf dem rechten Ufer des nicht weit vom nordwestlichen Ende des genannten Sees ins Meer mündenden Flusses Albegna liegt der Sumpf Guinsone, und nicht weit davon bei dem Hafen Talamone, dem ersten, welchen die Florentiner am Mittelmeere besaßen — gemäß der Sage nach Ajax Vater benannt — der Sumpf gleiches Namens, dem sich der des Alberese anschließt, mit welchem der Ombrone in Verbindung steht.

Nun gelangt man an den großen See von Castiglione della Pescaja, welcher von Nordost nach Südwest zehn Miglien Länge hat; und weiter westlich dem Strande folgend an den Sumpf des Pian di Rocca, den Namens Gualdo am Vorgebirge der Troja, und den von Alma nahe an der Mündung des Flüßchens gleiches Namens. Zwischen dem Thurme von Portiglione und der Eisenschmelze Follonica liegt der etwa 13 Miglien im Umfange habende Sumpf von Scarlino, weiterhin der von Torre mozza und endlich der piombinesische, welcher eine Fläche von mehr denn 19 Miglien füllt. Jenseits der Bucht von Populonia kommt man an den See von Rimigliano, und an einige kleinere Sümpfe in der Gegegend der Mündung der Cecina, wo die eigentliche Maremma ihren Anfang nimmt.

Aber die Sümpfe, obgleich der Hauptgrund der Luftverderbniß, sind doch bei weitem nicht der einzige. Es herrscht Mal'aria auf den Hochebenen Estremadura's, einem der trockensten Landstriche Spaniens, und auf denen von Corsica. Man hat verschiedene andere Ursachen angeführt: das Wüsteliegen großer unbebauter Strecken, die dichten Waldungen u. s. w.; mit dem meisten Recht aber die Verfaulung einer in diesen Gegenden wuchernden Wasserpflanze, der Chara, die in dem süßen und salzigen Wasser der Gräben und Sümpfe, nicht aber im Meerwasser selbst lebt. Sprengel führt 16 Arten derselben an, von denen acht in Europa einheimisch sind. Die gewöhnlichsten derselbeu sind in diesen Gegenden die Chara vulgaris, hispida und flexilis, auch findet man die tormentosa, translucens und gracilis. Sie hat keine eigentlichen Blätter, sondern gedrehte mehrgliedrige kleine Zweige. Wenn die Chara fault, was im salzigen Wasser eher geschieht als im süßen, so verbreitet sie einen höchst unangenehmen Geruch; das Wasser wird schmutzig und überzieht sich auf der Oberfläche mit einem dunkeln gelbgefleckten Häutchen. Die dabei entwickelte Gasart ist ein Gemisch von schwefeligsaurem Wasserstoffgas, kohlensaurem Gas und Stickstoff. Bleibt man eine Stunde in einem verschlossenen Zimmer, dem Geruche der Chara ausgesetzt, so empfindet man Schwere des Kopfes und Uebelkeit, und bekommt bald Erbrechen — Beweis genug, daß die Wirkung der von dieser Planze ausgehauchten Gasarten eine höchst verderbliche und giftige ist. Auf Veranlassung des regierenden Großherzogs und zum

Theil

Theil unter seinen Augen unternahm der Professor P. Savi von der Universität Pisa eine Untersuchung der Chara, deren Resultate er in einem Schriftchen: Ricerche fisiche e chimiche sulla Chara o Putéra (Pisa, 1831) bekannt gemacht hat. Er fand darin kohlensauren Kalk, holzige Materie, Extractivstoff, geronnenes Eiweiß, verschiedene lösbare Salze, Chlorophyll, wachsartige Substanz, Eisen und einen geringen Antheil Kieselerde. — Wenn die Chara auf dem Boden tiefer Gewässer wächst, so verbreitet sie keinen verpestenden Geruch, wie es z. B. mit dem großen Landsee von Cientina im Val di Nievole an der Gränze von Lucca der Fall ist. Doch ist auch dort die Luft nichts weniger als gesund, wie die Florentiner zu ihrem großen Nachtheil im Jahre 1325 erfahren, wo ihr Heer auf Veranstaltung ihres eigenen verrätherischen Generals, des Catalanen Don Raimund von Cardana, in der Gegend dieses Sees zur Sommerzeit so lange verweilte, bis Fieber und andere Krankheiten es schwächten, so daß es Castruccio, dem Herrn von Lucca, leicht wurde, dasselbe am 23 September genannten Jahres bei Alto Pascio aufs Haupt zu schlagen und selbst den Florentinischen Fahnenwagen (Carroccio) zu erobern.

Somit wäre schon ein zweiter erheblicher Grund der Verpestung der Maremmen aufgefunden worden: ein dritter — und ein um so traurigerer, weil dessen Hebung noch langsamer und schwieriger seyn wird als die der beiden andern — liegt in der Beschaffenheit des Bodens selbst, woraus man sich erklären kann, weßhalb die Luftverderbniß sich an Orten findet, die schon vermöge ihrer hohen Lage vor Ueberschwemmungen und stehenden Gewässern sicher sind, und wo die Kargheit der Vegetation besonders auffallend ist, wie in den Umgebungen von Volterra. Hier aber sind es die chemischen Erzeugnisse eines vulcanischen Bodens, welcher Schwefel, Salz, Vitriol, Alaun u. s. w. in großer Menge hervorbringt, die nebst der Verödung des Landes jene traurige Erscheinung bewirken. Beim Uebergang über das Gebirge zwischen der Provinz von Siena und der von Grosseto kommt man an den starken gesäuerten Schwefelquellen von Petriolo vorbei; ähnliche findet man bei dem Thurme Talamonaccio am Ausflusse der Osa, in dem Galleraie-Bad unterhalb Elci, in S. Michele zwischen Pomarance und Monte Cerboli, bei Leccia und Montioni; so wie Schwefelthermen bei Saturnia, Donoratico und Caldana. Die warmen Quellen von Roselle sind

salinischer Gattung; die Salinen von Volterra versehen das ganze Großherzogthum mit Kochsalz. Ein sonderbares Phänomen sind die sogenannten Lagoni, die sich bei Monte Cerboli, Castell nuovo, Monte Rotondo, Serrazzano, Lustignano und andern Orten der obern Provinz Massa finden. Aus größern oder kleinern Kratern oder natürlichen Erdkufen, die mit schlammigem Wasser gefüllt sind, bisweilen auch trocken aus Rissen oder Spalten des Bodens, strömen mit Gewalt und Getöse gasförmige Fluida hervor, unter denen geschwefeltes Wasserstoffgas vorherrscht. Verschiedene Stoffe finden sich in dem dünnen Schlamm aufgelös't, oder verdickt am Rande: Schwefel, Schwefelkalk, Schwefeleisen und Schwefelmercur, schwefelsaures Ammoniak, Magnesia, Alaun und Eisen, verschiedene boraxsaure Salze und aufgelös'te oder verdickte Boraxsäure. Der Boden ist nackt, heiß, veränderlich. *)

Man hat mit dem Erdreiche, welches den Boden des Sumpfes von Castiglione bildet, eine Untersuchung vorgenommen, um dessen Bestandtheile und somit dessen Antheil an dem allgemeinen Uebel kennen zu lernen. Dieses Erdreich besteht aus Thon, ist leicht blau gefärbt und wird bei Einwirkung der Wärme gelb, dann röthlich. Beim Trocknen in Berührung mit der Luft bedeckte es sich mit einem weißen salinischen Ueberzuge. Achtzehn Pfunde dieser Erde mit Wasser vermengt ließen nach langsamer Verdunstung der Flüssigkeit über drei Unzen Bodensatz von salinischer Beschaffenheit, woraus nach der gehörigen Calcination und vermittelst einer zweiten Auflösung in Wasser, und neuer Verdunstungen ein schönes Meersalz gewonnen ward, während, je nachdem die Calcination in verschlossenen oder der Luft zugänglichen Gefäßen vorgenommen wurde, Asche oder Kohlenstoff zurückbieb. Die Gegenwart der organischen Materie zeigt sich schon während der Verdunstung der Auflösung, indem diese eine immer dunkler werdende gelbe Farbe annimmt, und einen Anfangs ekelhaften ammoniakähnlichen Geruch verbreitet, der sich später in einen der Fleischbrühe ähnlichen verwandelt. Dieses organische Residuum das im Durchschnitt neun Gran auf ein Pfund Erdreich beträgt, ist ein Gemisch von vegetabilischen und animalischen Substanzen, na-

*) Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß sich bisweilen auf Strecken, wo während großer Sommerhitze die Erde völlig geborsten ist, wie man es nicht selten in Italien sieht, keine Mal'aria zeigte, aber sogleich zum Vorschein kam, wenn der Pflug die Erdoberfläche aufwarf.

mentlich von Extractivstoff, Gelatina und Eiweißstoff, der aber bedeutend modificirt erscheint. Goß man über dieses Residuum gewöhnliches Wasser, so entstand sehr rasch Fäulniß mit höchst offensivem Geruche; Vermischung mit Seewasser veranlaßte auch Fäulniß, aber nur langsam. Aus dieser Erscheinung läßt sich erklären, weßhalb dieser Boden, von Seewasser bedeckt, keine verderbliche Ausdünstung verbreitet, wogegen er, unter süßem oder Regenwasser, und der Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt, die Luft verpestet. *)

Es ist also hier eine Anhäufung complicirter Grundübel vorhanden, deren Ausrottung scheinbar Menschenkräfte übersteigt, und welche so lange Zeit hindurch aller Anstrengungen gespottet haben. Mit Recht ist indeß als Princip angenommen worden, daß die Gewässer-Ansammlung, als das in die Augen Fallendste, zugleich angegriffen werden, und daß der Erfolg der Arbeiten zur Wegräumung derselben auch auf jene der andern nothwendig einwirken muß. Damit hatte man nun schon seit beinahe drei Jahrhunderten Versuche gemacht. Der Großherzog Cosmus I. ließ Mauern und Schutzwehren errichten, um die Maremmen auszutrocknen, wie sein Lobredner Baccio Baldini mit großem Gepräng erwähnt — unterdessen gestattete seine Gemahlin Eleonore von Toledo den Pächtern der Fischerei die Anlegung großer Behältnisse, um den Fischfang reichlicher zu machen, aber zugleich das Land immer mehr zu verpesten. So blieb es, aller Gegenvorstellungen der unglücklichen Bewohner ungeachtet, unter Franz I., der sich nur um Einführung des Thunfischfanges in die toscanischen Gewässer bekümmerte, und unter dessen Regierung der Sumpf von Castiglione sich immer verheerender ausdehnte. Ferdinand I. machte Manches wieder gut, was seine Vorgänger verdorben, half aber dem Grundübel nicht ab; Cosmus II. verwandte ungeheure Summen auf einen schiffbaren Abzugsgraben aus dem mehrgenannten Sumpfe, der 26 Jahre wegnahm und zu nichts nutzte. Die wohlthätigen und ausgedehnten Plane Ferdinands II. wurden nur zum Theil zur Ausführung gebracht und scheiterten; dann ließ man die ganze Sache ruhen, bis endlich der große Peter Leopold dieser in den elendesten Zustand versunkenen Provinz sich

*) Vrgl. einen Aufsatz des March. Cosimo Ridolfi „über das Erdreich, das den Boden des Sumpfes von Castiglione bildet“ in den Acten der Akademie der Georgofili. Bd. VIII. Seite 166 — 171.

annahm. Hätte er eine ruhigere Regierung gehabt und nicht so vieles dringend Abhülfe Verlangende vorgefunden, so würde er ohne Zweifel seinen Nachfolgern weniger zu thun gelassen haben. Unter der Leitung des geschickten und thätigen Abbate Ximenes wurde in der Ebene von Grosseto und in der Provinz Massa Vieles und Löbliches geleistet, aber das Uebel war zu groß und eingewurzelt.

Als der regierende Großherzog diesem Küstenstriche seine Aufmerksamkeit zuwandte, hatte der schönste Erfolg ein ähnliches wohlthätiges Unternehmen gekrönt. Das Chianathal — ein Landstrich, in welchem die vielleicht einzige Erscheinnng vorgekommen ist, daß ein Fluß eine seiner ursprünglichen völlig entgegengesetzte Richtung angenommen, indem die Chiana zu Anfang unserer Zeitrechnung von Arezzo aus gegen die Tiber hinfloß, gegen das zehnte und bis zum vierzehnten Jahrhundert aber gleichsam umkehrte und sich größtentheils nach dem Arno wandte — welches Jahrhunderte lang alle Verbesserungsplane vereitelt und gleich der Maremma nur Krankheit und Wehgeschrei erzeugt hatte, war im Verlaufe weniger Jahre (von 1816 an) unter der Regierung Ferdinands III., und zu Anfang der seines Sohnes, zu Fruchtbarkeit, Gesundheit und Cultur zurückgeführt worden. Die Verfahrungsart, wodurch ein solches halbes Wunder (so sahen es die Bewohner an) bewirkt worden, bestand in der von dem jetzigen Staatssecretär Grafen Fossombroni, einem ausgezeichneten Mathematiker, erdachten Erhöhung des Bodes mittelst des von den Bergströmen mit sich geführten Schlammes: ein Verfahren, dessen Erfolg er in seinen Memorie idraulico-storiche della Valle di Chiana (Florenz, 1789) so deutlich erwies, wie die Erfahrung ihn später bestätigt hat. Das System der Colmaten ist seitdem auch in Deutschland seinem Wesen nach bekannt geworden (einige Nachrichten darüber gab Karl Witte in den Breslauer „deutschen Blättern"); zum Verstehen mancher folgenden Einzelnheiten ist indeß eine kurze Erläuterung desselben hier erforderlich. Da Fossombroni die Ueberzeugung festgestellt hatte, daß das Chianathal später wie früher von allen Anstalten zu seiner Anstrocknung nur einen theilweisen Nutzen ziehen würde, wenn die Richtung der dasselbe durchströmenden Gewässer, namentlich des Hauptstroms der Chiana, dieselbe bliebe, so schien es ihm vorzüglich darauf anzukommen, daß der Boden des Thals von der päpstlichen Gränze an bis gegen den Arno bei Arezzo hin auf eine solche Weise erhöht würde, daß die

Chiana und alle ihr zinsbaren kleinen Ströme, statt sich in der Niederung auszudehnen, in vertieften Betten mit beschleunigtem Fall auf den Arno zufließen. Zu diesem Behufe wandte er das System der Colmirung an. In dem sumpfigen Erdreiche wurden große viereckige Bezirke abgesteckt und mit künstlichen Wällen umgeben. In diese leitete man durch eine an einer Seite angebrachte Oeffnung das unreine schlammige Gewässer, ließ dasselbe eine Zeit lang darin stehen, bis der aus Gartenerde, Sand, Kies u. s. w. zusammengesetzte Bodensatz niedergesunken war, und verschaffte dann dem nun gereinigten Wasser einen Ausfluß an der entgegengesetzten Seite. Durch diese einfache Operation, über deren Mechanismus die hydraulischen Charten des Chianathals vom Ingenieur Manetti den besten Aufschluß geben, ist man dahin gekommen, dem ganzen Thal eine neue Oberfläche zu verschaffen, die viele Fuß hoch über der ehemaligen liegt. Die Chiana hat ein tiefes Bett, und eine bedeutende Senkung gegen den Arno; die Sümpfe sind bis auf wenige kleine Seen verschwunden (darunter die von Montepulciano und Chiusi, deren Umfang sich mit jedem Jahre verringert); die herrlichsten Saaten decken das fruchtbare Land, und eine Menge großherzoglicher Factoreien, in denen Ordnung, Wohlstand, Zufriedenheit und Moralität zu Hause sind, beleben das Thal, dessen Bewohner die wohlthätigen Fürsten und ihren erleuchteten Rathgeber segnen.

Aufgemuntert durch diesen Erfolg, der die frohesten Erwartungen hinter sich zurückgelassen, hat man nun dasselbe System auf die Maremmen anzuwenden begonnen, wo es aber, der Natur des Bodens und der Gewässer gemäß, mit manchen andern Arbeiten vereinigt werden mußte, worunter namentlich das Graben großer Canäle und das Aufwerfen bedeutender Dämme. Auf den Ombrone, als den Hauptstrom dieser Ebene, mußte sich die Aufmerksamkeit vorerst lenken. Dieser Fluß, welchen man von dem gleiches Namens in der Provinz Pistoja, der sich unterhalb Signa in den Arno ergießt, unterscheiden muß, ist der Umbro des Plinius und Rutilius Numantianus, von letzterem „non ignobile flumen“ genannt. Er entspringt bei San Gusmé an der Südseite des Gebirges, welches das obere Arnothal von der Provinz von Siena trennt, und nimmt auf seinem vielfach gekrümmten Lauf eine Menge von Nebenströmen auf, unter ihnen die bedeutenden Mersa und Orcia. Hierauf fließt er nahe bei Grosseto vorüber, und hat seine durch

allmählichen Rücktritt der See an dieser ganzen Küste sehr versandete Mündung ins Mittelmeer einige Miglien unterhalb dieser Stadt. Sein Ufer ist sehr flach, mehrere Inseln theilen sein Bett, und in der Regenzeit setzt er das ganze umliegende Land unter Wasser. Um dieses durch Verringerung der Wassermasse zu verhindern und zugleich den Schlamm, welchen er in großer Menge mit sich führt, (das Minimum desselben ist ½ Proc., das Maximum 5 Proc.) zur allmählichen Austrocknung des benachbarten Sumpfes von Castiglione zu benutzen, dämmte man erst (im Winter 1829, wo die Arbeiten begannen) bei dem sogenannten Poggio Cavallo eine große Strecke des rechten Flußufers mit einem Walle von mit Steinen gefüllten Körben (botti), zwischen die man Reiserbündel stopft und welche, wenn Sand und Schlamm sich hineinsetzen, zu einer festen Masse verbunden eine undurchdringliche Brustwehr bilden. Hierauf wurde (1829 — 1830) der erste große Diversiv-Canal aus dem Strome, dessen Bette hier 17,55 flor. Braccien über dem Niveau des Meeres liegt, nach dem mittleren Theile des Sumpfes gegraben. Er hat beinahe vier Miglien Länge, auf dem Boden 20, oben 54 Braccien (Berl. Ellen) Breite, und wurde, wie die italienische Inschrift auf der im verflossenen Winter auf dem Damm am Eingang errichteten steinernen Denksäule besagt, am 26 April 1830 nach 160tägiger Arbeit in Gegenwart des Großherzogs und seiner jetzt verstorbenen Gemahlin, Maria Anna von Sachsen, eröffnet. Sein Fall vom Flußbett an bis zu seiner Mündung in den Sumpf beträgt 14,71 Braccien. Ein Theil dieses Canales, über welchen drei schöne und dauerhafte hölzerne Brücken, deren Bogenöffnung 28 Ellen weit ist, mit gemauerten Dämmen führen, ist durch ein felsiges Erdreich gehauen; und obschon man eine Stelle gewählt hat, wo der Fluß sich in zwei Arme scheidet und einer derselben durch eine natürliche Wendung sich nach dem Canale hinbiegt, so hat man doch, der Gewalt des Wassers wegen, eine gewaltige halbrunde steinerne Brustwehr erbauen müssen, um dem Andrange die Stirne zu bieten. Diese Brustwehr erhebt sich 12 Braccien über dem Flußbette, dessen Wasserstand bei Regenwetter mehrmals 11 Braccien betragen hat. Zugleich verstopfte man, in der Absicht das Einfließen des Wassers in den Canal zu befördern, den rechten Arm des Stromes durch Erdaufschüttungen und Anlegung der oben beschriebenen mit Steinen gefüllten Körbe, wodurch jetzt, da man die

wuchernde Vegetation noch befördert, ein fester Damm entstanden und ein Theil des Flußbettes fast ausgetrocknet ist. Da es sich aber gezeigt hat, daß dieser Canal, welcher in trockener Jahreszeit alles helle Wasser aufnimmt, bei dem durch Regengüsse und Schneeschmelze oft plötzlich veranlaßten Anschwellen des Ombrone nicht hinreichend ist, so begann man im Herbst 1831 an einer Stelle, wo das Flußbett nur noch 8,95 Braccien über dem Meeresspiegel liegt, einen zweiten Canal, der, auf dem Grunde 24 Ellen breit, und mit hohen und starken Eindämmungen versehen, von dem Strom aus, Grosseto gegenüber, durch eine Strecke von mehr denn drei Miglien in den untern Theil des Castiglione'schen Sumpfes führt und 6,61 Braccien Fall besitzt. Dieser Canal ist namentlich zum Ableiten des schlammigen Wassers bestimmt. Man hat über denselben eine schöne Brücke von Holz und Gußeisen geschlagen, welche die Verbindung zwischen Grosseto und Orbetello herstellt. *) — Der Rest der Gewässer des nun sehr geschwächten Ombrone findet in dem gewöhnlichen Bette, das auf diese Weise bei dem Wassermangel sich nach und nach sehr verengen muß, seinen Ausfluß ins Meer.

Dieß sind die bisher zur Eindämmung und zweckgemäßen Benutzung des Hauptstroms vorgenommenen Arbeiten. Noch ist ein kurzer Ueberblick der übrigen seit 1829 in der Ebene von Grosseto begonnenen Werke nöthig. In den nördlichen Theil des Sumpfes von Castiglione ergießen sich eine Menge von Bergströmen, die, bevor sie in den eigentlichen tiefen mittleren Theil desselben gelangen, sich schon in dem weichen mit Schilf und andern Wasserkräutern bedeckten Boden verlieren, und diesen solcherweise immer mehr ausdehnen. Man wies nun zuerst dem bedeutenden Strome der Brunna auf einer Strecke von 7 Miglien durch Eindämmung in ein vertieftes Bett einen geregelten Lauf an, und that dasselbe auf einer Strecke von 2½ Miglien mit der Fossa (1829 — 1830); der starke Strom der Sovata erhielt (1830 — 1831) gleichfalls ein neues Bett, welches sich zwei Miglien weit durch einen Nebensumpf, den von Buriano, zieht. Aehnliches nahm man mit den kleinen Gewässern des Rigo, des Fosso Alborelli und des von Tirli vor. Aus zwei nicht fern vom rechten Ufer des Ombrone oberhalb Grosseto ge-

*) Am 9 Mai d. J. wurde dieser Canal in Gegenwart des Großherzogs eröffnet und vollkommen brauchbar gefunden.

legenen kleineren Sümpfen wurde ein Canal in den von Castiglione geleitet, und jene dadurch fast gänzlich ausgetrocknet. Durch alle diese Veranstaltungen verhinderte man erstens, daß die Gewässer dieser Ströme, wie bisher nach Willkür die Niederung überfließend, den Sumpf unausgesetzt vergrößerten, und zunächst benutzte man den von ihnen geführten Schlamm, um den Boden, wo er sich ansetzt, nach und nach zu erhöhen und fester zu machen, und hierauf die Abtheilungen zum Behufe der Colmaten bewerkstelligen zu können. Schon jetzt zeigt der Erfolg, daß man sich nicht verrechnet hat. Das Erdreich am nördlichen Ende des Sumpfes hat sich bereits um mehrere Fuß erhöht und an Consistenz gewonnen, und man hat damit beginnen können, Parallellinien von Pallisaden in demselben zu errichten, deren Zwischenräume man mit abgemähtem Schilf ausstopft, wodurch aller Schlamm und Erdtheile festgehalten werden. Der eigentliche See, dessen höchster Wasserstand sich gegenwärtig zu 2,96 Braccien über den Boden erhebt, dessen Boden aber an einigen Stellen 10 — 12 Centimeter niedriger ist als das Niveau des Meeres, befindet sich in der Mitte der ungeheuern, von Schilf und Wasserpflanzen aller Art bewachsenen, sumpfigen Niederung; von ihm aus schleicht ein trüber Wasserstrom bis in die Nähe des an der äußersten Spitze gelegenen Städtchens Castiglione della Pescaja, wo sich einige Spuren einer römischen Wasserleitung finden, und das durch Eleonoren von Toledo von der Sienesischen Familie der Piccolomini erkauft wurde. Hier stand der See ehemals mit dem Meer in Verbindung, aber das Zurücktreten des letzteren hat den Sand angehäuft, und man mußte dem Sumpfwasser einen Ausfluß durch eine Klappenschleuße eröffnen. Der Schleußenrost ist 2,55 Braccien über dem Meere bei niedrigem Wasser, die Schleußen-Thore selbst haben eine Höhe von von 5,25 Braccien über dem Rost. Da diese nun bei der verstärkten Wassermenge nicht mehr zureichend seyn kann, so wird ein zweiter Abzugscanal das Wasser, da er höher liegt als das Meer, durch Fall in dasselbe leiten.

So viel ist in der kurzen Zeit von drei Wintern (man beginnt die Arbeiten Mitte Novembers und schließt damit gegen Ende des Mai's) bloß in diesem Theile der Maremmen gewirkt worden. Die Zahl der auf dem ganzen Küstenstriche beschäftigten Werkleute hat sich zu verschiedenen Zeiten auf 3 bis 5000 belaufen. Sie sind nur geringen Theils aus den Maremmen, indem die Maremmaner fast

durchgehends die dazu erforderlichen Kräfte nicht besitzen, und bestehen sonst aus Toscanern der übrigen Provinzen, namentlich Bewohnern der Pisanischen Ebene und der Bergstriche der Lunigiana, Pistoja's und des Casentino, Modenesen, Genuesen, Parmesanern, Calabresen u. s. w.; meist Gebirgsleute, die im Winter auf ihren hochgelegenen Strichen keine Arbeit finden und im Sommer wieder hinaufsteigen, Holz zu hauen oder ihre Heerden zu hüten. Sie arbeiten zum Theil für einen bestimmten Taglohn, zum Theil — und dieß sind die rüstigeren und fleißigeren — werden sie nach Maßgabe ihres Werkes bezahlt, wobei sie dann oft bedeutend viel verdienen. Meist sind es starke, abgehärtete Menschen, und ohne eine solche Constitution könnten sie auch den Unbilden des Klima's, denen sie ausgesetzt sind, den ganzen Tag hindurch meist auf feuchtem und schlammigem Boden, zum Theil bis an die Kniee im Wasser stehend, halb nackt und gewöhnlich nur mit einem Hemde bekleidet, und von schlechten Speisen sich nährend, unmöglich widerstehen. Sie schlafen zum Theil in großen dazu eigens bestimmten Gebäuden in den verschiedenen Orten, oder aber in strohgedeckten Erdhütten, die man auf den benachbarten Feldern zerstreut sieht, und in deren Mitte Nachts ein Feuer brennt, dessen Rauch sich einen Ausweg durch das Dach sucht. Hier schlafen sie auf erhöhten mit Stroh bedeckten Gestellen, in große Mäntel gehüllt. Daß unter ihnen häufig Krankheiten vorkommen, ist leicht begreiflich, und zu diesem Behufe hat man in Grosseto und Piombino geräumige Spitäler bereit, wo sie unentgeldlich gepflegt werden. Die Arbeiter stehen in einer Art militärischer Verfassung, unter Aufsehern, und diese wieder unter Oberaufsehern. Die Leitung des Gesammtwerkes ist einer Commission anvertraut, an deren Spitze der verdienstvolle Ritter Fr. Capei steht, welcher seine Thätigkeit und Kenntnisse schon mehrfach, namentlich bei den Arbeiten im Chianathale, bekundet hat. Ueberhaupt hat man viele der ehemals dort beschäftigten Beamten herbeigezogen, weil sie schon mit der Art und Weise und mit der Geschäftsführung vertraut waren. Die verschiedenen Ingenieure stehen unter dem geschickten Manetti, von dem die Plane zu den vielen schönen Brücken- und Chaussee-Arbeiten herrühren. Alles geht mit der musterhaftesten Ordnung von statten, und man kann nicht umhin zu bemerken, daß hier eine Uebereinstimmung, eine Thätigkeit, ein angemessenes, vernünftiges Wirken vom Obersten bis zum Untersten herrscht, welche zeigen, daß

jeder an seinem Platz ist, und daß das Beispiel des Landesherrn, dem Alle die innigste Verehrung und Liebe gewidmet haben, ihnen ein lebhaftes Interesse an dem Werk und seinem Gelingen einflößt.

Wir verließen Grosseto auf der vorläufigen neuen Communalstraße, welche sich um das nördliche Ende des Sumpfes von Castiglione zieht, über die Stromcanäle der Fossa, Brunna und Sovata auf dauerhaften hölzernen Brücken führend, bis sie sich 7 Miglien von dort bei Giuncarico mit der großen Straße vereinigt, welche, die Provinz von Grosseto mit der von Pisa verbindend, im Frühling des Jahres 1831 vollendet wurde. Sie führt völlig neu von dem bezeichneten Punkt aus auf einer Strecke von 26 Miglien bis zum Thurme von San Vincenzio, zum Theil auf der alten Via Aemilia, welche, von dem Censor Aemilius Scaurus verordnet, das Meeresufer entlang über Pisa bis nach Luni und den Vadi Sabatii in Ligurien führte. Bei S. Vincenzio vereint sich diese prächtige, neue, häufig schnurgerade Straße, die, durch ein meist wildes, ödes Land gezogen, bald hat erhöht, bald ausgegraben werden müssen, mit der die Grafschaft Gherardesca durchschneidenden, die indeß auf einer Strecke von sieben Miglien ganz neu gemacht worden ist; führt dann weiter über die Cecina und vereinigt sich oberhalb Colle Salvetti mit der von Florenz nach Livorno leitenden Heerstraße, von wo man über die großen Canäle nach Pisa gelangt. Da es nun der Plan ist, sogleich nach Austrocknung des oberen Theils des Sumpfes von Castiglione die Straße durch denselben in gerader Richtung nach Grosseto und von dort, wenn die Arbeiten in den untern Maremmen fortgeschritten seyn werden, und man sich mit der päpstlichen Regierung darüber verständigt hat, über Orbetello nach Civitavecchia zu führen — eine Idee, welche Napoleon lange hegte, um eine directere Verbindung zwischen Frankreich und Süd-Italien zu eröffnen — so wird mit der Zeit diese Gegend ein Hauptort für den Waarentransit werden, selbst für den aus Deutschland und der Lombardei, da die Regierungen Toscana's und Modena's gegenwärtig die lange projectirten Gebirgsstraßen durch die Lunigiana über Fivizzano und Pontremoli bearbeiten lassen, wodurch die bisher höchst schwierige Communication zwischen den beiden Gebirgsseiten eröffnet wird. Welcher unermeßliche Vortheil daraus für die Maremmen

erwächs't, wird erst die Folge zeigen können; schon jetzt aber erntet dieses Land, das bisher beinahe ohne fahrbare Straßen und wo die Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften schwierig und zeitraubend war, die Früchte dieser Wohlthat in dem erleichterten und vermehrten binnenländischen Verkehre.

Anfangs hat man noch einen Ueberblick der großen Grossetanischen Fläche, hinter der sich die Hügelkette, welche das Thal des Ombrone von dem der Albegna trennt, und der hohe Monte Argentario, der Mons Argentarius des Rutilius und der alten Geographen, erheben. Vor sich hat man eine mit lichtfarbenem Grün bedeckte unabsehbare Ebene; dieß ist der Sumpf von Castiglione, hinter welchem man da, wo eine Horizontallinie das Meer vermuthen läßt, das gleichnamige Städtchen erblickt, das sich an ein Vorgebirge lehnt. Das Land ist meist wild und wüste, von Schaf- und Ziegen-Heerden bevölkert, um welche die Hirten, des Winters in eine Art von Pelzkleidung gehüllt, lange Stangen in der Hand und von den heulenden unbändigen Hunden begleitet, rasch herreiten. Hie und da trifft man auf gut angebaute Striche, meist aber liegt das Land unberührt, mit karger Vegetation, niedrigem Waldwuchs und schlechten dürren Wiesen. Wilde Oelbäume wachsen häufig in steinigem Erdreiche. Malerisch gruppirt liegen auf den Höhen die Dörfer Colonna, Monte Pescali, Buriano, Giuncarico, Caldana u. s. w.; in der Ebene bemerkt man nur selten vereinzelte Wohnungen, meist Köhlerhütten und Pottaschebrennereien. Nachdem wir uns eine Zeit lang in einer Gegend befunden hatten, wo nichts als die Straße, der wir folgten, auf ein bewohntes Land schließen ließ, gelangten wir an die Brücke über die Pecora, die sich in den nahen Sumpf von Scarlino ergießt und gleich mehreren obgenannten Strömen in ein geradliniges Bett geleitet ist, das sich 2½ Miglien weit erstreckt und ihren regellosen Ueberschwemmungen ein Ziel steckt. Die große Straße verlassend, da wo wir auf den Hügeln zur Linken die ehemals gräflichen Ortschaften Gavorrano und Scarlino erblickten, brachte uns ein Nebenweg durch niedrige Waldungen nach dem offenen Stranddorfe Follonica.

Rauschendes Getöse der Eisenhämmer schallte uns bei unserm Nahen entgegen, und zwischen freundlichen, zerstreut liegenden, meist neuen Wohnungen und frischgrünenden Bäumen hindurch hatten wir einen entzückenden Anblick der blauen Wellen des Mittelmeers

und der in ihrer Breite sich ausdehnenden vom Abendroth purpurn gemalten Insel Elba, einst des mächtigsten Kaisers kleines Reich, das er bald mit einem Felsen in tropischen Klimaten vertauschen mußte. Ich trat auf die Brücke oder den hölzernen Molo, der im Winter 1830/31 zur Bequemlichkeit der Landenden und der Auf- und Ausladungen hier erbaut worden ist, und sich 40 Berl. Ellen lang auf dem Strande, 160 Ellen in das Meer hinein erstreckt, von wo ich auf die ganze Bucht, die links von dem Vorgebirge und der kleinen Insel der Troja, rechts von der Landspitze, auf welcher der Telegraph von Piombino liegt, begränzt wird, auf Elba mit dem davor liegenden Felsen Cerboli, auf Corsica und Monte Cristo eine freie Aussicht genoß. Zwischen Follonica und dem gegenüber liegenden Hafen von Rio auf Elba findet unausgesetzt der lebhafteste Verkehr statt; denn der erstere Ort ist der Hauptplatz, wohin die reichen Eisenerze der unerschöpflichen Bergwerke von Rio gebracht werden, zu deren Schmelzung auf der Insel selbst es an Holz, und noch mehr an Wasser gebricht. Dadurch geht für die Bewohner Elba's ein großer Theil des Gewinns verloren, während in Follonica eine bedeutende Menge von Arbeitern, die meist aus der Gebirgsprovinz Pistoja (der sogenannten Montagna, die sich bis an die modenesische Gränze erstreckt) herkommen, in den Wintermonaten, während welcher allein gearbeitet werden kann, Beschäftigung finden. Das Eisenerz von Rio ist sehr reichhaltig, und enthält bis zu 60 Procent Metall. In Follonica gibt es zwei Schmelzöfen, von denen einer bis zu 50,000 Pfund rohen Eisens täglich liefert, eine Hütte und eine Anstalt für Verfertigung von Platten. Zu Cecina hat dieselbe Minenverwaltung einen Ofen und zwei Hütten, andere zu Valpiana, wo sich gleichfalls Werkstätten für die Fabricirung von Cylindern befinden. Eisenarbeiten werden hier nur wenige verfertigt, sondern das rohe Metall meist nach Livorno und Pisa, und von dort nach verschiedenen Fabriken des Landes geschafft. Man goß in Follonica eben eine Menge von Bomben und Kugeln für den Herzog von Modena. Auf einer Segelbarke fuhren wir nach dem Thurme, der sich zwei Miglien unterhalb Follonica an der Stelle befindet, wo der Sumpf von Scarlino, der etwa dreizehn Miglien im Umfange hat, mit dem Meer in Verbindung steht. Er wird größtentheils durch die Gewässer des schon genannten Flusses Pecora gebildet, und man hat, um

das schädliche Einfließen des Meerwassers zu verhindern, im verflossenen Winter einen Damm aufgeworfen, der eine kleine Bucht abschneidet, und meist aus Reisebündeln besteht, worin der Meersand sich festsetzt. Die See, in ihrer natürlichen Neigung sich von der Küste zurückzuziehen durch diese Vorrichtung begünstigt, thut dieß nun an der genannten Stelle mit verdoppelter Schnelligkeit, so daß bald alle Verbindung zwischen dem süßen und salzigen Wasser aufgehoben seyn wird, und ersteres durch einen Abzugscanal, den man gegraben, seinen Ausfluß hat. Auf diese Weise, und da man die regellosen Ueberschwemmungen der Pecora schon früher gehemmt und bereits den Anfang zu Abzäunungen für die Colmaten gemacht hat, hofft man auch dieses Sumpfes, der zu Anfang des Sommers alle Bewohner von dem scheinbar anmuthigen und blühenden, aber in Wahrheit, Krankheit und Tod in sich tragenden Strande von Follonica verscheucht, und die Wohnungen leer stehen läßt, endlich Meister zu werden.

Wir verließen das Dorf auf demselben Wege, der uns dahin gebracht, und folgten dann 7 Miglien weit der großen Straße, die sich in ermüdender Einförmigkeit und fast schnurgerader Linie durch eine reizlose Gegend erstreckt, wo zur Rechten die Hügelreihen ununterbrochen fortlaufen. Hierauf bogen wir von derselben links ab, und gelangten durch eine wüste, menschenleere Ebene, auf der man nichts sieht, als Heerden wilder Pferde und unbändiger Büffel, die mit ihrem stieren Blick, ihrem breiten Kopf und ihren plumpen Gliedern in allen diesen Maremmenstrichen von der Cecina an bis Terracina einheimisch sind, und durch Sumpf und Wiesengrund halb waten, halb gehen, zwischen denen sich hie und da ein Maremmenreiter auf seinem schlechten Pferde mit einem weißen Schäferhunde zeigt, bis an den flachen, sandigen Strand, einen Theil der weiten Bucht, die sich von Piombino im Halbzirkel bis zur Troja erstreckt. Nichts unterbrach und belebte diese traurige Einöde, wo man nur das Gemurmel der gegen den Strand anspülenden Wellen, und das seltene, ferne Gebell eines Hundes vernahm. Bald fuhren wir nun auf einer schmalen Landstrecke zwischen dem Meer und den tiefen, feuchten Wiesen, welche den Anfang des Sumpfes von Piombino bilden; und da, wo ein Theil desselben mit der See in Verbindung steht, und sich der eigentliche Ausfluß der Gewässer der Cornia befindet, deren Strom diesen Sumpf

vorzüglich nährt, über eine aus Gußeisen und Holz erbaute neue Brücke, worauf wir aus der Ebene auf das bergige, mit reicher Vegetation bedeckte Vorgebirge von Piombino gelangten. Die Cornia, von den Gebirgen oberhalb Massa kommend, hat auf mehrere Miglien ein neues, geradliniges Bett mit hohen Seitendämmen erhalten, und spült nun ihren vielen Schlamm in den Sumpf, wo er sich in den schon zum Theil angelegten Colmaten ansetzt, und welchen er endlich ausfüllen wird. Die verpesteten Ausdünstungen an der Verbindungsstelle mit dem Meere waren merklicher und ekelhafter, als an irgend einem andern Ort in der ganzen Maremma.

Piombino, der ehemalige Hauptort eines Fürstenthums, hat wenig Merkwürdiges, als seine schöne Lage auf der südwestlichen Spitze eines felsigen Vorgebirges und seine sonderbar geformten Thürme und starken Mauern, die ihm, wenn man sich dem einzigen, auf der Landseite in die Stadt führenden Thore naht, ein eigenthümliches Aussehen geben. Bei Ptolemäus und Antoninus Portus Trajanus genannt, gelangte es aus dem Besitze der Pisanischen Familie Appiani, der große Maremmenstriche und Ortschaften gehörten, an die Ludovisi, und durch Heirath an die römischen Buoncompagni, die davon den Titel annahmen; Napoleon schenkte es nebst Lucca als Fürstenthum seiner Schwester Elise Bacciocchi; 1814 fiel es Toscana anheim, das die römischen Fürsten Buoncompagni dafür mit Geld entschädigte, und zugleich die kleinen Besitz-Fractionen an dieser Küste, so wie das ehemals dreifach getheilte Elba erhielt. Jetzt haben hier mehrere großherzogliche Aemter und zwei Viceconsuln von Sardinien und Oesterreich ihren Sitz. Die engen Straßen der Stadt waren mit einer Menge von Arbeitern gefüllt, die — es war der Vorabend des Osterfestes — zur kirchlichen Feier hingekommen waren. Ein großer Theil der Werkleute in der ganzen Provinz, die Pisaner, waren zum Begehen der Festtage alle nach Hause gegangen, von wo man sie nach Beendigung derselben wieder zurückerwartete. Auf dem von mehreren Befestigungswerken umgebenen Platz am Meere, bei dem Fort und dem ehemaligen Palaste der Appiani, wo fünf dahingeleitete Quellen ein gutes Trinkwasser liefern, erfreut man sich, die starken Fel-

senmassen zu seinen Füßen, einer schönen Aussicht auf das nahe Elba, wohin man mit günstigem Wind in zwei Stunden fährt, und auf die übrigen Inseln. Vermöge seiner Lage ist Piombino vor der Einwirkung der Miasmen mehr geschützt als die meisten Maremmenorte, und deßhalb im Sommer nicht verlassen, obgleich dann auch hier keine gute Luft herrscht, und die Einwohner Wechselfiebern, und den andern endemischen Krankheitsformen dieser Striche häufig ausgesetzt sind.

Eine gute, von der Fürstin Bacciocchi — die überall, wo sie gewirkt, rühmliche Erinnerungen hinterlassen hat — angelegte Straße führt durch eine meist mit niedrigem Gebüsche bewachsene Gegend, auf das kleine Fort Torrenuova zu; wir verließen sie, einige Miglien von der Stadt entfernt, um durch die Waldung das Vorgebirge zu erreichen, auf dem die berühmten Trümmer des etruskischen Populonia liegen. An einer bequemen und geräumigen Bucht, in der mehrere Fahrzeuge mit toscanischer und sardischer Flagge ankerten, sahen wir das kleine, malerische Fort Baratti am Strand auf der Spitze, welche bei Ptolemäus Promontorium Popolonium heißt. Von hier aus führt, in beinahe einer halben Stunde, ein steiler Weg den Felsenhügel hinan, nach dem Orte, wo ehemals die etruskische Stadt stand. Die Aussichten von der Spitze des Berges sind über alle Beschreibung herrlich. Vom grünen Laube der Bäume umgeben, hatten wir tief unten zu unsern Füßen das dunkelblaue Meer, mit breiten, grünen Streifen durchzogen, welches in majestätischer Ruhe das Spiegelbild des heitern Himmels zurückwarf, und dessen kleine, weiße Wellen sich sanft an den Felsen des Gestades brachen. Dicht hinter uns erhob sich einer der alterthümlichen Thürme des Castells, das man jetzt Populonia nennt; zur Rechten dehnte sich in weitem Halbkreise der Strand bis zur Spitze von Livorno, hinter der man noch die hohen Gebirge von Seravezza und der Lunigiana in Eis und Schnee gehüllt erblickte. Vor uns lagen in verschiedenen Entfernungen die Inseln des tyrrhenischen Meeres, zur Linken anfangend mit Monte Cristo und dem Felsen Cerboli mit dem Wachtthurm auf seiner Spitze; dann Elba, das uns seine großartigen Gebirgsmassen und die schöne Bucht von Portoferrajo zeigte, Corsica's langgedehntes, rauhes, gebirgiges Inselland, die Capraja und endlich die Gorgona, welche Dante aufruft, die Mündung des Arno zu schließen,

um Pisa für den entsetzlichen Tod der Gherardescas zu züchtigen — ein Anblick, dem vielleicht wenige an großartiger, ruhiger Schönheit gleichkommen mögen. Als wir in das von hohen, starken Mauern und mit Zinnen versehenen Thürmen umgebene mittelalterliche Oertchen eintraten, das auf der Bergspitze einen Theil der Trümmerstätte der etruskischen Stadt einnimmt, deren Namen es bewahrt hat, war alles verlassen und todtenstill — kein Mensch zu sehen — vor einer Thüre lag ein Hund, der uns, ohne einen Laut von sich zu geben, vorübergehen ließ. Wir traten aus der kleinen Straße auf einen offenen Platz, als uns Gesang aus der Kirche entgegenschallte. Die ganze Einwohnerzahl, aus etwa fünfzig Seelen bestehend, denen sich einige Soldaten aus dem Fort Baratti angeschlossen, war zur Feier des Osterfestes beim Gottesdienste versammelt, und erst nach dessen Beendigung konnte man uns Rede stehen, und uns zu den sehenswerthen Gegenständen führen.

Innerhalb des Umkreises des jetzigen Ortes findet sich, als Grundstück eines der Thürme, ein schönes altes Mauerwerk, aus regelmäßigen, ohne Mörtel aufeinandergelegten Steinen. Südlich von da, an der gegen das Meer zu sich senkenden Seite des Hügels, wo auf einem dort befindlichen Thurme früher zu verschiedenen Malen ein Telegraph errichtet wurde, und von wo man Portoferrajo entdecken kann, während man die oben geschilderte Aussicht noch ausgedehnter, und mit dem ganzen Meerbusen von Follonica bis zur Spitze der Troja zu seiner Linken als Schlußpunkt des bezaubernden Panorama's hat, zieht sich um den steilen Abhang ein Kreis gigantischer Mauerreste, von denen sich auch an der neuen Fahrstraße, welche auf den Thurm von Baratti zuführt, geringere Trümmer finden. Auf dem davon eingeschlossenen, jetzt geackerten Felde, auf dem eine Menge zum Theil behauener Steine aus dem Boden hervorragen, muß die alte Stadt, bei den Etruskern P o p l u n a, gestanden haben, die keine halbe Stunde im Umkreise gehabt, deren Einwohner aber zum Theil am Strand und um den Hafen Baratti, wo zu Strabo's Zeiten sich Trümmer von Gebäuden fanden, ansässig gewesen zu seyn scheinen. Micali hat in seinem bekannten Werk über die Völkerschaften des alten Italiens einen Plan der Ruinen und des muthmaßlichen Mauerkreises gegeben. Derselbe Gelehrte hat bemerkt, daß die vornehmsten alt-etruskischen Städte im Binnenland und auf waldigen Anhöhen gebaut waren, und Populonia keine

Haupt-

Hauptstadt, sondern Pflanzort der Volterraner war, welche die auf diesem Ufer ansässigen Corsen vertrieben. Bei römischen Schriftstellern wird die Stadt häufig erwähnt: Cato, Livius, Strabo, Plinius, Mela, Ptolemäus u. A. reden davon, und Virgil nennt sie im zehnten Gesange „Popolonia mater." Mit Cosa, Saturnia, Roselle u. s. w. wurde auch diese Stadt gegen das Ende des fünften Jahrhunderts nach Roms Erbauung dem Scepter der Weltherrscherin unterworfen, und theilte die Schicksale der Provinz. Schon unter Sylla erfuhr sie die Wuth der Zerstörer. Rutilius Numantianus, der zu Anfang der Einfälle der Barbaren in Italien sein Itinerarium schrieb, und Cosa schon verwüstet sah, spricht auch von Populonia, man könne die großen Denkmale vergangener Jahrhunderte kaum wieder erkennen, und die gefräßige Zeit habe die hohen Mauern verzehrt. Im achten Jahrhunderte wurde der Bischofsitz von hier nach Massa verlegt. Auf einem Theile der Trümmerstätte entstand Jahrhunderte später das Castell, das noch völlig sein mittelalterliches Aussehen bewahrt, und mit dem größten Theile des Vorgebirges einer Pisanischen Familie gehört, welche mehrere Monate an diesem einsamen Orte zuzubringen pflegt, und neuerdings eine bequeme Fahrstraße hat anlegen lassen, die sich um den Abhang des Berges zieht. Beim Nachgraben findet man hier noch manche Alterthümer, in kleinen Bildsäulen, irdenen Gefäßen, Ringen u. s. w. bestehend, wie man sie in den meisten etruskischen Städten in Menge trifft. Die Münzen sind meist römisch: die von Populonia äußerst selten.

Um die Bucht von Baratti herum führt der Weg zu dem kleinen Fort Torrenuova, das am Anfange des Sees von Rimigliano liegt, der nur durch einen schmalen Landstreifen vom Meere geschieden wird. Der Boden dieses Sees besteht meist aus Tufstein, aber er ist von sumpfigen Wiesen umgeben, zu deren Austrocknung man einen großen Abzugscanal (Emissario) gegraben hat, wodurch, während der Zutritt des Meerwassers verhindert wird, am Ende der See allein zurückbleibt, der alsdann nicht mehr schaden kann als andere Landseen. Um den Sumpf führte uns ein wenig betretener sandiger Weg durch eine reizlose Waldgegend, ohne schönen Baumwuchs und hie und da deutliche Spuren von Zerstörung durch die Axt tragend, an einzelnen Stellen von Wiesenstrecken unterbrochen, auf denen Pferde und Büffelheerden weideten, bis wir endlich die große Straße zwischen Grosseto und Pisa wieder erreichten, die wir auf

der Fahrt nach Piombino verlassen hatten. Schon von weitem sahen wir das auf einem Hügel liegende ansehnliche großherzogliche Gebäude Caldana, wahrscheinlich nach einer benachbarten warmen Schwefel-Quelle so genannt, wo wir bald darauf anlangten. Auch hier wieder, wo mehrere der bei den Austrocknungsarbeiten beschäftigten Beamten und Ingenieure ihren gewöhnlichen Wohnort haben, erfreute uns die umfassende Aussicht auf die Ebene von Follonica und Piombino, im Hintergrunde das grüne Vorgebirge Populonia's, welches einen Theil der Berge Elba's verdeckte. Eine kleine halbe Stunde Weges süd-östlich von Caldana führt die Heerstraße auf einer prachtvollen Brücke über die Cornia, deren schon bei dem Sumpfe von Piombino gedacht worden, in den sie einige Miglien weiter unten ihre Mündung hat. Diese Brücke, noch nicht völlig vollendet, ist von großartigen Dimensionen, und zum Theil von weißem Marmor erbaut — ein Luxus mehr dem Anscheine nach als in der Wirklichkeit, da diese Steinart in der Gegend häufig vorkommt: weißer und bläulicher bei Campiglia zwischen den Hügeln oberhalb Caldana, gefleckter, weißer und grüner an benachbarten Orten, rother zu Gerfalco u. s. w. Die bedeutendsten und ältesten Marmorbrüche sind die von Monte Calvi im Gebirge von Campiglia; schon zu den Zeiten der Republik wurde eine große Menge Steinblöcke von hier geholt, um bei dem Bau des Florentiner Domes und u. A. der Leuchte auf der Kuppel desselben verwandt zu werden. Aus den Brüchen von Fucinaja, welche zu derselben Kette gehören, wurde das Material zu der neuen Brücke genommen. Alle diese Marmorarten nehmen eine schöne Politur an, und brauchen, um mehr benutzt, nur mehr bekannt zu werden. Der Fluß, über den diese schöne, von Manetti gebaute Brücke führt, fließt in einem tiefen, geräumigen Bette, von breiten, mit Rasen bedeckten Erdwällen umgeben, während man noch an verschiedenen Stellen Spuren des alten Bettes sieht, aus dem er sich früher regellos über die nun völlig gesicherte Ebene ergoß.

Wir waren nun dem Ende des eigentlichen Sumpflandes nahe, indem sich von hier an keine großen stehenden Gewässer mehr finden, obgleich auch, die ganze Ebene der Grafschaft Gherardesca entlang und über die Cecina hinaus, während des Sommers verdorbene Luft die Bewohner verscheucht, oder ihnen Krankheit und Elend zuzieht. Doch beginnt, wenn man sich beim Thurme San Vincenzio, wo bedeutende Holzkohlenbrennereien sind, wieder dem

Strande nähert, mit dem Verschwinden der Sümpfe ein ganz verschiedenes Land. Zu beiden Seiten des Weges sieht man viele Getreidefelder, Gemüsegärten, Obst- und Reben-Pflanzungen, die das Gepräge der Ordnung und des Wohlstandes tragen. Zur Rechten erstrecken sich ununterbrochen die Hügel; auf zwei der vordern liegen das malerische Oertchen Castagneto und die Ruinen der Burg Donoratico, eines der Stammschlösser der Familie Gherardesca, die in den Annalen der Republik Pisa eine so bedeutende Rolle spielen, und dem Dichter der göttlichen Komödie in der Geschichte des Grafen Ugolino den Stoff zu der ergreifendsten Episode seines unsterblichen Gedichtes lieferten. Auch nachdem die Gherardesca die Herrschaft über Pisa verloren, behielten sie sehr ausgedehnte Lehen in der Maremma, wo ein großer Landstrich ihren Namen führte. In Castagneto befindet sich das alte Schloß der Grafen; ihr jetziger Wohnsitz ist aber in dem in der Ebene liegenden kleinen Flecken Bolgheri (Bulgari castrum, in Documenten des XI Jahrhunderts Sala del Duca Allone geheißen, nach einem longobardischen Herzoge von Lucca und Pisa zu Carls des Großen Zeiten), einst von bedeutendem Umfang, und in mittelalterlichen Urkunden und Städtegeschichten häufig erwähnt, aber 1496 von den Landsknechten im Heere Kaiser Maximilians beinahe gänzlich zerstört, wobei der Besitzer selbst, Graf Heinrich, ums Leben kam, und erst 1700 wieder aus seinen Trümmern auflebend. Vieles that schon der Graf Simon, nach ihm sein Neffe Camill in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts durch Anlegung von Wohnungen für die vermehrte Einwohnerzahl, von großen Magazinen, Canälen u. s. w. Auch der jetzige Besitzer Graf Guido della Gherardesca, welcher einen Theil des Winters in Bolgheri zuzubringen pflegt, das sich durch sein mildes Klima besonders dazu eignet, ist sehr thätig in seinen Bemühungen zur Beförderung des Wohlstandes dieser Landschaft. Die Getreide-, Obst-, Oel- und Reben-Pflanzungen sind im besten Zustande; der Flecken vergrößert sich immer mehr durch neue Wohnungen, und die Landleute finden alle hinreichende und einträgliche Beschäftigung auf den herrschaftlichen Gütern. Gutes Quellwasser, woran großer Mangel war, wurde 1825 zu einem öffentlichen Brunnen geleitet, und schon 1817 ein Waisenhaus errichtet. In der verbesserten Moralität und dem steigenden Wohlstande der Einwohner, deren Zahl sich 1745 auf 109 belief, während sie gegenwärtig

über 520 beträgt, zeigen sich schon die Früchte dieses löblichen Wirkens.

Einige Miglien von Bolgheri entfernt, gelangt man an die Ufer der Cecina, über deren breites, unregelmäßiges Bett eine von dem mehrgenannten Ingenieur Manetti vor 8 bis 9 Jahren erbaute, sehr starke, gepflasterte, hölzerne Brücke führt, und die nicht weit davon bei der casernenähnlichen großherzoglichen Factorei, mit welcher ein kleines Fort verbunden ist, sich in das Meer ergießt. Dieser bedeutende Fluß entspringt an dem Poggio di Montieri oberhalb Massa, und macht auf seinem Laufe durch die Gebirge eine große Krümmung, viele Waldbäche und Gebirgswässer aufnehmend, bevor er dem Meere zufließt. Nahe bei der Brücke befindet sich nebst einigen andern Häusern eine Eisenschmelze, und in der Nähe auf dem rechten Ufer ein kleiner Sumpf, Cinquantina genannt, der fast ganz ausgetrocknet ist.

An der Gränze der Maremmen angelangt, können wir nicht umhin, noch einen Blick auf den langen, schmalen Küstenstrich zu werfen, den wir eben durchwandert. In Italiens frühesten Zeiten ohne Zweifel der Sitz von Cultur und Wohlstand, bevor Industrie und Kunst noch das gebirgige Binnenland urbar zu machen geholfen hatten, von blühenden Städten gefüllt, in denen Luxus und alle Lebensbequemlichkeiten zu Hause waren (Vetulonia — dessen Lage man nicht mehr mit Gewißheit anzugeben weiß — zierte die Wagen seiner Magistratspersonen mit Elfenbein und färbte Purpurtücher), sank das Land mit dem ganzen Etrurien unter römische Herrschaft, und wurde von den über dieses Reich einbrechenden Barbaren schonungslos verwüstet. Die vornehmsten Städte wurden zerstört, das offene Land entvölkert, der Ackerbau blieb aus Mangel an Händen liegen, die Waldungen nahmen überhand und hemmten den Lauf der Flüsse. Der Druck des Feudalsystems, zu dessen Zeiten die Maremma von Grafen und Burgen wimmelte, war nicht geeignet, den Bewohnern Muth und Kraft zu geben, dem Uebel abzuhelfen zu suchen, und so wurde es mit jedem Jahre schlimmer. Die vernichtenden Getreidesteuern unter der mediceischen Herrschaft — als Tyrannei eines Einzelnen an die Stelle der Tyrannei Vieler getreten — lasteten immer schwerer auf dem Landmanne,

so daß die jährliche Aussaat von 1300 Maltern Getreide unter Ferdinand II in der Ebene von Grosseto schon unter seinem Nachfolger Cosmus III auf 300 herabgekommen war. Die unseligste Theilung des Grundeigenthums bestand bis zu der Leopoldinischen Gesetzgebung von 1778. Auf den Triften war der Besitzer des Bodens nicht zugleich auch Besitzer der Weide; der Eigenthümer der Saatfelder mußte nach der Ernte sein Land zur öffentlichen Weide hergeben; in den waldigen Strichen gab es neben denen, die Boden und Weide besaßen, noch einen dritten Eigenthümer für das Holz. Die schwierigsten Einschränkungen machten dieses System eben so verderblich als unerträglich und gaben zu immerwährenden Streitigkeiten Anlaß. Unter Peter Leopold hob sich der Ackerbau wieder. Er schaffte die bis dahin bestandene Dienstbarkeit ab, befreite die Ausfuhr der Landesproducte von Steuern, theilte die öffentlichen Grundstücke in Fractionen, und beförderte den Bau von Bauernhöfen. Aber das Grundübel der Luftverpestung vereitelte manche seiner wohlthätigen Anordnungen. Besonders fühlbar ist der Mangel an Ackerbauern: der im Land ansässigen Familien sind wenige, und diese meist durch Krankheiten geschwächt und wenig betriebsam. Bergbewohner verrichten während des Winters die nöthigsten Arbeiten, und entfernen sich mit dem Nahen der warmen Jahrszeit; Schnitter sind wegen der Gefahren, denen sie sich aussetzen, nur schwer und mit großen Kosten aufzutreiben. Bei der Fruchtbarkeit vieler Strecken sind die Ernten reich, ungeachtet so vieler ungünstiger Umstände; manchen Orten fehlt es aber an Oel und Wein. Würde auf die Gewinnung dieser beiden mehr Sorgfalt verwendet, so könnten sie in nicht wenigen Gegenden von ausgezeichneter Güte seyn. Die Cultur der Fruchtbäume ist meist vernachlässigt, mehr noch die der Maulbeerbäume. Hanf und Flachs werden nur in geringer Quantität gesäet. In bedeutender Menge gewinnt man Honig und Wachs, die Einsammlung des Manna hingegen, das von der Esche und Buchesche geliefert wird, und wovon die Bewohner von Tirli allein jährlich gegen 3000 Pfund in den Handel zu bringen pflegten, scheint jetzt vernachlässigt.

Wenige Länder mögen für die Jagd geeignet seyn, wie die Maremmen. In ihren dichten Waldungen schwärmen Eber, Rehe, Wölfe; hausen Stachelschweine, Dachse, Igel, Marder, Iltisse, Murmelthiere, Ottern; nisten Rebhühner, Turtel- und Holztau-

ben. Den Strand füllen Möwen, Feldhühner, Wachteln, Lerchen; die Sumpfgegenden Schwärme von Wasserhühnern, Staaren, Schnepfen, wilden Gänsen und Enten. Während Ackerbau und Industrie daniederligen, reiche metallische Erzgänge, Salz und Schwefel liefernde Werke, Marmor- und Alabasterbrüche fast ungenutzt bleiben, und nur Schifffahrt und Fischfang in etwas betrieben werden, ist die Viehzucht blühend, aber meist in den Händen von Ausländern. Von den Toscanischen, Lucchesischen und Modenesischen Apenninen steigen jährlich die Hirten mit ihren zahllosen Heerden herab, die auf den in Pacht genommenen Weideplätzen verweilen, bis nichts mehr daselbst zu finden ist, und dann nomadenartig weiter ziehen. Auch das Holzhauen, die Verfertigung von Faßdauben, die Ausästung der Korkhölzer, das Kohlenbrennen u. s. w. werden meist von Parmesanern, Modenesen, Römern, Pistojesen u. A. betrieben, und geben bedeutenden Gewinn. Einen erheblichen Industriezweig bildet namentlich seit 1810 die Pottasche, von der jährlich gegen 4000 Tonnen nach Livorno in den Handel gehen. *)

Nimmt man alles dieses in Betracht, so unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, daß wenn einst das Land in der warmen Jahreszeit wieder bewohnbar gemacht, und mit Colonien rüstiger Ackerbauer und Handwerker gefüllt seyn wird — die von selbst nicht ausbleiben werden, sobald jenes der Fall ist — die natürlichen Erzeugnisse dieses Küstenstrichs ihn bald wieder zu einem blühenden Land und zur Quelle vieler Reichthümer für Toscana erheben werden. Uebersieht man die Masse und Ausdehnung des eingewurzelten Elends, so muß man um so mehr dem wohlthätigen Fürsten, der demselben mit lindernder Hand abzuhelfen strebt, Kraft und Ausdauer wünschen. Es erregt gerechte Verwunderung, wenn man betrachtet, wie außerordentlich viel in den drei Jahren geschehen ist, seitdem die Arbeiten begonnen haben. Das Werk wird nun um so rascher vorangehn, da einmal der schwierige Anfang mit solchem Erfolge gemacht worden ist. Toscana wird dafür einst das

*) Ausführlichere Nachrichten über das, was Industrie, Ackerbau u. s. w. in den Maremmen betrifft, findet man in einer in der Florentinischen Akademie der Georgofili gehaltenen Rede des Dr. Zuccagni-Orlandini, dessen Fleiß man auch den schönen historisch-topographisch-statistischen Atlas von Toscana verdankt.

Andenken Leopolds des Zweiten segnen, wie es in seinen beiden Vorgängern Väter und Beglücker des Landes und Volkes, die sie von manchen Uebeln befreit haben, mit unveränderlicher dankbarer Anhänglichkeit liebt und ehrt.

Die Ufer der Cecina sind meist von waldbedeckten Hügeln eingeschlossen und bieten keine pittoresken Schönheiten dar. Ueber einen sehr unebenen, von vielen Waldströmen zerrissenen Grund führt auf der rechten Seite der Weg nach Volterra, das wir schon erblickten, als wir uns noch etwa sieben Miglien davon entfernt befanden. Zwei Miglien weiter erreichten wir das Thal, in welchem sich die Salinen befinden. Weitläuftige und großartige Gebäude sind zu den reichen Salzwerken bestimmt, die das Großherzogthum mit diesem unentbehrlichen Artikel versehen. Außer der eigentlichen Fabrik, wo auch ein Theil der auf 60 — 70 sich belaufenden Arbeiter wohnen, sieht man dort eine großherzogliche Wohnung, ein Wirthshaus, und auf dem Hügel eine Kirche, von wo man eine weite Aussicht auf das wilde, öde Land hat, das mit seiner kleinlichen Formation von Miniaturbergen, die sich hintereinander aufthürmen, und seinem nackten, blassen Erdreich eine nichts weniger als angenehme Wirkung macht. Den Horizont bilden die Mauern und zahllosen Glockenthürme der alten Stadt, die auf ihrem ausgebrannten Vulcane, der mit seinem vielfach zerrissenen Abhange schon im Salinenthale seinen Anfang nimmt, sich lang hindehnt. Die Salzquellen liegen zwanzig Minuten von den Gebäuden entfernt, und die Sole wird in Röhren herzugeleitet. Sie enthält über 20 Procent Salz, täglich werden 40 — 70,000 Pfund gewonnen (zur Zeit, als F r a L e a n d r o A l b e r t i seine Beschreibung von Italien bekannt machte — um 1530 — gewann man im Durchschnitt 24 Malter, welche Quantität verdoppelt werden könnte, wenn man für das Großherzogthum mehr bedürfte. Das Salz ist hier, wie fast überall, Regierungsmonopol: der Preis desselben beträgt das Zwölffache der Kosten, und der jährliche Gewinn beläuft sich auf 750,000 Thaler. Die Verwaltung und die große Niederlage befinden sich in Volterra. Gradirwerke gibt es bei diesen Salinen nicht.

Die Auffahrt nach V o l t e r r a, von dessen hohem Berg und

Alterthum der Dittamondo des Fazio degli Uberti redet, ist sehr steil und beschwerlich, und man braucht von den Salinen aus zwei volle Stunden. Die ganze Gegend ist kahl, öde und reizlos, und von ausgesprochen vulcanischem Charakter. Die Stadt ist mit hohen Mauern umgeben, hat meist enge auf= und absteigende Straßen und mehrstöckige Häuser, die ihr ein düsteres Aussehen geben. Ein würdiges, alterthümliches Gebäude ist der 1217 erbaute öffentliche Palast, in welchem sich in neun Zimmern eine außerordentlich reiche Sammlung etruskischer Alterthümer befindet, die meist aus der dortigen Gegend herrühren, und von dem Abate Guarnacci seiner Vaterstadt geschenkt wurden. Die meisten derselben sind mit Sculpturen verzierte Grabmonumente; es kommen darunter sehr viele Wiederholungen derselben Gegenstände vor, und man findet alle Kunstabstufungen von den ausgebildeten Formen classischer Schönheit bis zu unbeschreiblich Rohem. Der bekannte fleißige Archäologe Inghirami zu Florenz, ein geborner Volterraner, hat in seinen etruskischen Monumenten Abbildungen und Beschreibungen vieler der hier aufbewahrten Kunstschätze mitgetheilt, wofür ihm die gelehrte Welt lebhaften Dank weiß. — In demselben Palaste befindet sich auch eine bedeutende, von demselben patriotischen Sammler Abate Guarnacci geschenkte Bibliothek. Der Dom ist geräumig und schön, und wurde von Niccolo Pisano 1254 vergrößert. Die darin enthaltenen Gemälde sind im Durchschnitt mittelmäßig. Eines der schönsten Monumente der sogenannten cyklopischen Bauart ist die berühmte, aus ungeheuern Quadern bestehende Porta all' Arco; großartige Mauerreste finden sich an mehreren Stellen, namentlich an dem nördlichen Bergabhange. Sie zeigen den ehemaligen Umfang dieser mächtigen Stadt, die, vielleicht des Aristoteles Enaria, bei den Römern Velatri, unter den etruskischen Städten einen der ersten Plätze einnahm, und über einen weiten Gau herrschte. Ausgedehnt ist die Landschaft, welche sich auf beiden Seiten eröffnet: südlich das Cecinathal und die Maremmengebirge, öde und zerrissen, freundlicher auf der Nordseite das Era Thal, im Hintergrunde die Pisaner Berge von S. Giuliano. Ich kann nicht umhin, hier einer argen Uebertreibung in einer Schilderung Volterra's zu erwähnen, die sich in einem sonst in agronomischer Hinsicht sehr schätzenswerthen Buche, den Briefen über Italien von Lullin de Chateauvieux befindet. Er spricht von Volterra wie von einem

Bilde des Todes, läßt dessen Einwoher „blaß, wie Schattenbilder, unter den Trümmern einer majestätischen Größe" umherirren u. s. w. Von allem diesem habe ich nichts gefunden; die Wohnungen Volterra's, die bei ihm zusammensinken, unterscheiden sich durch nichts von denen der meisten alten italienischen Städte, und viele rothwangige Frauen und Mädchen sah ich an den Fenstern und in den Straßen, zur Feier des dritten Ostertags im Festputze nach den Kirchen und den um die Stadt führenden Spaziergängen wandernd, während die Bilder des Pariser Modejournals bei Kleidermachern und Haarkräuslern ausgestellt waren.

Von Volterra aus führt der Weg auf hohen Bergrücken, bald steigend, bald sich senkend, ohne schöne Formen und blühende Vegetation, die Einsamkeit nur selten von einem isolirten Bauerhaus oder einem zertrümmerten Thurm unterbrochen. Einen ganz verschiedenen Anblick bietet die nördliche Seite des Gebirges dar, wo man in das Elsathal hinunterzusteigen beginnt. Schöne, dichte, dunkle Waldungen mit hochstämmigen, epheuumrankten Bäumen senken sich von den Gipfeln bis in die Thalgründe hinab; ländliche Wohnungen liegen zerstreut und in kleinen Gruppen; auf den Hügeln erblickt man mehrere Städtchen, ausgezeichnet darunter zur Linken San Gimignano mit seinen vielen hohen Thürmen, die ihm den Namen delle belle torri gaben, Geburtsort des in der polnischen Geschichte bekannten und oftgenannten Callimaco Esperiente (Filippo Buonaccorsi, im J. 1437 geboren, nach vielen Schicksalen und Reisen lange in der Gunst König Casimirs, der ihm die Erziehung seiner Söhne übertrug, gest. zu Krakau 1496), mit einer von Benozzo Gozzoli, Domenico Ghirlandajo, Pietro Perugino, Pollaiuolo u. A. mit trefflichen Bildern geschmückten Collegialkirche. Colle, der Hauptort der Provinz, liegt malerisch auf dem Abhang eines Hügels an der Elsa, die von dort nach der Gegend von Certaldo strömt, Boccaccio's Geburtsort, worauf sie sich unterhalb Empoli mit dem Arno vereinigt. Bei Poggibonsi gelangten wir wieder auf die von Siena nach Toscana's Hauptstadt führende Straße.

Ein Besuch auf Malta.

La Valette, November 1832.

Die Vorbereitungen zu einer Seereise, wenn man sie nicht etwa mit einem Dampfboot unternimmt, wobei man die Zeit des Eintreffens beinahe eben so zuverlässig berechnen kann, wie beim Eilwagen, selbst zu einer kurzen, sind immer vielfacher Art. Was muß da nicht angeschafft und weggeschafft, für wie viele Dinge und unvorgesehene Fälle muß nicht gesorgt, an wie manche Umstände muß nicht gedacht werden, und dieß um so mehr, wenn das Reiseziel ein Land wie die Levante ist, wobei der Europäer gewöhnlich den Mißgriff macht, zu glauben, er finde dort entweder alles oder gar nichts. Der Schiffscapitän, welcher das Mittelmeer befährt, weiß schon, wessen er sich zu versehen hat, und rechnet schon aus Grundsätzen auf Gefahr vor Piraten im Archipel und Nordwind an den Dardanellen: von diesen beiden ungebetenen Gästen hört man gewöhnlich im voraus so lange und so viel spechen, daß man sich recht wundern muß, mit heiler Haut und kräftigem Südwinde das Marmorameer zu erreichen.

Livorno ist ohne Zweifel für einen Nicht-Kaufmann die uninteressanteste Stadt in ganz Italien. Die geraden, breiten Straßen, der schöne, große Platz; die meist hohen, ansehnlichen Wohnungen; die Canäle des Viertels Klein-Venedig — alles das sind materielle Gegenstände, die man wohl zu schätzen geneigt ist, wenn man dort wohnen soll; hat aber ein Reisender den Hafen, die Bildsäule des Großherzogs Ferdinand, an welcher Tecca's Mohrensklaven gewiß eine schöne Arbeit sind, die Synagoge und die große Cisterne besehen, die noch nicht ganz vollendet ist, so weiß er in dieser eben nicht unbelebten Stadt, in welcher Mercur die einzige Gottheit ist, auf deren Altären geopfert wird, nichts mehr zu beginnen. Man wird's daher begreiflich finden, daß, so schwer mir auch der Abschied von Italien wurde, günstiger Wind die Hauptsache war, welche ich vom Himmel erflehte, als die dalmatische Brigantine, der Nicomir genannt, die uns nach Constantinopel führen sollte, segelfertig auf der Rhede lag.

Die Zahl der Schiffe war im Ganzen nicht sehr bedeutend, die Jahreszeit war schon ziemlich vorgerückt, und die meisten waren bereits

nach ihrer Bestimmung abgegangen. Es war bald nach Mittag, als wir auf die Rhede hinausfuhren: um drei Uhr lichtete man die Anker. Da dachte ich nun freilich mit dem englichen Dichter:

Now at length we 're off for Turkey,
Lord knows, when we shall come back!

während ein günstiger Wind in die Segel blies, der hohe Leuchtthurm und hinter ihm die Stadt mit ihren vielen Wohnungen, Festungswerken und Thürmen rasch zurückzuweichen schien, und nicht lange darauf auch der Monte-Nero mit seiner Kirche der von den Seeleuten hoch verehrten Madonna — der letzte Punkt des italienischen Festlandes, den wir auf unserer Reise erblickten — schon in der Ferne lag.

Unsere Fahrt ward ziemlich vom Winde begünstigt. Elba, Sardinien und Corsica waren bald verschwunden; zu Ende des dritten Tages sahen wir Marittimo, die kleine Insel an der Westspitze Siciliens, und am Morgen darauf die ganze weitausgedehnte Südküste dieses mächtigen Insellandes mit ihren hohen Gebirgen und am Ufer liegenden Städten, unter denen Sciacca, von den Sonnenstrahlen erleuchtet, weiß schimmerte. Wir befanden uns in der Gegend des jetzt wieder verschwundenen Seevulcans, dessen Erscheinen im verflossenen Jahre so viel Aufsehen machte und um dessen Besitz England und Neapel beinahe in Streit geriethen. Nach sechsunddreißig Stunden lagen Malta und Gozzo wie eine Hochebene mit drei Berggruppen zur Rechten vor uns.

Wenn man in den schönen und sichern Hafen von La Valette einläuft, so erstaunt man über den Umfang und die Menge der Forts und Bastionen, welche übereinandergethürmt ihn auf allen Seiten einschließen. Man hat vor sich die Forts St. Elmo und La Vittoriosa, zum Theil aus den Felsen selbst gehauen, wo der tapfere Großmeister, welcher der Stadt seinen Namen gab, der ungeheuern Ueberzahl der Türken in der berühmten, von Vertot gut, aber nicht immer wahr beschriebenen Belagerung die Stirne bot. Der Anblick der Stadt, wenn man den geräumigen Quai verlassen hat und durch das Marinethor, einen gewaltigen Felsendurchgang, in dieselbe tritt, ist überraschend. Sie liegt auf dem Abhang eines steilen Hügels, und viele ihrer, zum Theil ziemlich engen Straßen bestehen aus fortwährenden Treppen, denen Lord Byron in seinem Adieu to Malta, mit wenig gemessenen Worten: „ye cursed streets of stairs“ zuruft. Die Häuser haben durchgängig eine gelbe Farbe und sind aus

dem Sandstein erbaut, den dieß Felseneiland in außerordentlicher Menge liefert, und der allmählich eine bedeutende Härte erlangt. Fast alle sind mit großen schwarzgefärbten und verschlossenen Balconen versehen, und die ganze Stadt, sehr reinlich gehalten, zeigt im Aeußern einen Wohlstand, der mit den zahlreichen Armen, welche die Straßen füllen, nicht recht stimmen will. Die Börse wurde von dem frühern Gouverneur Sir Alexander Ball erbaut: ich besuchte sie einige Mal, fand sie aber immer leer. Die Perspective vieler Straßen, die oft zum Hintergrunde das dunkelblaue Meer haben, ist überraschend und eigenthümlich; die Menge der zum Theil lebensgroßen Statuen von Heiligen, die sich an den Ecken finden, deutet auf die ehemalige Existenz des geistlichen Ritterstaats. Der beliebteste unter diesen Heiligen ist, neben St. Johann, dem Patron des Malteser- (Johanniter-) Ordens, St. Paul, von dem die Bewohner behaupten, er habe auf seiner Fahrt von Cäsarea nach Rom in einem Hafen der Insel, den man noch Porto St. Paolo nennt, Schiffbruch gelitten und den Maltesern das Evangelium gepredigt, worauf ich später zurückkommen werde. Man würde sich täuschen, wenn man in La Valette etwas Alterthümliches aus den Ritterzeiten zu finden glaubte. Es ist eine Stadt des späten sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts, deren Kirchen und sonstige Gebäude die Periode des gesunkenen Geschmacks und des Perrükenstyls nicht verläugnen. Als der Großmeister Villiers de l'Isle Adam, welcher im December 1522 Rhodus, wo der Orden beinahe 220 Jahre lang seinen Sitz gehabt, nach mannhafter Vertheidigung den Türken hatte übergeben müssen, am 26 October 1530 an dieser nackten Felseninsel landete, fand sich kaum ein Haus, wo er einkehren konnte, und die ihn begleitenden Ritter mußten elende, am Strande liegende Fischerhütten in Besitz nehmen. Dieß war die Schenkung, welche Karl V. dem Orden, der sich doch durch fortwährende Bekämpfung der Sarazenen so manches Verdienst erworben, nach langem Hin- und Herreden am 23 März des genannten Jahres gemacht hatte, mit der Aussicht, daß die Ritter Modon in Morea erwerben könnten und zugleich seinen Reichen Sicilien und Neapel eine Vormauer bildeten. Der Hauptort, noch jetzt Cittàvecchia genannt und im Innern gelegen, hatte etwa 1300 Schritt im Umfang. Und auf diesem öden Strande der alten Melita, die, in den Träumen der Alterthümler für einen Ueberrest der Insel der Kalypso gehalten,

nach einander Phäaken, Phönizieru, Carthagern, Griechen, Römern, Vandalen, Gothen, Arabern, Byzantinern, Normannen, Aragonesen gehörte, erhob sich kein halbes Jahrhundert darauf eine ansehnliche, starkbefestigte Stadt, die, so oft bedrängt, keinem Eroberer ihre Thore öffnete, bis auch sie dem Mann des Jahrhunderts unterlag, und der erste deutsche Großmeister der letzte des Ordens zu werden bestimmt war.

Zu den ansehnlichsten Gebäuden gehören die Ritterwohnungeu (Auberge) von Provence und Castilien, und vor allen der ehemalige Palast des Großmeisters, welcher gegenwärtig die Wohnung des englischen Gouverneurs ist, und wo sich eine interessante Waffensammlung befindet. Auf dem Platze vor derselben, von wo man eine schöne Aussicht auf das Meer und den neuerbauten Leuchtthurm hat, befindet sich die Hauptwache, deren Inschrift, unter dem großbritannischen Wappen, besagt, Europa's Stimme und der Malteser Liebe habe England im Besitze dieser Inseln bestätigt. („Magnae et invictae Britanniae Melitensium amor et Europae vox has insulas confirmat A. D. MDCCCXIV.") Des Volkes Liebe mag man dabei wohl wenig um Rath gefragt haben, aber im Ganzen muß man doch gestehen, daß die Malteser den Engländern nicht eben abgeneigt sind und sich der ganz militärischen Verwaltung zu fügen scheinen, während auf den jönischen Inseln, die, ihrer fast nur zum Spotte bestehenden republicanischen Verfassung zum Trotz, einem soldatischen Despotismus unterworfen sind, beinahe allgemeine Unzufriedenheit herrscht. La Valette ist schon halb englisirt: überall sieht man englische Waaren und englische Aushängeschilder; überall schallt Einem verdorbenes Englisch entgegen, was mit dem Maltesischen und dem Italienischen eine wahre Sprachverwirrung bildet. An allen Ecken sieht man Rothröcke, unter denen sich das schöne Regiment der Bergschotten auszeichnet, die in ihrem Nationalcostume, mit der Dudelsackmusik, und mit ihrer hellen Gesichtsfarbe und dem blonden Haar einen auffallenden Contrast mit dem Volke bilden. — Gute Ordnung halten die nordischen Herren auf Malta, das muß man ihnen lassen; auch kommt durch sie ziemlich viel Geld ins Land und einige Lebhaftigkeit in Handel und Gewerbe; aber diejenigen unter den Einwohnern, welche noch den Ritterstaat gekannt, können sich über dessen Untergang nicht trösten.

Die Hauptkirche (zu St. Johann) ist ein stattliches Gebäude

und wurde unter der Regierung des Großmeisters Jean L'Evesque de la Cassière, eines Auvergnaten, errichtet. Sie bildet ein lateinisches Kreuz, und das mittlere Schiff hat eine bedeutende Bogenwölbung; im Ganzen ist sie aber höchst geschmacklos und bunt, und kann auf architektonische Schönheit keinen Anspruch machen. Der Fußboden besteht aus den Grabsteinen einer großen Menge von Rittern, von Marmormosaik, aber im schlechtesten Geschmack. In den Capellen zu beiden Seiten sieht man die Denkmäler der Großmeister, bis auf den vorletzten derselben, Emanuel von Rohan aus der bekannten lothringischen Familie, aber in Spanien geboren, der 1797 starb und Herrn von Hompesch zum Nachfolger hatte. In derselben Capelle, wo Rohan liegt, und welche als die französische mit den Lilien und dem L mit einer Krone verziert ist, befindet sich auch das Grab des Bruders des jetzigen Königs der Franzosen, des Grafen von Beaujolais. Es besteht aus einem Basrelief von weißem Marmor, eine weibliche Figur darstellend, welche sich weinend zu einem Aschenkruge hinbeugt, oben die französischen Lilien, und ist eine mittelmäßige Arbeit von Fortin in Paris. Man lies't darunter die folgenden Worte:

Fratris carissimi Lud. Caroli de Beaujolais
Desiderata patria exulis
Ad salutem propitiore sole restituendam
A solicito fratre ex Anglia avulsi
In hoc littore protinus extincti
Reliquias huic marmori mœrens credidit
Lud. Phil. d'Orleans anno MDCCCVIII.

In einer unterirdischen Marmorcapelle sieht man die Gräber der ersten Großmeister des Ordens während seines Bestehens auf Malta, u. a. das des heldenmüthigen La Valette. Auf dem Sarkophage, der seine Asche enthält, befindet sich seine Bildsäule in Bronze: er ist liegend mit gefalteten Händen im Ritterkleide dargestelt. Eine Inschrift in zwei lateinischen Distichen gedenkt seiner Thaten und seines Ruhmes.

Ich machte einen Ausflug nach dem ehemaligen Hauptorte, der schon genannten Città-vecchia oder notabile, um sowohl diese als das Innere der Insel kennen zu lernen. Sie liegt 7½ italienische Meilen von La Valette entfernt, auf der Spitze des Inselfelsens, und man gelangt in einem gewöhnlichen maltesischen Fuhrwerk, das einem französischen Coupé nicht unähnlich ist, aber nur zwei Räder hat

und von einem Pferde gezogen wird, während der Kutscher fortwährend im Trabe nebenher läuft, in anderthalb Stunden hin. Der ganze Umfang der Werke der Hauptstadt zeigt sich erst recht auf der Landseite, wo es mit den Bastionen, Mauern und Gräben fast kein Ende nimmt. Sie stammen fast alle aus den Zeiten der Ritter, während auf der Seeseite mehreres von den jetzigen Besitzern gebaut worden ist. Nachdem man mehrere Kirchen hinter sich gelassen hat, deren Form meist an St. Sulpice in Paris erinnert, gelangt man durch fast ununterbrochene Reihen von Wohnungen und andern Gebäuden, die sich längs der Straße hinziehen, an die Wasserleitung, deren Bogen sich mehrere Meilen weit erstrecken und die La Valette mit Trinkwasser versieht: ein großartiges sowohl als nützliches Werk des Großmeisters Alof de Vignacourt, eines Picarden, der dasselbe im Jahr 1616 errichten ließ. Von nun an gewinnt man eine freiere Aussicht auf das Land, das sich öde, nackt und hügelig, aber ohne irgend eine schöne Formation, nach allen Seiten erstreckt. Noch jetzt im November glühte die Sonne; alles ist verbrannt und gelb, ein schöner Baum eine Seltenheit. Von ferne nehmen sich die niedrigen Baumgruppen, die man hie und da sieht, wie dunkle Flecke aus. Aus den Steinwällen hervor wächst in großer Menge die indische Feige, sonst findet man bisweilen gewöhnliche Feigenbäume und Dattelpalmen, kurz eine ganz südliche, nur sehr karge Vegetation. Früher verlegte man sich viel auf die Cultur der Baumwolle, und schon unter den Griechen und Carthagern war Malta in dieser Hinsicht berühmt und trieb starken Verkehr mit Sicilien, namentlich mit Syrakus und Agrigent. Diese Baumwolle hat eine röthliche Farbe und ist sehr fein. In neuerer Zeit hat die Cultur derselben sehr abgenommen, weil man es vortheilhafter findet, an deren Stelle Getreidefelder anzulegen, indem das Getreide, welches zum Verbrauche der Insel eingeführt wird, eine Abgabe von 50 Procent zahlen muß, obgleich La Valette sonst ein Freihafen ist (seit 1802). In neuerer Zeit hat man sich mit Erfolg auf den Seidenbau verlegt, und eine Manufactur an einem Orte, den man Boschetto nennt, liefert geschätzte Stoffe. Im Uebrigen ist der Gewerbfleiß gering. Die Marmorbrüche auf Gozzo geben einen schönen gelben Stein, andere Arten findet man hie und da auf Malta, woraus man in der Hauptstadt Tischblätter und andere Sachen verfertigt.

Doch ich muß auf meinen Weg zurückkehren, wo ich einer

Menge von Landleuten begegnete. Der Malteser unterscheidet sich in der Gesichtsbildung sehr vom Italiener; mehr soll er dem Bewohner der Südküste Siciliens ähnlich sehen, was sich schon durch die gemeinsame Vermischung beider Völker mit den Arabern, welche diese Länder lange in ihrer Gewalt hatten, erklären läßt. Die jetzigen Malteser mögen wenig reines Blut mehr in sich haben, da ihre Insel immer die Beute von Fremden gewesen ist. Der Landmann hat etwas Wildes in seinem Blick. Halb unbekleidet und der glühenden Sonnenhitze ausgesetzt, die mit Gewalt von seinem Felsenboden zurückprallt, ist seine von Natur schon dunkle Haut häufig bis zum tiefen Braun geschwärzt. Das Auge ist blitzend, das Haar schwarz und gewöhnlich halb lang, die Form scharf. Er geht meist in Hemdärmeln und barfuß und trägt eine lang hinunterfallende schwarze Mütze. Auf seinem Pferd oder Esel sitzt er nicht wie der gewöhnliche Reiter, sondern wie die Frauen zu reiten pflegen. Von dem Charakter des maltesischen Volkes macht man im Ganzen keine sehr anziehende Schilderung; man mißt ihm viele der Eigenschaften bei, welche die Mehrzahl der Bewohner Nordafrika's gehaßt und gefürchtet machen. Das Costume der Frauen, auf dem Lande sowohl als in der Stadt, erhält etwas Eigenthümliches durch die schwarze Mantilla, welche aber von der spanischen sehr verschieden, und eine Art von Rock ist, der, gewöhnlich von Seide, schief über den Kopf geworfen wird, an einer Seite Gesicht und Hals frei läßt, und den größten Theil des Anzugs, der gleichfalls meist schwarz ist, verdeckt. Es liegt schon ein Vorschmack der orientalischen Sitte in dieser in mancher Hinsicht malerischen Tracht, die reizender seyn würde, wenn die Zahl darunter hervorblickender, hübscher Gesichter größer wäre. Aber die Züge sind im Allgemeinen zu scharf markirt und zu wenig anmuthig, und die Gesichtsfarbe zu gelblich. Die orientalische Abstammung oder Stammvermischung zeigt sich auch in der Volkssprache, die arabischen Ursprungs, aber mit fremden Elementen, wahrscheinlich größtentheils mit der Sprache der alten Bewohner der Insel, sehr vermengt ist. Ueber die maltesische Sprache, welche allgemein im Land üblich ist, wo aber auch sehr häufig italienisch gesprochen wird, sind neuerdings zwei Grammatiken von Vassalli und F. Vella erschienen. Zu London wurden vor einigen Jahren die Evangelisten, mit beigefügtem lateinischem Text, in derselben gedruckt. Vassalli gab gleichfalls ein

Wör-

Wörterbuch dieser Sprache und eine Sammlung zum Theil origineller Sprüchwörter und Redensarten heraus. Der Malteser und der Maure des Moghreb verstehn einander bequem, und dieser Umstand war es, auf welchen der berüchtigte Abate Vella in Palermo den bekannten Betrug mit der Auffindung von historischen Documenten über die Herrschaft der Araber in Sicilien baute, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts so vieles Aufsehen in der gelehrten Welt machte, und für den schamlosen Urheber ein so schlimmes Ende nahm.

Wenn man sich Città vecchia nähert, so werden die Wohnungen, die zerstreut liegende Gruppen bilden, deren mehrere zusammen man einen Casal nennt und wovon die Insel über zwanzig zählt, wieder häufiger. Die alte Stadt ist mit schönen Mauern und Wällen umgeben und hat große gewaltige Thore; in dem Innern aber, wo einige schmale Straßen mit verödet scheinenden Häusern den Raum einnehmen, sieht und vernimmt man kaum einen Menschen, einige Bettler ausgenommen, die auf dem Platze der Kathedrale lagern. Dieses Gebäude ist schwerfällig und mit bunten Malereien und Vergoldungen überladen; man feierte eben das Hochamt, wobei der Priester und Diakonen bei weitem mehr waren, als der Betenden. In der Vorstadt, wo man eine weit ausgedehnte Fernsicht über den größten Theil der Insel, auf deren höchstem Punkte man sich befindet, und über das Meer nach verschiedenen Seiten hat, zeigt man in einer Kirche die Höhle, wo der Apostel Paulus drei Monate verweilt haben soll, als er den Bewohnern Malta's die Lehre Christi predigte; indessen behaupten Viele, er sey niemals auf dieser Insel gewesen, und man habe sie mit einer andern an der dalmatischen Küste verwechselt, wovon natürlich die Malteser durchaus nichts wissen und sich ihren Patron nicht nehmen lassen wollen. Dort sah ich auch eine aus Holz geschnitzte Bildsäule des Heilands, welche von der Insel Rhodus dahin gekommen war. In der Nähe befinden sich Katakomben, aus dem Felsenboden ausgehauene geräumige Gewölbe, hie und da durch Pfeiler gestützt, der Begräbnißort der Todten, vielleicht zu Zeiten auch der Zufluchtsort der Lebenden. — Nach Alterthümern fragte ich in dieser Stadt, deren Gründung die Sage bis ins sechste Jahrhundert vor Christus verlegt, ohne Erfolg. Was Malta und Gozzo sonst in antiquarischer Hinsicht, namentlich an Münzen und Inschriften geliefert haben, ist von Bres in seiner

zu Rom erschienenen Malta antica illustrata zusammengestellt und erläutert worden. Ich hätte es mir nie träumen lassen, daß deutsche Kunst sich bis zu diesem entlegenen, schon halb außereuropäischen Winkel unseres Erdtheils einen Weg habe bahnen können; und doch fand ich in der Osterie zu Città vecchia, wo einige, mit einer nach Tripoli bestimmten Fregatte aus dem Archipel angekommene junge nordamericanische Seeleute sich über das „Land ohne Bäume“ beklagten, einen Kupferstich mit Unterschrift in deutscher Sprache, eine alte, in Augsburg herausgekommene Parforce-Jagdscene; und während des Frühstücks spielten uns drei bettelhafte Musikanten den Jägerchor aus dem Freischützen vor.

Nach diesem Ausflug in die Gegend kehre ich wieder zur Hauptstadt zurück, auf welche die Hügel um Città-vecchia, den größten Theil der beinahe sechszig italienische Meilen im Umfang haltenden Insel überschauend, eine ausgedehnte und schöne, wenn auch, des Mangels an großartigen Massen wegen, nicht besonders malerische Aussicht darbieten. Die Summen, welche der Johanniter-Orden auf La Valette sowohl, als das Land verwendet hat, müssen ungeheuer gewesen seyn, und sind ein redender Beweis seines Reichthums. Dabei erstreckten sich die Befestigungen nicht auf Malta allein, sondern auch auf das nahe Gozzo, das, aus einer großen Felsenmasse bestehend, 30 Meilen im Umkreise hat und neben seinem Hauptorte Rabbato noch sechs Casali oder Dörfer zählt. Hat Malta seit dem Untergange des Ordens seine politische Bedeutung verloren, so bildet es nun das Mittelglied der gewaltigen Kette, womit England das Mittelmeer von Gibraltar bis Korfu beherrscht, und seine mächtigen Wälle werden gegenwärtig von dreitausend Mann bewacht, während man immerfort mit dem Bau von Lazarethen und ähnlichen Werken beschäftigt ist. Der Verkehr zwischen der Levante und dem Westen, und die durch die letzten Kriege und die griechischen Angelegenheiten nöthig gemachte Anwesenheit bedeutender Flotten im Mittelmeere sind der Insel natürlich sehr vortheilhaft. Uebrigens scheint Großbritannien Malta nur aus ganz materiellem Gesichtspunkt als eine Colonie zu behandeln. Die Presse ist hier ein Monopol der Regierung, was der Verbreitung von Kenntnissen eben nicht sehr vortheilhaft seyn mag, und sie gibt wöchentlich eine officielle Zeitung in englischer und italienischer Sprache heraus. Die öffentliche Bibliothek, ein altes Institut des

Ordens, hat etwa 60,000 Bände, meist italienische und französische Werke, und darunter sehr vieles Werthvolle. Außerdem ist für die neuere Literatur (namentlich die englische) durch eine Garnisons-Bibliothek, und für die Journal-Lectüre durch den Officiers-Club gesorgt. Das italienische Theater, wo man meist Melodramen aufführt, erhebt sich nicht über das Mittelmäßige; bisweilen geben die Officiere englisches Schauspiel, um die Langeweile des gewöhnlichen Garnisonslebens in etwas zu verscheuchen. Der gewöhnliche Spaziergang sind die Wälle, wo man hie und da Baumgruppen trifft, und die Arkaden des Gartens, welchen der vormalige Gouverneur Maitland an einem der vortheilhaftesten Punkte hat anlegen lassen. Hier schweift das Auge von den gewaltigen Felsenmassen hinab, auf denen diese Bauten ruhen, über den schönen Hafen, in dem gerade jetzt das majestätische Flaggenschiff St. Vincent liegt, das den Admiral Sir Henry Hotham von Nauplia hergeführt. Auf einer weit in den Hafen hinein sich erstreckenden Landzunge erhebt sich das Fort La Vittoriosa mit der Vorstadt Isola; alle Höhen tragen stattliche Gebäude, und über die Ferne breitet sich der gewaltige Spiegel des mittelländischen Meers.

Navarin und Modon.

December 1832.

Die beiden berühmtesten Seeschlachten, welche an Griechenlands Küsten gefochten worden sind, die von Actium und Lepanto, liefern beide Beispiele des Sieges des Westens über den Orient. Unserer Zeit war es vorbehalten, im Jahre 1827 ein drittes Beispiel zu geben. Die Schlacht von Navarino, politischen Rechtgläubigen ein Gräuel, in mancher Hinsicht kaum zu entschuldigen, wird durch die traurigen Folgen, welche sie für das türkische Reich hatte und die sich namentlich in dem russischen Kriege kund gaben, so wie durch den Jubel, welchen sie bei den Freunden des wiederauflebenden Hellenenvolks erregte, immer denkwürdig bleiben. Der Name der großen Bucht, an deren Nordspitze das alte Pylos lag, ward in Folge dieses Ereignisses von Tausenden von Zungen genannt; und wenn die Anwohner dieses Küstenstrichs Messeniens einigen Grund

haben zu bedauern, daß ein Theil des schönsten Hafens, den Griechenland besitzt, durch die Trümmer der zahlreichen hier versenkten türkischen Schiffe wenigstens für jetzt verunreinigt und verdorben wurde, so vermögen sie doch nicht ohne Freude auf die Stelle zu blicken, wo einer ihrer mächtigsten Feinde (denn innere Zwietracht schadete und schadet dem Volke mehr, denn seine muselmännischen Unterdrücker) den Todesstoß erhielt.

Den Schiffen, welche von Italien nach der Levante bestimmt sind, und durch die zwischen Malta und Candia häufig wehenden heftigen Südwinde von ihrer Bahn ab nordwärts getrieben werden, ist diese Bucht ein willkommener und sicherer Zufluchtsort. Ihr enger Eingang zeigt sich zwischen den nackten, unwirthlichen Felseninseln Sapienza und Prodano; über ihr zur Rechten ragen, wenn man von ferne blickt, schneebedeckte Kuppen des lakonischen Pentedaktylon. Die Insel Sfaggia oder Sfacteria, eine lang sich hinstreckende hohe Felsenwand, bei welcher die Athener unter Demosthenes und dem Gerber Kleon die Peloponnesier schlugen, scheidet die Bucht vom offenen Meer und läßt zwei schmale Eingänge, deren nördlicher, jetzt nur Fischerbooten zugänglich, sich bei Alt-Navarin oder Zonchio befindet, der südliche bei dem jetzigen Fort, von den Griechen Neo-Kastron oder Avarinos geheißen, dessen Name von Einigen für des Ptolemäus Abarmus gehalten wird, nach der Meinung des, Morea enthellenisirenden Fallmerayer aber auf Gegenwart und Wohnsitz nordischer Gäste deutet. Die Beschreibung bei Thucydides (IV. 8.) ist so genau, daß sie auch jetzt noch als treffende Schilderung der Localität gelten kann. „Die sogenannte Insel Sfacteria, welche sich längs des Hafens erstreckt und nahe dabei liegt, macht ihn haltbar und verengt die Einfahrten, so daß auf der einen Seite (gegen Pylos) zwei Schiffe, auf der andern gegen das übrige Festland acht oder neun durchfahren können. Uebrigens war sie unbewohnt und daher mit Wald bedeckt, unwegsam und etwa gegen fünfzehn Stadien lang." Ein Felsenriff erhebt sich in der Bucht, deren Tiefe an einzelnen Stellen sehr verschieden ist und die nach Norden durch einen schmalen Damm von einem Landsee geschieden wird, der süßes Wasser enthält. Um die breite Seite des Meerbusens ziehen sich waldige oder mit dichtem, niedrigem Strauchwerk bedeckte Hügel, die sich bis zu den höhern Bergmassen im Innern erstrecken und den Jagdliebhabern reiche Beute an Hasen, wilden Kaninchen, Schnepfen

und Wasservögeln bieten. Das Vorgebirge, welches das Fort trägt, ist so gelegen, daß eine gut eingerichtete Batterie das Einlaufen von Schiffen gänzlich verhindern könnte; das Fort, in dessen Mauerumkreis sich die eigentliche, ehemals von den Türken bewohnte Stadt befindet, von den Venezianern erbaut, von Morosini 1686 den Türken entrissen, und von Ibrahim Pascha ohne Schwertschlag den Franzosen abgetreten, ist in einem halb ruinirten Zustande und hat gegenwärtig etwa 300 Mann französischer Besatzung, nebst einigen wenigen griechischen Familien, welche die frühere türkische Einwohnerzahl, nach Pouqueville an 600, ersetzt haben. Die Mauern sind zum Theil mit dem dort vorgefundenen, zum Theil mit französischem Geschütz versehen; die ehemalige Moschee ist in ein Magazin umgewandelt, und einige Gärtchen mit Citronen- und Orangenbäumen in einem verschütteten Graben deuten mehr an, daß noch Bewohner vorhanden sind, als die wenigen öden Gassen und halbverfallenen Wohnungen, wo man beinahe niemand als einige französische Soldaten erblickt. Mehr Leben und Bewegung ist am Strande. Als die Franzosen 1828 herkamen, war nichts als ein halbes Duzend vereinzelter Fischerhütten zu sehen: das ehemalige griechische Dorf, auf dem Abhange des Hügels gelegen, hatten die Aegyptier in einen Schutthaufen verwandelt. Jetzt bedecken über 150 Wohnungen das Thal, das sich vom Berge St. Nicolas bis ans Meer erstreckt, bewohnt sowohl von Griechen als auch von eingewanderten Italienern, Dalmatiern, Joniern u. a., die in Sprache und Kleidung mit ihren militärischen Gästen ein buntes Gemisch bilden. Der geräumige, ein Viereck bildende Platz in der Mitte des Fleckens ist mit einem Brunnen verziert und mit Kramladen umgeben, die den Bazar ausmachen. Freilich sind die Wohnungen meist ärmlich und von Holz, freilich sind diese Kaufmanns-Magazine schlecht versehen, aber sie deuten doch ein Wiederaufleben an. Wein, Oel, Honig, Feigen (namentlich die von Calamata, welche die geschätztesten unter den griechischen sind) und Pomeranzen sind die Haupterzeugnisse des Landes und finden sich am häufigsten vor; aber den Wein verderbt man, indem man ihn in getheerte Fässer füllt, da es keine Keller gibt, um ihn aufzubewahren; das Oel versteht man eben so wenig hier als sonstwo in Griechenland ordentlich zu bereiten, und bringt deßhalb meist schlechte und höchstens mittelmäßige Sorten zu Markte, während man bei mehr Sorgfalt und

Gewerbfleiß, namentlich auf den jonischen Inseln, mit dem Lucchesischen und Provencer wetteifern könnte. Zum Kauf bietet man noch außerdem griechische Mützen, deren Absatz im Lande sehr stark ist, wie sie namentlich auch in großer Menge nach der Türkei verführt werden, seit der Sultan sie statt des Turbans bei seinen Truppen eingeführt hat, wollene Gürtel und andere Wollenzeuge, meist von den Küsten der Berberei, schwere griechische Mäntel, Bettdecken von Smyrna u. s. w. Westeuropäische Waaren, fast ausschließlich französische, haben mit den Fremden häufigern Eingang gefunden; daß man geringe Qualitäten theuer bezahlen muß, ist leicht begreiflich. Neben den Griechen haben sich ein paar französische Kaffeewirthe und Restaurateurs angesiedelt, auf den Besuch der Officiere rechnend, welche, die Langeweile des Garnisonslebens an einem solchen Orte doppelt fühlend, ihre Zeit zu tödten suchen, was ihnen nur sehr unvollkommen zu gelingen scheint.

Die Häuser am Strande haben eine angenehme Lage; zur Bequemlichkeit der Schiffer ist ein kleiner hölzerner Molo erbaut worden, und von einem Hügel hinter dem Orte blickt eine neue, malerisch gelegene griechische Kirche mit ihren weißen Mauern freundlich herab. Viele messenische Gebirgsbewohner und einige Mainoten sind hergezogen, und mit der Zeit kann Navarin, schon durch seine Lage besonders begünstigt, ein nicht bedeutungsloser, handeltreibender Ort werden, wenn Friede und Einigkeit ihren Wohnsitz in Griechenland aufschlagen. Bis jetzt aber herrschen überall Spaltung, Furcht und Argwohn, wobei an Gewerbthätigkeit und Vertrauen und daraus hervorgehenden Wohlstand natürlich nicht zu denken ist. Die Parteiungen, welche dieses unglückliche Land zerreißen und es seit Capodistrias Ermordung beinahe völliger Anarchie preisgeben, finden in jedem einzelnen Ort Anklang, und ein Nachbar fürchtet oder vermuthet in dem andern seinen Feind. Der Eigenthümer, dem die Gräuel des Krieges so viel übrig gelassen, daß er sich ein neues Obdach hat bauen können, bedauert nicht selten, sein weniges Geld daran verwendet zu haben, und scheut sich, bei der völligen Unsicherheit des Besitzes, auch nur das Nothwendigste ferner dafür auszugeben. Die Zwistigkeiten, welche die Trennung des griechischen Senats veranlaßt haben, sind das Tagesgespräch. Die friedlich Gesinnten blicken mit Sehnsucht der Ankunft der Regentschaft entgegen, welche man erwartet; aber niemand verhehlt es sich, daß

es dieser, bei den redlichsten und besten Absichten, und gerade zum Theil deßhalb, unendlich schwer werden muß, in dieses Chaos, das von geschäftigen Händen noch immer mehr umgewühlt wird, einige Ordnung hineinzubringen und die Gemüther zu beruhigen. Darüber ist man einig, daß ohne eine bedeutende Truppenmasse, welche die unabhängigen Häupter zur Unterwerfung zwingen, und einen gefüllten Schatz, welcher der allgemein fühlbaren öffentlichen Noth abhelfen muß, nichts Ersprießliches und Dauerndes zu vollbringen seyn werde. Jetzt durchstreifen bewaffnete Haufen das Land und bestimmen nach Belieben Zölle und Abgaben. Navarin, Modon, Koron, Nauplia und Patras sind durch die französische Besatzung gesichert, Athen durch die türkische, und in letzterer Stadt — man darf es kaum sagen — soll man sich für den Augenblick wohler und zufriedener befinden, als dort, wo die Sonne der Freiheit leuchtet. Im Innern des Landes soll es desto bunter hergehen. Vor wenigen Tagen langte eine kleine Abtheilung irregulärer Truppen, von Kolokotroni's Banden, aus den Gebirgen hier an: meist wildaussehende Kerle, mit Pistolen und Dolch im Gürtel. In einem nahen Dörfchen forderten sie Steuern ein, hier gaben sie vor, zum Fourragiren gekommen zu seyn; die Maßregeln des Commandanten erlaubten ihnen natürlich nicht, ihr Spiel zu treiben, und sie gingen nicht reicher nach Hause, als sie gekommen waren. Das Volk hier liebt die Franzosen, denn es wird von ihnen gefüttert, und nur durch sie ist Navarin geworden, was es in diesem Augenblick ist. Der Grieche liebt leichten Erwerb und, ungeachtet seiner Regsamkeit, Nichtsthun. Da es eben einige Feiertage gab, welche den vor Weihnachten stattfindenden Fasten vorausgehen, während welcher Fleisch, Milch, Butter und Käse untersagt sind, so war der Platz mit meistens gutgekleideten und stattlichen Männern gefüllt, welche, die Hände auf dem Rücken, rauchend oder schwatzend umhergingen oder die Kaffeehäuser füllten. Es scheint ziemlich viel Geld in dem Orte zu seyn: im bunten Gemisch französische Franks und Sous, griechische Leptas, englische Pence und russische Copeken. Wenn die Münze in Nauplia noch besteht, in welcher Capodistrias's Kupfergeld mit dem Phönix und dem Kreuze geschlagen worden ist, so könnte man einige der türkischen Geschütze hinsenden, welche man aus der Tiefe des Hafens, worin sie versenkt waren, hervorgeholt hat und noch fortwährend herauszieht.

Ich benutzte die Zeit meines Hierseyns, um einen Ausflug nach dem dritthalb Stunden entfernten Modon zu machen. Der Weg, anfangs sehr steinig und steil, zieht sich um den schon erwähnten Berg St. Nicolas, auf dessen Spitze sich eine dem Heiligen geweihte, von zwei griechischen Mönchen bewohnte Capelle befindet, und läuft dann eine Zeitlang an einem ziemlich schönen Aquäduct fort, der das Fort mit Trinkwasser versieht. Man hat von diesem Punkte aus (welcher bei Pouqueville in einer sehr unvollkommenen Zeichnung wiedergegeben wird) einen besonders vortheilhaften Prospect auf das Thal und den im weiten Halbkreise sich ausdehnenden Hafen, an dessen unterm Ende auf einer Felsenkuppe die Trümmer des alten Navarin liegen, dessen Burg durch eine französische Dame, Wittwe Wilhelms de la Roche, Herrn von Caritene, erbaut wurde, als die Halbinsel noch fränkischen Edelleuten zinsbar war. Durch eine steinige, aber mit einer großen Menge wildwachsender Kräuter und Stauden aller Art überdeckte Gegend und auf einem zum Theil eisenhaltigen Boden gelangt man nun über den Gebirgsrücken auf die südliche Seite, wo sich das Land nach und nach erweitert und man, den Weg nach Koron und Calamata, nach welchem erstern Orte man in fünf Stunden reitet, zur Linken lassend, in die Ebene von Modon hinuntersteigt. Früher war dieselbe überreich an Oelbäumen und zählte mehrere griechische Dörfer. Ibrahim Pascha, von dessen Lager man noch die Ueberreste zeigt, ließ die erstern alle niederhauen und als Brennholz brauchen, und zerstörte die letztern nebst den zahlreichen Obstgärten. Seitdem liegt der größte Theil der Ebene wüst, denn es fehlt dem verödeten Land an Bewohnern und Ackerbauern, und man trifft auf nichts als Schaf- und Ziegenheerden, die zwischen dem Gesteine grasen, bewacht von ihren bärtigen, in gelblichweiße Mäntel gehüllten, bewaffneten Hirten. Vor der ägyptischen Invasion mordeten, plünderten und zerstörten Griechen und Türken untereinander; nach derselben mußten die traurigen Reste der erstern meist die Flucht ergreifen, um sich vor dem Untergange zu retten; die jonischen Inseln, und namentlich das fruchtbare Zante, wimmelten damals von ausgewanderten Moreoten. Erst nachdem die weiße Fahne Frankreichs den Halbmond verscheucht, kehrten viele der Flüchtlinge zurück und bauten sich auf oder bei den Trümmerstätten wieder an, oder zogen in die Wohnungen ein, welche die Muselmänner verlassen.

Ungefähr in der Hälfte des Weges haben die Franzosen, welche

diese früher sehr beschwerliche Straße neu gebahnt haben, ein dort fließendes Wasser in einen Brunnen geleitet, und nicht weit von da auf einer Anhöhe zur Linken einige Wohnungen errichtet, wohin im Sommer und Herbst des Jahres 1828 ihre zahlreichen Kranken gebracht wurden, da in Folge des Bivouakirens auf freiem Felde während der glühendheißen Tage und kühlen Nächte der Gesundheitszustand der Armee zu vielen Besorgnissen Anlaß gab. Wenn man sich Modon nähert, so hat man eine reizende Aussicht auf die Bastionen der dicht am Strande liegenden Stadt, auf die niedrigen Hütten eines benachbarten griechischen Dorfes, die See und die nur von wilden Ziegen bewohnte Insel Sapienza, welche ein aus dem Meere vereinzelt emporsteigender Punkt des Bufrasischen Gebirgs und bei den Alten eine der Oenussä, bloß durch eine schmale Meerenge, den sogenannten langen Hafen, vom Festlande geschieden ist. Die Festungswerke von Modon, aus der Zeit der Herrschaft des Löwen von San Marco stammend, an die eine vereinzelte Granitsäule mit einer Inschrift aus dem Mittelalter erinnert, sind noch in ziemlich gutem Zustande, und mögen für die Zeit, in welcher sie gebaut wurden, bedeutend gewesen seyn; von der Seeseite her ist die Stadt unnehmbar und könnte ein sehr fester Punkt werden, wenn man die einzige Stelle, von welcher sie mit Erfolg beschossen werden kann, eine nördlich dicht bei der Hauptbastion gelegene und dieselbe beherrschende Anhöhe, mit einigen Werken versehen wollte. Auf einem die Spitze des Vorgebirgs bildenden Felsen am Strande, gegen welchen, namentlich beim Süd- und Westwinde, die weißschäumenden Wellen tosend anschlagen, erhebt sich ein malerisch gelegener, drei Stockwerke hoher Thurm, sonst ein Gefängniß, jetzt das Pulvermagazin, in dessen Nähe sich eine kleine, wegen der wenig geschützten Lage und des seichten Wassers nur für Boote brauchbare Bucht befindet. — Jetzt liegt eine Besatzung von fünfhundert Franzosen in der Stadt. Es scheint diesen in Morea nicht sehr zu gefallen: „wären wir wieder in Frankreich!" hört man von allen Seiten, und Officier und Soldat berechnet schon die Monate, nach deren Verlauf er wieder den Leuchtthurm von Marseille sehen soll. „Wir sind hier besser bezahlt, als zu Hause," hörte ich von mehr als einem derselben, „Lebensmittel und Wein sind nicht schlecht, aber was haben wir sonst in dieser Bicoque?" Mit diesem Namen beehrte selbst der Platzcommandant, ein alter Napoleonischer Soldat, der unter Bolivar, San Martin,

Pepe, Mina und Ypsilanti gedient hatte und, wie so viele andere, durch die Juliusrevolution wieder unter die dreifarbige Fahne getreten war, seine Festung. „Kein Theater, keine Weiber, keine Spaziergänge, keine Vergnügungen! Nichts als exerciren, in der Caserne oder der Schenke liegen und von den Griechen geprellt werden.“ — Modon, das altberühmte Methone, dem Sir William Gell indeß nicht in dem Umkreise der jetzigen Stadt, sondern in der Nähe derselben seinen Platz anweis't, was aber noch problematisch seyn dürfte, ist halb leer und verödet. Früher war es, nach dem Verhältniß der Besteurung zu urtheilen, von mehr denn 1600 Türken bewohnt; der Platzcommandant versicherte, es sey ihm unmöglich, die jetzige wirkliche Einwohnerzahl ausfindig zu machen. Die Griechen haben überdieß noch eine Vorstadt. Die einzige ordentliche Straße ist die des Bazars, welcher aber dem zu Navarin nachstehen muß. Sie ist — eine große Seltenheit — ziemlich gut gepflastert und mit Laternen versehen. Die Häuser sind meist von Stein, aber sehr elend; ich ging an einem vorbei, über dessen Thür die Worte Hôtel garni prangten, dem aber Fensterscheiben fehlten. Mehrere Casernen und Vorrathshäuser sind neu erbaut oder hergestellt worden. Da es eben ein Sonntag war, so herrschte in der Hauptstraße einige Regsamkeit, und die Putzliebe der Griechen kann sich selbst dann nicht verläugnen, wenn ihnen kaum das Nöthigste zum Leben übriggeblieben ist.

Der lange Krieg hat auch hier jeden Wohlstand völlig zerstört und die Bevölkerung entsetzlich verdünnt. Da jetzt niemand eigentlich weiß, wen er als Herrn und Meister im Lande zu betrachten hat, während die Parteien Kolletti's, Kolokotroni's, Petro Bey's u. A. sich zanken, ziehen die Franzosen die Abgaben ein und verwenden das Nöthige auf die Stadt, die in einem ziemlich ordentlichen Zustand ist und reinlicher gehalten wird, als man es von einem griechischen Ort erwarten sollte. Der Senat in Nauplia, die Nominalobrigkeit, erhält den Rest. Die Straßen in der Umgegend sind ziemlich sicher. — So ist der gegenwärtige öffentliche Zustand im Südwesten des alten Peloponnesus.

Constantinopel im Ramadan 1833.

In der Klosterkirche der heiligen Jungfrau in terra santa zu Pera wurde das Geburtsfest des Kaisers Franz durch einen feierlichen Gottesdienst begangen. Die nicht große, buntgeschmückte, mit Galerien versehene Kirche, deren Wände mit den Leichensteinen und Grabmonumenten des perotischen sogenannten Adels bedeckt sind, und welche, wie ich glaube, die einzige ist, die von den Flammen der letzten allgemeinen Feuersbrunst völlig verschont geblieben, war von einer bedeutenden Menschenmenge gefüllt, die Mitglieder der kaiserlichen Gesandtschaft waren versammelt, und in zwei Reihen die Marinesoldaten der Corvette l'Abbondanza aufgestellt, welche den Internuntius nach Triest zurückführen sollte und auf ihrer Fahrt dahin an der Küste von Apulien Schiffbruch litt. Die Messe war von Donizetti, dem Bruder des Componisten der Anna Bolena und gegenwärtig Chef der Militärbanden des Sultans. Als ich eintrat, spielte eben ein Präludium die schöne Melodie aus dem Piraten: Per te di vane lacrime — eine sonderbare Einleitung zum Kyrie; aber man schien allgemein erbaut zu seyn.

Die Straßen Pera's sind im Februar zum Lustwandeln nicht sehr geeignet. Man stolpert in einer schwarzen Kothmasse über Geröll und Steine und Trümmer aller Gattungen, und bedauert eben so sehr die Unzulänglichkeit gewöhnlicher Ueberschuhe, mit denen man im übrigen Europa trocknen Fußes einherschreitet, als man die Fertigkeit der Perotinnen bewundert, welche mit ihren hohen hölzernen Stelzschuhen in diesem Chaos nicht straucheln, aber tüchtig klappern, so wie man andrerseits nicht begreift, wie gerade hier die Mode der Männerkleidung mit dem langen weiten Gewand und den nur im Zimmer bequemen Babuschen aufkommen und sich, den Jahrhunderten und der menschlichen Veränderlichkeit zum Trotz, so lange halten konnte. Freilich zeigt sich in Pera der Contrast, daß man, bei dem oft gänzlichen Mangel an Stoff zur Beschäftigung der Zunge, eben so sehr nach Neuigkeiten hascht, als man in Sitten und Gebräuchen am Altherkömmlichen festhält, mag es auch noch so unvernünftig und unbequem seyn. Nachdem man die ganze Stadt, wenn man ihr überhaupt diesen Namen geben darf, von einem Flammenmeere ver-

zehrt gesehen, baut man sie wieder von Brettern auf, und sagt dann wohl, auch die steinernen Häuser seyen abgebrannt. Haben auch jahrelang Aerzte und andere Fremde gegen die erwiesene Schädlichkeit des berühmten, von den Orientalen geborgten Tandur gepredigt, die perotische Familie steckt den ganzen Tag über mit halbem Leibe unter der schweren Decke, unter welcher Kohlendampf qualmt. Werden sie auch in ihren Wohnungen von Ratten und Mäusen und allen erdenklichen ungebetenen Gästen geplagt, sie fahren doch fort, diesen immer wieder eine neue Zuflucht zu verschaffen, indem sie bauen, wie ihre Väter gebaut haben. Finden sie es auch unbequem, daß ihre Häuser solcher Art angelegt, und ihre Straßen dermaßen beschaffen sind, daß ein Nachbar die Nase in den Erker des andern hineinstecken kann, so mag sich doch keiner den Genuß und die Unterhaltung versagen, auf solche Weise täglich gegenseitige Hausinspection vorzunehmen und die Langeweile zu tödten. Wenn sie auch Christen sind, und dazu sehr eifrige Katholiken, so scheint doch ein guter Antheil des Indifferentismus und Fatalismus der Mohammedaner sich bei ihnen angesiedelt zu haben.

Doch es ist Zeit, den Hügel Pera's zu verlassen, wo übrigens auch nicht allzuviele erfreuliche Betrachtungen anzustellen seyn dürften. Es war Carnevalszeit: an einer Ecke bei der sogenannten Vierstraßen-Mündung — wo man auf der einen Seite nach Galata, auf der andern nach Top-hana hinabgeht, auf der dritten in die berühmte lange Gasse einbiegt, welche auch der Osmane die Fürstenstraße nennt, so wie er den fremden Gesandten den Ehrentitel Eldschi-Bey gibt, und endlich auf der vierten den Weg zum kleinen Todtenacker einschlägt, — war ein Anschlag in italienischer Sprache zu lesen: am nächsten Sonntage sey Maskenball, aber nur für die Personen „ben viste nella Società". Da tröstete ich mich und sagte mir, daß ich mich noch im civilisirten Europa befinde, obgleich der Sprachgebrauch der Peroten, die von uns übrigen Leuten aus dem Westen als von Europäern par excellence reden, wie der Türke uns alle in den Frangistan zusammenschiebt, bisweilen nicht eben der einzige Umstand gewesen war, welcher mich in dieser Hinsicht auf ganz andere Gedanken gebracht hatte.

Wenn das Alterthum, das so gut zu charakterisiren wußte, irgend einem Gegenstand einen passenden Namen gegeben hat, so ist es der des goldenen Hornes (Chrysokeras), mit welchem es den

Hafen Constantinopels bezeichnete. Durch die Serailspitze, das alte Vorgebirge des h. Demetrius, vom Marmorameere scharf abgeschnitten, durch den halbkreisförmig hervortretenden Fuß des Hügels von Pera und Galata — einst die Feigenvorstadt der Byzantiner, jetzt durch die alte genuesische Mauer mit ihren verwahrlos'ten Thürmen eingefaßt — vor dem Ostwinde geschützt, zieht sich dieser unvergleichliche Hafen hin, so tief und sicher, daß selbst große Schiffe dicht am Strand ankern und ein- und ausladen können, mit einzelnen Krümmungen und Buchten, bis man zu den grünen Wiesen gelangt, wo die süßen Gewässer sich in ihn ergießen. Eine Fahrt auf demselben, im leichten, schnellrudernden Kaik, führt panoramenartig die Riesenstadt mit ihren endlosen Häuserreihen auf beiden Seiten an den durch so viele Mannichfaltigkeit und Schönheit fast geblendeten Augen vorüber. Tausende von Fahrzeugen aller Nationen lagen im Hafen, wo einst eine kleine italienische Republik dem griechischen Kaiserreiche Trotz geboten: die österreichischen, deren die Küsten Dalmatiens und Italiens eine große Menge senden, ließen ihre weißrothen Flaggen wehen; die Corvette, welche nicht weit von Top-hana am Eingange lag, war festlich in allen Farben pavoisirt. Anfangs, nachdem man an den Gärten des Serails mit ihren Thoren, ihren Kiosks und Baumgruppen vorübergeschifft, sind Constantinopels Wohnungen dicht zusammengedrängt, da wo das Gärtnerthor, das der Juden und des Fischmarktes, das Schiff- und Holzthor fast dicht neben einander in die Stadt führen. Die Beschaffenheit des Bodens trägt viel zur Erhöhung der malerischen Wirkung bei. Haus thürmt sich über Haus, Moschee über Moschee, wie schlanke Pfeiler steigen die weißen Minarets empor, über alles ragt in die Himmelsbläue die Moschee Suleimans, das edelste und großartigste Monument osmanisch-griechischer Baukunst. Dann kommt man am Fanar oder Griechenviertel vorbei, auf welches die Griechen indeß keineswegs beschränkt sind, und hinter dessen immer am Strande fortlaufender Mauer jetzt Armuth und Verödung die Stelle voriger Regsamkeit und intriguenreicher Thätigkeit eingenommen haben, und wo von den griechischen Großen, die mit ihren moldauischen und wallachischen Fürstentiteln umherzustolziren pflegten, fast nur noch der Patriarch wohnt, dessen Metropolitankirche zum heil. Georg dort gelegen ist.

Nicht weit vom Fanar schließt sich die mit zahlreichen Thürmen versehene Mauer der Landseite an die der Hafenseite an; sie

zieht sich den Hügel hinauf, welcher das Tekfur-Serai, Constantins alten Palast im Hebdomon trägt, den man auch vom Wasser aus sehr gut sieht, und der noch ziemlich in seinem alten Zustand ist. Nun hört die Mauerlinie auf; die Wohnungen wechseln mit Gärten und Bäumen ab, elegant, aber schon verfallen liegt am Ufer das Serail der Walide, so wie das der Schwester Mahmuds. Die Vorstadt Ejub, wo Boemund gewohnt, und Bouillon das Kreuzheer aufgestellt, besteht aus dünn gesäeten Häuserreihen zwischen Gärten; in der pittoresk gelegenen und schöngebauten Moschee, welche mit Aia Sofia an Heiligkeit wetteifert, sieht der Gläubige mit Andacht die Fußstapfen des Propheten und seines Fahnenträgers Grab. Eine der Straßen führt an dem, mit meist sehr zierlichen und reichen Grabmonumenten und Turben geschmückten, von Gitterwerk eingeschlossenen Friedhofe vorbei; in diesem Theile der Vorstadt, wo man sonst nichts erblickt, als einen Trinkbrunnen und einige dem Gottesdienste gewidmete Gebäude, an denen das Gold und Schnitzwerk der orientalischen Bauart in reichem Maß angebracht sind, wo feierliche, durch nichts unterbrochene Stille herrscht, wenn nicht etwa ein einsamer Türke langsam zwischen den Grüften umherwandelt — hier glaubt man sich nicht mehr in dem Erdtheile, den wir den unsern nennen; umgeben von diesen Denkmalen einer andern Glaubenslehre, fühlt man sich in eine fremde Welt, in ein fremdes Leben versetzt.

Laßt uns nun, der Mündung des Cydaris und Barbyses und dem Thale der süßen Gewässer den Rücken wendend, das gegenüberliegende Ufer entlang zurückkehren. Auf dieser Seite liegen die Vorstädte, wo die Bekenner von mancherlei Dogmen sich zusammengefunden haben. Erst kommt man an Sulidsche und Piri-Pascha vorbei, dann an Chaßköi, wo Tausende von Juden, die übrigens auch die Hauptstadt selbst füllen, neben Osmanen wohnen. Hierauf, während man den hinter diesen Vorstädten liegenden Okmeidan oder Bogenschützenplatz sieht, wo steinerne Monumente die verschiedenen Weiten bezeichnen, welche der Sultan im Schießen erreicht, gelangt man an Kassim-Pascha, wo das Arsenal und die Wohnung des Großadmirals sich befinden, dessen früherer Palast abgetragen und noch nicht wieder aufgebaut ist, und wo die hohen Mauern des Bagno diese finstere Wohnung des Verbrechens und des Unglücks verstecken, dieses wahre „Thal der

Thränen", von welchem in Hope's Anastasius ein so entsetzliches Gemälde entworfen wird, das die Erzählungen daraus Geretteter leider nicht Lügen strafen. In der durch die Landspitze von Galatá hier gebildeten, geräumigen Bucht lagen viele unbrauchbare Schiffe, meist im jämmerlichsten Zustande, darunter ein schwerfälliger Dreidecker. Man gewinnt eben keine glänzende Meinung vom türkischen Seewesen, wenn man diese vielen, weniger durch Zeit, als durch Sorglosigkeit und Nachlässigkeit zerstörten Fahrzeuge erblickt, wovon manche aussehen, als wollten die Planken des Rumpfes sich jeden Augenblick ablösen, und die ganze Maschine zusammenstürzen, so daß die Armen in Kassim-Pascha bedauert haben mögen, sich ihrer nicht zum Heizen bedienen zu dürfen, da im strengen Winter Holz und Kohlen unvernünftig theuer waren. Man war auf den Werften mit dem Bau einer neuen Fregatte beschäftigt, auch ankerte dort das der Regierung gehörige Dampfboot, welches von einem Nordamericaner befehligt wird. — Seine Excellenz der Kapudan Pascha fuhr in einem eleganten, mit Baldachin versehenen Kaik vorüber, dem zwei andere folgten. Tahir Pascha, der diese Würde bekleidet, nachdem Halil Pascha sie wegen seines feigen Benehmens, der ägyptischen Flotte gegenüber, verloren hatte, aber durch des Sultans Gnade und seinem Pflegevater, dem Seraskier, zu lieb, zum Chef des Artilleriewesens ernannt worden, ist derselbe, welcher bei Navarin die Flotte vernichten sah. Er ist ein würdevoll aussehender Greis mit langem, weißem Barte, der sich gewiß in dem alten, orientalischen Costüme vortheilhafter ausnehmen würde, als in der charakterlosen, mit Borten und Stickerei besetzten, dem Muselmann bei seiner Lebensweise und seinen Religionsübungen nur hinderlichen, modernen Uniform. Besitzt das Oberhaupt der unter dem Schutze der Siebenschläfer laut schnarchenden türkischen Marine nur noch einen Funken Selbstgefühl, wie demüthigend muß es für ihn seyn, daß zu allen Anordnungen und wichtigen Arbeiten bei der Flotte Fremde haben benützt werden müssen, wie fränkische Unterofficiere die Armee exerciren lehren sollen. Freilich sind die Zeiten von denjenigen verschieden, wo durch den Thalgrund zwischen Kassim-Pascha und Chaßköi die leichten Fahrzeuge in den Hafen hinabschossen, mittelst welcher Mohammed II Constantinopel auch von dieser Seite angriff, und endlich seinem gewaltigen Scepter unterwarf.

In wenigen Minuten fährt man vom Landungsplatze der Todten bei Galata nach Constantinopel über. Auf dieser Strecke des Hafens ist namentlich ein furchtbares, unaufhörliches Gewirre; Hunderte von Kaiks eilen an einander vorüber; unausgesetzt warnt der laute Ruf der Ruderer vor dem Aufeinanderstoßen, und einer nach dem andern drängt sich zum Landungsplatze. Wie wenig das Innere der Stadt ihrem Aeußern entspricht, ist so bekannt und so oft wiederholt worden, daß ich davon gar nicht zu reden brauche. Kaum in Constantinopel, muß man schon steigen. Die Straßen, besonders gegen den Hafen zu, sind enge, winkelig, schlecht gepflastert und schmutzig, die Wohnungen meist ärmlich und niedrig. Auch die sogenannten Paläste, wie alles Uebrige größtentheils aus Holz erbaut, und gleich Winkeltheaterdecorationen mit hellen Farben, mit Blumengewinden und aufgehenden Sonnen bemalt, haben nichts Bemerkenswerthes; man wird für eine regellose Bauart durch keine schönen Details entschädigt, alles sieht aus, als wäre es nur für die nächsten zehn Jahre errichtet, und die Architektur der Osmanen scheint nur in der dem Gottesdienste, so wie dem allgemeinen Nutzen gewidmeten Gebäuden zeigen zu wollen, was sie vermag. Brunnen mit fließendem Wasser, meist marmorn und mit Inschriften versehen, sind überall angebracht; ganze Straßen bestehen aus nichts als zwei Reihen Buden; überall riecht man Moschus oder Safran, Tabak oder Rosenöl; überall liegen eine Menge herrenloser Hunde mitten im Wege, und tragen eben nicht dazu bei, die Straßen reinlicher zu machen, oder das Gehen zu erleichtern. Nachdem ich mich endlich, nach manchen Ellenbogen- und Rippenstößen, den vordersten Hügel hinaufgearbeitet, athmete ich freier. Ich kam an der schönen Moschee Sultan Bajessids vorbei, die auf dem Constantinischen Forum liegt, und gelangte dann auf den Platz des Seraskier Pascha, welcher zum Theil als Hühnermarkt dient. Eine zahllose Menschenmenge bedeckte den Platz und die benachbarten Straßen. Die letzten Tage des Ramadan oder Fastenmonats waren herangekommen, und ein großer Theil der Bevölkerung war auf den Beinen; denn an diesen Tagen, welche dem Bairamsfeste vorausgehen, macht Jeder, um die Länge des Tages abzukürzen, an welchem er von Aufgang bis Niedergang der Sonne nichts genießen darf, seinen Spaziergang zu Fuß oder im Araba. „Der Monat Ramadan, in welchem der Koran herabgestiegen

gen vom Himmel, um den Menschen Führer und Licht und Richtschnur ihrer Pflichten zu seyn, ist die der Entsagung geweihte Zeit. Wer diesen Monat erlebt, soll die Vorschrift beobachten. Wer krank oder auf Reisen, soll später eine gleiche Zahl von Tagen hindurch fasten. Wer das Fasten ertragen kann und es bricht, soll zur Strafe einen Armen nähren.“ *) Die Fasten der Mohammedaner sind bekanntlich bei weitem strenger, als die der Griechen und anderer christlichen Nationen; treffen sie während des Winters ein, so sind sie noch erträglich, werden aber zur Sommerszeit (denn sie machen in einer gegebenen Zahl von Jahren den Kreislauf der Monate) zur erschöpfenden Plage.

An dem Eingangsthore zum Hofraume des auf einer Erhöhung liegenden Palastes standen oder saßen viele Bewaffnete, meist zum Corps der Khavas gehörend, welches die Ehrenwachen der fremden Gesandten liefert. Vor dem Palast und angedrückt an die gegenüberliegenden Häuser befanden sich Tausende von Weibern, in ihre Mäntel gehüllt, den Kopf und das halbe Gesicht mit einem weißen Tuche bedeckt, viele ihre buntaufgeputzten Kinder an der Hand führend. Da sah man Alt und Jung, Europäerinnen und Schwarze, alle ungraciös und häßlich gekleidet, alle ihre bald dunkel-, bald hellfarbigen Mäntel, deren Zipfel sie vorn zusammenhalten, durch den Straßenkoth schleppend, in welchem sie mit ihren gelben Stiefeln wateten. Da man vom Gesicht nur die halbe Stirn, die Augen und die Nase bis zur Spitze sieht, so ist es nicht gut möglich, über den Grad der Schönheit ein bestimmtes Urtheil zu fällen: freilich waren viele Augen lebhaft und glänzend, machten aber wohl unter den nicht selten eckig gemalten Brauen und den sehr schwarz gefärbten Wimpern eine desto auffallendere Wirkung. Die Gesichtsfarbe ist, wenigstens bei den Vornehmeren, meist blendend weiß, wozu die Lebensart wohl auch beitragen mag. Den sonderbarsten Contrast macht ihre weiße Kopfbekleidung mit den Turbans und jetzt fast allgemein getragenen rothen Mützen (Fes) der Männer und den bunten Tüchern, mit welchen, nebst einer Zugabe von Glasperlen, Korallen oder künstlichen Blumen und goldenen Beeren, die Köpfe der Kinder umwunden sind. Ganze

*) Koran, II. Capitel.

Reihen von Fuhrwerken (Arabas) zogen vorüber, mit vergoldetem Schnitzwerk und Scharlachvorhängen, gewöhnlich in jedem vier Frauen, die sich häufig herausbogen und den Dolmetscher über die herumwandelnden Fremden befragten. Die Türkinnen sind im Durchschnitt weder sehr bescheiden, noch besonders gut erzogen, und die Langeweile des Haremslebens, welches weniger anmuthig seyn mag, als manche Europäer sich vorstellen, so wie es auch mit der gerühmten Pracht der orientalischen Oda's nicht so viel auf sich hat, als Romane und Dichtungen uns vorschwatzen, reizt ihre Neugier und oft kindische Begierde durch lange Einschließung desto mehr. Arme Frauen, denen Noth und Elend aus dem Gesichte sprachen, drängten sich wohl um den ungläubigen Effendi herum und baten ihn um einen Bakschisch von einigen Paras. In den zum Theil recht eleganten Buden, welche sich von diesem Platz aus erstrecken, und wo neuerdings gemaltes Pariser Porzellan, reiche Kronleuchter, Glaswaaren aller Art neben andern Erzeugnissen des Occidents in Masse aufgehäuft sich befinden, waren alle Fenster mit Zuschauern gefüllt.

Der Palast des Seraskiers erhebt sich auf der Stelle des von Mohammed dem Eroberer kurz nach der Einnahme der Stadt auf dem ehemaligen Forum des Theodosius gebauten alten Serails (Eski-Serai). Hier stand die 147 Fuß hohe Triumphsäule, von welcher im Jahr 1204 die Kreuzfahrer den Usurpator Alexius Ducas Murzufles herabstürzten; hier lagen auch die für fremde Gesandte bestimmten Wohnungen, denn der byzantinische Hof war auf seine Gäste eben so eifersüchtig, wie die hohe Pforte, welche ihnen den Eldschi-Khan auf dem Platze der verbrannten Säule anwies, bis Pera der Siedelort der gesammten europäischen Diplomatie wurde, während der persische Gesandte (als böser Nachbar eben so wenig beliebt, denn als ketzerischer Schiite) drüben in Scutari bleiben muß. In der Eski-Serai wurden vormals die Frauen der verstorbenen Sultane eingeschlossen. Im Hofraume des Palastes erhebt sich der Thurm, zu dessen Spitze 179 hohe Stufen hinaufführen und der oben nach allen Seiten zu offen ist. Ein Panorama wie dieses sucht wohl Seinesgleichen. Constantinopel bietet sich dem Blicke nicht dar wie irgend eine andere große Stadt; der unermeßliche Raum von Thälern und Hügeln, den es einnimmt, die Regellosigkeit der Bauart und der ganzen Anlage, die Höhe, auf der man sich befindet, lassen das Detail der einzelnen Wohnungen verschwinden; dagegen gruppiren sich um

so majestätischer, meist auf freien, zum Theil mit Bäumen bepflanzten Plätzen, die ungeheuern Moscheen, wo sich Kuppel über Kuppel wölbt und emporthürmt, bis die mittlere große mit dem golden strahlenden Halbmonde der gigantischen Masse die Krone aufsetzt. Die hochliegenden Tempel Suleimans und Bajessids mit ihren luftigen Minarets, ihren geräumigen Vorhöfen, ihren Hallen, Bogengängen und Brunnen, mit den wie eine kleine Stadt sie umgebenden Schulen und Akademien (Mektebs und Medresses), Khans und Armenanstalten, Bibliotheken und Mausoleen, tragen den blühenden Reichthum der Phantasie des Morgenlandes, „das der Herr mit freundlicheren Blicken anschaut,“ die Eleganz und Originalität seiner Bauart, welche an Schnörkeln und Zierrathen eben so reich ist, wie Sprache und Redeweise, die Prachtliebe und den Glaubenseifer ihrer erlauchten Gründer am würdigsten und üppigsten zur Schau. Ueber das ganze Dreieck der Stadt und die durch den stolzen genuesischen Thurm von Galata bezeichneten, an die Hügel sich anlehnenden Vorstädte jenseits des wie ein glänzender Gürtel sie umschlingenden Hafens, schweift das beinahe ungläubige Auge auf allen Seiten über das thrazische Festland, welches einst die sogenannte lange Mauer der Byzantiner abschloß, welche eben so zwecklos war, wie die lange Mauer China's; über die Küste Asiens mit ihren Orten und dunkeln Cypressenwäldern, über den fernen, in blendendes Schneegewand gekleideten Olymp, über das Marmorameer und seine Inseln, über den Bosporus bis nahe zu den alten Schlössern. Bei diesem Anblick begreift man wohl, daß Norden und Süden sich um den Besitz der „großen Stadt“ stritten, wie der Skandinave sie vorzugsweise nannte (Miklagard), daß der berauschte orientalische Dichter sie an Schönheit über Damascus und Golconda, über Bagdad und Ispahan und alle Wunder des Morgenlandes setzt.

Die Bazars oder Märkte waren voll Menschen, und ein Europäer konnte sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren, wenn er, bei der unvermeidlichen Berührung von Tausenden, an das leidige Pestübel dachte, welches der Kälte des überaus strengen Winters nicht ganz hatte weichen wollen. Dem Türken fällt so etwas natürlich nicht ein, wäre es auch nur seines Fatalismus wegen, ob er gleich, wie so Viele irrig glauben, seine Prädestinationsansichten nicht so weit treibt, daß er den freien Willen des Menschen bei guten oder bösen Handlungen wegläugnen sollte. — Hier scheinen Sprachen,

Costüme, Nationen und Glaubenslehren einander ein Rendezvous gegeben zu haben. Da drängen sich europäische und asiatische Osmanen, Tartaren, Araber, Perser, Syrer, Aegyptier, Neger; daneben die zahlreichen Rajahs oder Pforteunterthanen, Griechen, Arnauten, Armenier, Bulgaren, Zigeuner, zahlreiche Israeliten, an ihrer, selbst unter den Orientalen auffallenden Gesichtsbildung und lividen Farbe eben so kenntlich, als an ihrer gewöhnlich zerrissenen dunkelfarbigen Kleidung. Am ärgsten war es in den großen Mundvorrathsmagazinen (Kapans), wo nach Mittag Einkäufe für den Abend gemacht werden; vor allem aber in den Besestans oder gedeckten, mit hohen Wölbungen versehenen Märkten, wo Bude sich an Bude reiht, wo alle Waaren des Morgen- und Abendlandes aufgeschichtet liegen und die Völkerschaften der alten Welt die Hauptniederlage ihres Handels und ihrer Industrie etablirt zu haben scheinen. Da findet man, von einem Besestan und Bazar zum andern wandernd, pelzverbrämte Kleidungsstücke, Schalwars und Kaftans, mit Steinen bedeckte Handschars, glänzende Waffen von Damascus, Seide von Brussa und Tokat, gestreifte zu Kleidern, weißliche zu Hemden; mit Blumen bemalte und mit Gold gestickte Battistleinwand und Calicots, deren die Frauen sich zu Schnupftüchern und als Kopfputz zu bedienen pflegen; Shawls aus Caschmir und minder kostbare aus Smyrna; persische Decken und Teppiche; Messing- und Eisenwaaren, geschnittene Steine als Amulets und Ringe mit Sprüchen aus dem Koran; Wollen- und Baumwollenstoffe aus dem Occident; Gewürze und Arzneien, Pantoffeln und Schuhe von allen Farben, Holzwaaren und Spielwerk, böhmisches Glas, in kleinen elfenbeinernen Capseln Rosenöl von Schiras und „Arabiens Wohlgerüche alle," duftende Rosenkränze (Tasbihs), die der Mohammedaner stets zur Hand hat, indem er selbst beim Spazierengehen die Körner derselben in Allahs Namen und unter Hersagung seiner neunundneunzig Eigenschaften durch die Finger rollen läßt; geschriebene Korans, Sagen vom Propheten, Werke aller Art und ABC-Bücher, des Sultans Namenszug hinter Glas und Rahmen zur Zimmerverzierung, wie man bei uns das Portrait des Monarchen aufzuhängen pflegt. Alles dieß und tausend andere Gegenstände findet man vereinigt auf den Märkten der türkischen Hauptstadt. Der türkische Verkäufer sitzt dort von früh bis spät, meist mit untergeschlagenen Beinen, ruhig wartend, ohne seine Waare aufzudringen, während der Armenier oder Grieche die

umherwandernden Franken mit einem Monsieur oder Mamsell herbeiruft.

Sonst waren die Straßen ziemlich leer. Einzelne Arabas oder Reiter, von Dienern zu Fuß begleitet, die zu beiden Seiten dicht neben dem Pferde hergehen, zogen umher, aber das Gewühl schien sich auf die Märkte und wenige Plätze beschränkt zu haben. Die Wohnungen sind gewöhnlich wie ausgestorben; die vergitterten Fenster geben der Stadt etwas Trauriges und Oedes, wenn man sie mit europäischen vergleicht. Wasserträger und Bäckergesellen ließen sich hie und da sehen, letztere mit Weizenbrod und einer Art Brezeln, die gar nicht schlecht waren und recht dazu bestimmt schienen, die armen Türken zu tantalisiren. Glücklicherweise aber ist der Orientale im Allgemeinen mäßig und enthaltsam, wenig einfache Nahrung für ein paar Paras und frisches Wasser reichen bei den Meisten für den ganzen Tag hin, wenn man ihnen Kaffee und Tabak nicht entzieht. Ein vorübergehender Derwisch würdigte uns Gjaurs, deren Kauwerkzeuge beschäftigt waren, nur eines einzigen mitleidigstolzen Blickes. Er war noch jung, hochgewachsen und schlank; in seinem abgemagerten Gesichte lagen hohle, halberloschene Augen, ein schwarzer Bart bedeckte sein Kinn. Auf seinem Kopfe stand eine runde, hohe Mütze von weißlichem Filz, sein grobtuchenes Gewand, das einem Weiberrocke nicht unähnlich sah, war über den Lenden mit einem Stricke gegürtet. Einige Zeit darauf sah ich ihn an einem Freitag im großen Kloster von Galata, wo er mit vielen andern zu den abwechselnd lauten und leisen Tönen der begleitenden Musik und dem eintönigen Chor des La illah, mit ausgebreiteten Armen, steifer Haltung und starrem Blick, der Ordensregel der Sophi's zufolge, schwindelerregend im heiligen Tanz auf derselben Stelle viertelstundenlang im Kreise sich herumdrehte, während der Scheikh unbeweglich auf einem rothen Teppich stand und eine Menge Zuschauer sich auf der umlaufenden Galerie drängten.

Ich kam über Constantins jetzt sehr verbautes Forum und sah die Porphyrsäule, durch Feuersbrünste geschwärzt, verdorben und unscheinbar, statt mit vergoldeten Siegeskränzen, durch Eisenringe zusammengehalten, einst des Kaisers Bildsäule tragend, noch jetzt etwa neunzig Fuß hoch; ich besuchte die große Cisterne Bimbirdirek, die tausendeinsäulige, eine ungeheure unterirdische Halle, jetzt trocken, und wo eine Menge von Arbeitern mit Seidespinnen

beschäftigt waren: ein sonderbarer Wechsel der Bestimmung. Nicht weit von dort liegt der Atmeidan, unter allen Plätzen Constantinopels der größte, schönste und interessanteste. Freilich strahlt dieser alte Hippodrom der Byzantiner, welchen Kaiser Severus anlegte, nicht mehr in der Römerpracht seiner Säulenhallen, seiner Marmorstufen, seiner Bildsäulen und Gruppen aus Erz und Stein, seines Thurmes, den die vier vergoldeten Rosse überragten, die Venedig als Siegeszeichen aufnahm, keine Parteien des Rennplatzes veranlassen gefährliche Empörungen und drohen der Stadt durch Feuersbrunst und Aufstand; beengt ist der Raum, verändert die Form durch unregelmäßig angelegte neue Bauten: aber immer noch ist es ein großer und majestätischer Platz, auf welchem der durch Kaiser Theodosius aus der Thebais geholte Granitobelisk, das eherne Schlangengewinde des delphischen Tempels und der einst mit Erzplatten belegte, nun nackte und nur durch seine Höhe bemerkliche Pfeiler Constantins Porphyrogenitus lebhaft an das oströmische Kaiserreich erinnern. In allem ihrem Pomp erhebt sich auf der Südwestseite des Platzes die Moschee Sultan Achmets mit ihren sechs schlanken Minarets, deren Marmorbalustraden, von welchen der Muezzin, aus dem Pförtchen hervortretend, zum Gebete ruft, mit den elegantesten Bildhauerarbeiten verziert sind. Von hochstämmigen, alten Platanen umgeben, liegt vor dem Gebäude der geräumige Vorhof, um welchen sich mit flachen bleiernen Kuppeldächern überwölbte Gänge ziehen, deren Decke von schönen Granit- und Syenitsäulen getragen wird, während in der Mitte ein niedlicher kleiner Marmortempel steht. Viele Gläubige waren im Hofe versammelt und gingen aus und ein; einige verrichteten auf dem Boden liegend ihr Gebet, andere machten die durch das Gesetz vorgeschriebenen Abwaschungen bei einem der zahlreich angebrachten Brunnen, oder blickten, indem sie ihre Schuhe abnahmen, um den heiligen, mit Teppichen bedeckten Boden des Gotteshauses zu betreten, ärgerlich auf den Gjaur, welcher nicht nur in den Vorhof sich hineinwagte, sondern selbst den Vorhang des Einganges wegschob, um in das Innere hineinzuschauen, in welchem die Kuppel auf vier Riesenpfeilern ruht, das Ganze schwach erleuchtet durch gefärbte Glasfenster, zerstreute Gruppen von Betenden beinahe verschwindend in dem ungeheuern Raum.

Einige Tage später war ein ganz anderes Leben und Treiben auf diesem Platz und vor der Moschee. Am 19 Februar war der Rama-

dan zu Ende; am 20, dem ersten Tage des Monats Schewal, trat das Beiram- oder Osterfest ein. Vom Hippodrom bis zum kaiserlichen Hauptthor (Bab-Humajun) des Serails waren zwei Reihen Soldaten aufgestellt, meist von ziemlich kläglichem Aussehen, nachlässig gekleidet und ohne militärische Haltung. Wenn man diese neumodischen türkischen Truppen ansieht, welche ihren schönen Turban mit dem Fes, der zwecklosesten aller Kopfbekleidungen (selbst, was doch viel sagen will, unsere modernen Filzhüte nicht ausgenommen), worunter eine Art weißer Schlafmütze die ganze Stirn verdeckt, vertauscht haben, ihre würdevolle Nationaltracht mit einer engen Jacke oder einem schlechtsitzenden Ueberrock und Pumphosen, und welche in ihren formlosen Stiefeln sehr ungeschickt gehen, so kann man nicht umhin, zu bedauern, daß der Drang, zu reformiren, nicht etwas Schlimmeres abgeschafft und etwas Passenderes und Besseres an die Stelle gesetzt habe. Der schöne, kräftige Menschenschlag scheint wie untergegangen in diesen schmutzig, ungeschickt und hungrig aussehenden Leuten, die eine Miene haben, als wäre Eblis ihnen erschienen und als hätten sie den ganzen Ramadan über weder sich gewaschen, noch gegessen, während sie doch über ihre Nahrung sich nicht zu beklagen haben und in guten und geräumigen Casernen wohnen, von denen die von Pera, Ramis Tschiftlik, die in der Nähe des Hippodroms und auf dem asiatischen Ufer bei Scutari und oberhalb Beglerbegköi zu den schönsten und ansehnlichsten Bauten der Hauptstadt gehören. Aber der Türke kann sich an die neue Tracht nicht gewöhnen; am possierlichsten sieht es aus, wenn Soldaten über ihre schwarzen Stiefeln gelbe Babuschen anziehen, weil sie sich scheuen, das Haus mit denselben Sohlen zu betreten, auf denen sie durch die schmutzigen Straßen gewandelt, oder gar, wie ich es bei den Wachposten bei Buyukdere häufig sah, barfuß Schildwache stehen. — Etwas vor sieben Uhr Morgens langte der Sultan, ernsten und strengen Blicks, sein schwarzes Lieblingsroß reitend, im dunkel-violettfarbenen Mantel und dem Fes, mit dem langen und prächtigen Zuge seiner Staats- und Kronbeamten, seiner Großen und Feldherren, seiner Palastwachen und Militärgarden auf dem Atmeidan an und blieb etwa zwanzig Minuten in der Moschee, deren Vorhof mit Truppen und Neugierigen gefüllt war, während man die mit kostbaren, von Perlen, Edelsteinen und Stickerei strotzenden Schabraken bedeckten arabischen und syrischen Paradepferde umherführte. Hierauf ritt der Sultan wieder ins

Serail zurück und bestieg nicht lange darauf seinen Kaik, der ihn zum Palaste von Beschiktasch brachte. Der Bosporus und der Hafen wimmelten von Kähnen; alle osmanischen Schiffe waren zur Feier des Festes bunt pavoisirt, von der Flotte und den Forts an der Meerenge donnerte das Geschütz, auf dem Platze von Top-hana vor der Stückgießerei wurde Heerschau über die Artillerie gehalten; alle Gläubigen schienen froh und guter Dinge, obgleich der heilige Monat vorüber war, denn nun war Essen, Trinken und Rauchen wieder gestattet. — Ein paar Stunden später lief die erste Abtheilung der russischen Flotte bei Fanaraki in den Bosporus ein.

Aia Sophia, die allerheiligste, von Türken wie von Griechen gleichmäßig mit dem Namen der göttlichen Weisheit bezeichnet, welchen Kaiser Justinian ihr gab, macht im Aeußern bei weitem nicht dieselbe Wirkung, wie die Moscheen Achmets, Suleimans und Selims. Der Platz, auf welchem sie liegt, ist beengt: türkische Bauten, in Nebendomen und Höfen, Minarets und Anhängseln aller Art lauter Fremdartiges hinzufügend, veränderten und entstellten völlig die ursprüngliche griechische Kreuzform der Kirche, durch welche Justinian sich rühmte, Salomo und seinen Tempel auf Moria übertroffen zu haben. Aber der Zeit und der Neuerungssucht bot die von vierundzwanzig Fenstern umgebene luftige Kuppel Trotz, mit welcher Anthemius den großen Bau krönte und die allen Moscheen der Sunniten nach der Eroberung zum Muster gedient hat, während nur die Selims I. ihr gleichkommt. Die vier Minarets von Aia Sophia, welche mehr denn ein Palladion des Glaubens enthält, sind ungleich weniger elegant als die an späteren Bauten: sie sind zu massiv, die an der Achmets-Moschee zu hoch. Die eine Seite der Kirche begränzt den Serailplatz, der einen Theil des ehemaligen Augusteons einnimmt und durch eine der elegantesten Fontainen der Welt geziert wird, wo ehemals die Reiterbildsäule Justinians stand, welcher Mohammed der Eroberer das vom Rumpfe getrennte Haupt Constantin Dragoses, des letzten Paläologen, vor die Füße werfen ließ. Vor sich hat man die äußere Serailmauer und das große Kaiserthor, an welchem die Kapidschis Wache halten, wie die Bewabs an den Moscheen. Dieses führt in den ersten Hof des Palastes, welchen die unter der Direction eines Armeniers stehende Münze, woraus die jeden Augenblick an Werth fallenden und steigenden Piaster hervorgehen, das Zeughaus, eine Militärschule, wo eine Menge Diminutivsoldaten umherliefen, die

Bäckereien und andere Gebäude umgeben, während im Hintergrunde das mittlere Thor, Ortakapu, wo man die Köpfe der Hingerichteten aufzustecken pflegte, mit seinen beiden Flankenthürmen sich malerisch darstellt.

Während des Ramadans hatte der Großherr die Gewohnheit, seinen Palast bei Beschiktasch zu verlassen, welchen er, seit er nach dem Aufstande der Janitscharen das große Serail gemieden, abwechselnd mit dem von Beylerbey bewohnt, nach Constantinopel zu fahren und dort nach Mittag in einer Bude auf dem Taukbazar sich ans Fenster hinzusetzen, um die auf dem Platz versammelte und langsam vorüberziehende Menge zu sehen. Er war oft nur von seinem Arzte, der im Rath eine wichtige Stelle einnimmt, und wenigen Officieren begleitet. Es waren gerade die kritischen Tage, von der Schlacht bei Iconium, wo der Großvezier Reschid Pascha gefangen wurde, bis zum Eintreffen des russischen Hülfsheeres, und die Stimmung der Hauptstadt wurde für sehr zweideutig gehalten. Mahmud aber kannte entweder solche Gerüchte nicht, oder ließ sich durch sie nicht schrecken, und blickte mit ernster, nachdenkender Miene auf das von Allah seiner Leitung anvertraute Volk. — Nicht ferne vom Serail, wenn man zum neuen Thor hingeht, sieht man an einer Ecke eine derjenigen Begräbnißcapellen oder Turben, welche für solche Sultane errichtet werden, die nicht bei den von ihnen erbauten Moscheen ein Grab finden, wie Mohammeds erste Nachfolger, oder an der Aia Sophia. Tritt man in den kleinen Vorhof und an die Thüre, oder schaut man hinein durch das Gitterfenster, so gewahrt man mehrere größere oder kleinere, mit Shawls oder gestickten Tüchern überdeckte Särge, zum Theil von Turbans überragt. Dort ruhen mit mehreren der Ihrigen A b d u l H a m i d, S e l i m III. und M u s t a p h a IV. — „Friede sey mit ihnen!" — Wenn Sultan Mahmud diese Mausoleen seines Vaters, seines Oheims und seines Bruders sieht und bedenkt, daß sie alle unglücklich waren, daß Selim in der Ausführung desselben Plans der Reformen umkam, mit welchem er jetzt selbst beschäftigt ist, wenn er bedenkt, daß jeder Krieg, den er während seiner stürmischen Regierung unternommen, einen unglücklichen Ausgang nahm, daß das osmanische Reich unter seinem Scepter mehrere seiner bedeutendsten Provinzen verlor und zweimal seiner Auflösung nahe war, dann ist's wohl erklärlich, daß finsterer Ernst ihm die Stirne umwölkt und das schwarze, durchdringende Auge scheu zurück-

bebt vor dem Blick in die Zukunft. Aber „die Arznei bei den Leiden des Herzens ist Ergebung in den Willen des Herrn.“ *)

Sobald an den Ramadanstagen die Sonne unter den Horizont hinabgesunken ist, verkündigt der Muezzin den Namaz, indem er vom Minaret den Ruf ertönen läßt: „Gott ist groß! Ich bekenne, es ist kein Gott, als Gott, und Mohammed ist sein Prophet. Kommt zum Gebet, kommt in den Tempel des Heils! Gott ist groß, Gott ist groß! Es ist kein Gott, als Gott und Mohammed ist sein Prophet!“ Der Bekenner dessen, der erschienen ist ein Tröster und Heiliger auf dem Gebirge Faran, reitend auf dem Kameele, das Licht der Menschen zu seyn, zu öffnen die Augen der Blinden, wirft sich bei diesen Worten nieder, das Haupt gegen die Kaaba gewendet, und spricht die drei Rikats des Abendgebets. Dann aber verändert sich plötzlich die Scene, und Jeder entschädigt sich für die Entbehrung des Tages. Kaffee- und Speisehäuser, Bäckereien und Armenküchen werden bestürmt; mit Heißhunger wird über Brod und Gerichte hergefallen, die ganze Nacht hindurch wird von den weniger Frommen gelärmt und geschwärmt, und mit Sonnenaufgang wirft man sich auf die Polster zum Ausruhen. Von den Terrassen der Wohnungen auf dem Hügel von Pera aus sah ich während solcher Nächte auf Constantinopel hinunter: alle Minarets sind dann erleuchtet und der große, dunkle Raum rings herum ist wie besäet mit Tausenden und abermal Tausenden von Lichtern und feurigen Kreisen, welche meteorgleich über dem Chaos der gewaltigen Stadt schweben. Und dann in der letzten Nacht, am Vorabend des Bairam, ruft der Gläubige: „Wie groß muß unsere Trauer seyn, daß der Ramadan zu Ende gegangen! Ach, seine glänzenden Lichter sind erloschen, seine Uebungen haben aufgehört! Heil dir, o Zeit des Friedens und der Sicherheit, Zeit der Nachsicht und des Erlassens! Lebe wohl, o Zeit der Reue, der Vergebung und Befreiung vom ewigen Feuer! Lebe wohl, o heilige Zeit, wo die Erbarmung und der Segen des Königs, unsers Beschützers und Wohlthäters, zu uns herabstiegen!“

*) Ali Ben Abu Taleb.

Constantinopels Wasserleitungen.

Es gibt vielleicht in keinem Lande der Welt eine Scene von so mannichfaltiger, immer wechselnder, immer überraschender Schönheit, wie die, welche der Bosporus vom Leandersthurm bis zu den alten Schlössern darbietet. Man glaubt sich in das Reich der arabischen Mährchen versetzt: solchen Eindruck machen der gewaltige Strom, von stolzsegelnden Schiffen und tausend leichten Kaiks durchschnitten, die gepriesene Sultanenstadt, des überreichen Orients blendenden Glanz mit den Resten griechischer Kaiserzeit und das Gewirr und Elend des Lebens grell neben einander hinstellend; die zahreichen Dörfer auf beiden Ufern, eins an das andere sich reihend; Scutari mit seinen Moscheen, seinen Casernen, seinen Cypressenwaldungen und dem hinter ihm emporstrebenden Gipfel des Bulyurlu; Beschiktasch und Beylerbeyköi mit den Palästen des Großherrn; ununterbrochen Moscheen, elegante Kiosks, Wohnungen, Friedhöfe, kleine Gehölze, tiefe Buchten, von dichtem Grün umwachsen, Schiffe und kleine Fahrzeuge bergend; den Canal verengende Vorgebirge, an welche die Strömung mit lautem Getöse anschlägt. Rumili- und Anatoli-Hissar, jenes mit seinen dicken, runden Thürmen und unregelmäßigen Mauerlinien den arabischen Schriftzug des Namens seines Erbauers Mohammed bildend, dieses durch seinen schwarzen Thurm berüchtigt, bezeichnen einen Abschnitt da, wo die Küsten Asiens und Europa's einander ganz nahe treten und die Gewässer des Pontus sich brausend zwischen beiden hindurchwälzen. Dieser Teufelsströmung entgegen, wie Türke und Franke sie nennt, muß selbst der leichteste Kaik gezogen werden. Von hier aus wird man schon des Riesenberges ansichtig, läßt zur Linken den geräumigen Busen von Fidalia und den sichern, waldumhegten Hafen Stenia, folgt der großen nordöstlichen Krümmung des Stromes, schifft um die Vorgebirge von Yeniköi und Therapia, und ist bald der weiten Bucht Buyukdere's gegenüber, hinter welcher, wo die Hügel eine Oeffnung lassen, man in der Entfernung von beinahe einer Stunde die Bogen eines großen Aquäducts erblickt. Er ist der von Bagdschekköi, dem Meer am nächsten gelegen von allen denen, welche das mächtige

Byzanz mit den frischen Quellen versorgen, die auf dem südwestlichen Abhang der letzten Verzweigung des Hämusgebirges entspringen.

Die Landzunge des thracischen Continents, deren Spitze das Serail des Großherrn mit seinen Gärten und weitläuftigen Gebäuden einnimmt, im Rücken von den Riesenarmen der kolossalen Stadt umfangen, bietet, abgesehen von der malerischen Schönheit, eine günstigere Lage für eine große, handeltreibende, feste Stadt dar, als unser Welttheil vielleicht irgendwo aufzuweisen hat. Aber der Boden dieser, zu zahlreichen Hügeln sich erhebenden, von vielen Thälern durchschnittenen Landzunge ist trocken; wenige Quellen entsprudeln dem Erdreich, während umher, auf den Höhen, welche die große Ebene von S. Stephano einschließen, in dem waldigen Hochlande, welches sich den westlichen Abhang des kleinen Balkan hinanzieht, helles, gesundes Wasser im Ueberfluß strömt, zum Theil sich zu zwei kleinen Flüssen vereinigend, welche, vor Alters der Cydaris und Barbyses genannt, durch das reizende Thal der süßen Gewässer sich in das goldene Horn ergießen. Daher suchten, schon bevor Constantin der Stadt Größe und Namen gab, römische Kaiser diesem Mangel abzuhelfen. Wasserleitungen und Cisternen, Lieblingswerke jener Zeiten, mehrten sich mit dem Umfang und der Bevölkerung Constantinopels, und die Tage osmanischer Herrschaft, wo man denselben Wasserbedarf, wie früher, größern noch wegen der durch die Religion Mohammeds gebotenen Gebräuche hat, behielten nicht nur die alten Vorkehrungen größtentheils bei, sondern ergänzten sie theilweise noch durch neue große Werke. Streng wird über die Vertheilung des Wassers gewacht. Mußten schon Kaiser, wie Gratian, Valentinian, Theodosius, Arcadius u. a. Verordnungen erlassen, durch welche der Antheil einer jeden Wohnung, ihrer Größe gemäß, bestimmt und sechs Pfund Goldes als Strafe bei Vergehungen gegen die bestehende Einrichtung festgesetzt wurden, so bestimmte auch die osmanische Regierung ziemlich genau die Vertheilung der beinahe auf 24 Millionen Pfund sich belaufenden Wassermenge, deren Constantinopel bedarf, und nach welcher Graf Andreossy die Bevölkerung der Stadt und Vorstädte auf etwa sechsmalhunderttausend Seelen anschlug. — Dennoch ist das System der Wasserversorgung der Stadt nicht vollkommen zu nennen. Der große Aquäduct des Valens, in seiner Verstümmlung durch Avaren und Türken noch 1884 Schuh lang, erbaut aus den Trümmern

Chalcedons, das, nun ein unbedeutendes Dorf und Kadikbi geheißen, auf dem asiatischen Ufer unterhalb Scutari an der Küste der Propontis liegt — dieser Aquäduct, welcher in seiner imposanten Größe, zwei Hügel der Stadt mit einander verbindend, über die meisten Gebäude stolz emporragt, ist halb zerstört; die ungeheuren Cisternen der Kaiserzeit, unterirdische Paläste mit weiten, gewölbten Hallen und Säulenreihen von allen Ordnungen und aus allen Zeiten, sind meist unbrauchbar und verödet, zum Theil mit sumpfigem Wasser gefüllt, zum Theil trocken, wie die tausend = und = einsäulige, im Alterthum die des Philoxenus genannt, welche zu einer Seidenspinnerei umgeschaffen ist. Ein Feind, wenn er die Zugänge auf der Seite des thracischen Festlandes gewinnt, kann der Hauptstadt dieß unentbehrlichste aller Bedürfnisse bald entziehen.

Anmuthig und reizend ist das Thal von Belgrad. Von den sich verflachenden Hügeln des Hämusgebirges eingeschlossen, von grünen Waldungen umhegt und durchschnitten, liegt es da mit seinen blumenbedeckten Wiesen, wo das Vergißmeinnicht am Ufer der Bäche neben aromatischen Pflanzen blüht, in klösterlicher Einsamkeit außerhalb des Geräusches der Welt, deren Treiben nie seine freundliche Stille gestört zu haben scheint. Die Eiche biegt mit der Platane, die Buche mit der Ulme ihre Aeste zusammen, ein Laubdach bildend, hie und da einen Durchblick in die Ferne gönnend; alle Hügel bewaldet, alle Niederungen mit grünem Teppich bedeckt. Keine Axt richtet hier Verheerungen an; heilig sind dem Volke diese dichtbelaubten Bäume, denn sie hindern das Austrocknen des Bodens durch den sengenden Sonnenstrahl, und strenge Gesetze sichern die Unverletzlichkeit dieses Haines. Zerstreut, meist von Gärten und Weideplätzen eingeschlossen, sind die Wohnungen des Dörfchens, dessen Name in illyrischer Sprache Weißschloß bedeutet. Ein hübscher marmorner Brunnen, der wohlthätigen, auch an einsamen und selten vom Fuße der Menschen und Lastthiere betretenen Orten geübten Sitte der Morgenländer gemäß, läßt unaufhörlich einen erquickenden Wasserstrahl hervorsprudeln, der als Bächlein weiter rinnt. Erinnerungen aus der Kaiserzeit knüpfen sich an diesen Ort, der einmal Petra genannt wurde. Hier wurde eines der Wasserbecken durch jenen Andronicus Comnenus angelegt, dessen Charakter und Leben ein überraschendes Beispiel der Vereinigung der wildesten Grausamkeit mit dem kühnsten Unternehmungsgeiste, ungebeugtem

Muth und standhafter Ausdauer in Entbehrungen und Gefahren darbieten, dem man seine Bewunderung kaum versagen kann, während sein gräßliches Ende unter den Händen des rasenden Pöbels zeigt, wie weit die einmal zum Ausbruche gereizte Volkswuth zu gehen vermag.

In Belgrad sind fast ausschließlich Armenier und Griechen ansässig, die sich den Augen ihrer immer gefürchteten Nachbarn und Herrscher gewissermaßen entzogen haben. In seinem dunkelroth gefärbten, geräumigen und reinlichen Hause sitzt der Armenier, dessen Gesichtsform die ächte schöne Bildung der kaukasischen Race zeigt, dessen Statur hoch, dessen Kleidung weit und bequem ist wie die fast aller Völker des Orients, halbe Tage lang auf dem Sophalik neben dem halbvergitterten Fenster, ohne sich zu bewegen, unverwandt auf die Straße hinausschauend, das lange, mit Bernsteinmundstück versehene Pfeifenrohr nicht einen Augenblick von sich legend. Einen großen Theil seines Lebens hindurch hat er vielleicht als Mäkler und Commissionär sich bemüht, ein in jedem Moment gefährdetes Vermögen mühsam zusammenzuscharren und noch mühsamer vor Habgier und Verfolgungssucht zu bewahren. Denn der Armenier hat zwei schlimme Feinde: den Osmanen und seinen eigenen Landsmann, welcher zu einer andern Kirche gehört, indem beide Confessionen, die orientalisch-armenische und die katholische, einander als Ketzer hassen und verfolgen. Endlich kommt auch für ihn, wenn er glücklich genug gewesen ist, sich den Blicken des luchsäugigen Neides zu entziehen, wenn ihm nicht etwa der gefährliche Posten eines Primaten der Nation, oder gar eines kaiserlichen Münzdirectors zugedacht worden ist, die Zeit der Ruhe. Für ihn gibt's kein Heimweh: Sklave von der Wiege an, außer dem Stammlande geboren, kennt und sucht er kein anderes Vaterland; nicht die eisbedeckten Höhen des Ararat, nicht Etschmiadzins kirchlicher Glanz, nicht Nakschewans Ebene, in welcher nach der Sündfluth die geretteten Paare gelebt, ziehen ihn an. In einer stillen Wohnung auf dem Ufer des Bosporus oder in den benachbarten Dörfern birgt er sein Erspartes und lebt ruhig und zufrieden. Gegen Abend sieht man die Familien, schöne aber etwas starkgebaute Frauen mit dunklem Haar und Auge, und blühende Kinder, auf dem Wiesengrün, auf Teppichen und Kissen lagernd, ihr mäßig Vesperbrod verzehren oder lustwandeln unter den Bäumen.

Auch Franken wohnen in Belgrad und einige besitzen hier stattliche Häuser. Wer Lady Montagues Briefe gelesen, wird sich dieses Ortes erinnern, dessen freundliche Stille die geistreiche und schöne Frau beschreibt. Jetzt wählt man diesen Aufenthalt indeß nur im Frühling, wenn der Schnee vom Gebirge verschwunden, wenn Baum und Wiese sich in helles Grün gekleidet, wenn die Wege trocken genug sind, um Reiter und schwerfällige, von Ochsen geschleppte Arabas, auf denen bisweilen eine ganze Familie zusammengekauert sitzt, nicht zu gefährden. Dann ziehen von den Bewohnern Pera's jene Wenigen, die es über sich gewinnen können, der freien, schönen Natur zu lieb ihrem täglichen Brod, ihrem unentbehrlichen, zur Sommerszeit mit der ganzen Haushaltung nach Buyukdere verpflanzten Geklatsch und ihrer müßigen Fraubaserei zu entsagen, in das frische Waldthal, bis das Nahen der heißen Tage, wo die Verminderung der Wassermasse in den Behältern durch Gebrauch und Verdunsten die Luft mit Krankheitsstoff schwängert, sie an den Abzug mahnt.

Im Walde von Belgrad entspringt die Mehrzahl der Quellen, welche Constantinopel mit Trinkwasser versorgen. In diesen, dem Sonnenstrahl unzugänglichen Schluchten, wo der Schnee langsam schmilzt und der Boden im Zustand immerwährender Feuchtigkeit bleibt, finden sie Nahrung und sammeln sich zu zahlreichen kleinen Strömungen. Die besondern Verhältnisse des Landstrichs, welcher sie von der gegen drei Stunden Weges entfernt liegenden Stadt trennt, hat das zusammengesetzte System veranlaßt, von welchem gegenwärtige Bemerkungen eine gedrängte Darstellung zu geben sich bemühen. Zwei kleine Gewässer, die schon genannten Cydaris und Barbyses der Griechen, gegenwärtig dieser der Fluß von Kiahatkhan (Papierfabrik), jener der von Alibey-Köi geheißen, durchströmen von Norden her das Plateau, welches sich vom Dorfe Pyrgos ins Thal der süßen Gewässer hinabsenkt, das die Griechen den Silbersee, Argyrolimne, nannten, und welches mit seinen schattigen Baumgängen, seinen smaragdnen Wiesen und seinem Lustschlosse Mahmuds I, abwechselnd mit dem anmuthigen Thale von Gökſu auf dem asiatischen Ufer, der Lieblingsspaziergang ist, wo türkische Frauen von ihren bunt und phantastisch aufgeputzten Kindern begleitet, am Freitagsmorgen im Frühling zu lustwandeln pflegen, während die Männer gravitätisch miteinander sich unterreden und die

vergoldeten, roth ausgeschlagenen und mit Blumen bemalten Arabas mit ihren Lenkern in der Nähe warten. Ueber die erwähnten beiden Bäche, ihre Zuströmungen und Thäler hinweg mußte das Trinkwasser geleitet werden, bevor es den großen Wasserbehälter (Taksim) am bulgarischen oder krummen Thor (Egri Capu) erreichen kann, von wo es sich vermittelst der Nebentaksims von Alt=Basar (Pferdemarkt), von Aia Sofia und Yeni Bagdsche (neuer Garten), durch Canäle und Wasserpfeiler in ganz Constantinopel vertheilt. Aber nicht nur für die Stadt selbst, auch für die jenseits des Hafens gelegenen fränkischen Vorstädte Pera und Galata, für das jüdische Chaßköi, in dessen Nähe der israelitische Friedhof, ohne Baum und mit flachen Grabsteinen, mit den pittoresken türkischen Todtenäckern einen auffallenden Contrast bildet, für das griechische S. Dimitri, für Top=hana, Kassim=Pascha mußte gesorgt werden. Für diese ist der unter türkischer Herrschaft errichtete Aquäduct von Bagdscheköi (Gartendorf) bestimmt.

Wenn man von Buyukdere aus den Weg nach Bagdscheköi einschlägt, so gelangt man, nachdem man die enge, schmutzige Gasse des häßlichen Dorfes verlassen hat, in welchem das große, schwarz angestrichene preußische Gesandtschaftshotel, das schöne Franchinische Haus und die katholische und griechische Capelle liegen, auf die Wiese, von den Peroten vorzugsweise la Prairie genannt, durch die alte Platane geschmückt, welcher die Türken die Benennung „die sieben Brüder" (Jedi Kardatsch) gegeben, wo, einer in der Geschichte nicht begründeten Volkssage gemäß, Gottfried von Bouillon mit dem Kreuzheer lagerte, bevor er nach dem anatolischen Ufer übersetzte. Auch jetzt noch sieht man dann und wann Zelte aufgeschlagen, wenn unzählige Pferde hier auf die Weide getrieben werden. Wiesen, Getreidefelder und Gärten wechseln ab in diesem fruchtbaren, feuchten Thale, das auf beiden Seiten von parallellaufenden, niedrigen grünen Hügelreihen eingeschlossen wird, bis man sich der Wasserleitung nähert, welche, bedeutend höher liegend als die Ebene, über eine schmale Schlucht hinwegführt, wo die erwähnten Hügel einander ganz nahe kommen und dann zu beiden Seiten abschweifen. In der Nähe liegt das kleine Dorf.

Einundzwanzig hochgewölbte Bogen bilden den Aquäduct, der sich in einer Ausdehnung von 560 Ellen erstreckt, ein großartiges

und

und dauerhaftes, aus festen Steinblöcken gemauertes Werk Sultan Mahmuds I, der es im Jahr 1731 mit großem Aufwand erbaute. In der Tiefe der Schlucht läßt ein kleinerer Bogen einen Durchgang, und von hier hat man eine unvergleichliche Aussicht über das wie in einen Rahmen gefaßte blühende Thal, im Hintergrunde das Meer und die asiatische Küste mit ihren flachen Hügeln. Mehr als Einmal verweilte ich, gegen Abend aus dem Belgrader Walde heimkehrend, an dieser Stelle: von dichtem Baumwuchs rings umgeben, lag hinter mir das Hochthal von Bagdschekÿi; ein einzelner Reiter oder ein verspäteter Hirte kam langsam den von Regengüssen des Winters tief ausgeschnittenen Hohlweg heran; Dunst stieg bläulich aus der Niederung auf und legte sich auf die Ferne, während Trommelwirbel und der Donner des Geschützes im russischen Lager und auf der im Bosporus ankernden Flotte durch die stille Abendluft zu mir getragen wurden.

Der Linie der Bauwerke folgend, gelangt man in wenigen Minuten an einigen schlanken Pinien vorbei, welche ihr Laubdach hoch emportragen, nach dem Dorfe, und von dort zu dem im Jahre 1749 erbauten Mahmudsbend, welcher den Aquäduct versieht. In ein tiefes, aber ziemlich hochliegendes Thal, das auf drei Seiten künstlich eingedämmt ist, ergießen sich mehrere Quellen und kleine Bäche, welche eine bedeutende Wassermasse bilden. Eine gewaltige, mit großen Steinplatten belegte, durchgehends mit Marmor verzierte Brustwehr schneidet das Thal oder den Bend an seinem Eingang ab und läßt durch ein Schleußenthor in der Mitte nur so viel Wasser abfließen, als der Aquäduct bedarf. Diese festungähnliche hohe Mauer, bisweilen 24 Fuß dick, oben mit einer breiten Plattform und umlaufenden Galerien versehen, zu denen Stiegen auf beiden Seiten hinaufführen und von welchen der Blick über die Wasserfläche schweift, welche einem kleinen, von Laubholz umhegten Landsee gleicht, blendend weiß, so dauerhaft als elegant gebaut und mit vergoldeten Inschriften versehen, macht eine ganz eigenthümliche Wirkung in dieser waldigen Wildniß, wo das dunkle Grün der Bäume die wirksamste Folie bildet. — So sind die Bende beschaffen, in denen sich die Gewässer sammeln und deren es im Belgrader Walde sieben von verschiedenem Umfange gibt. Einer der eleganteſten unter denselben ist der Bend der Walide, oder der Sultanin Mutter Mahmuds I, welcher nicht fern von dem erstge-

nannten weiter nach Belgrad zu in einer anmuthigen Gegend liegt, wo schmale Pfade durch das Dickicht führen, das immer frisch und mit Thauperlen besäet, in allen Nüancen des dunkelsten bis zum hellsten Grün spielt und das Auge ergötzt. Auch dieser Bend versorgt den Aquäduct von Bagdschekoi, mit welchem er zu gleicher Zeit erbaut wurde. Freundliche, aber etwas verfallene hölzerne Kiosks, die Wände mit Arabesken und Blumenmalereien verziert, liegen an beiden Enden der Plattform, auf welcher eine marmorne Inschrifttafel die Geschichte des Baues und das Lob des Ortes in pomphaften Worten berichtet. Hieher kommen oft, namentlich Freitags, aus den Dörfern der Umgebung ganze Schaaren türkischer Frauen, Morgens, wenn der Bend noch im Schatten liegt, oder wenn der Sonnenstrahl das vom Abendwinde sanft gewiegte Laub röthet und immer wechselnde phantastische Gebilde auf Boden und Wand in leichten, zerfließenden Umrissen hinzeichnet. Ein Araba trägt sie und die Ladung, welche unter unaufhörlichem Geschwätz verzehrt wird, nachdem sie im Kiosk Vorkehrungen getroffen, daß kein Zudringlicher ihre entschleierten Züge belauschen kann.

Das Dörfchen Bagdschekoi muß man an einem Jahrmarkttag im Monat Mai sehen. Dann zieht alle Welt von Buyukdere und Therapia dahin, in Arabas, zu Pferd, zu Fuß — dieß die wenigsten, denn nach der Sitte der Orientalen scheuen im Durchschnitt auch die Peroten, die weder dem Morgen- noch dem Abendland angehören, jede anstrengende Bewegung. Auf der großen Wiese vor dem Dorfe lagert alles und ißt und trinkt nach Herzenslust von den mitgebrachten Vorräthen, denn ohne Essen und Trinken geht's einmal nicht, und was man in Bagdschekoi findet, mundet nicht sehr: in schlechtem Oele gebackene Mehlspeisen, fette Fleischkuchen und ähnliche Leckerbissen; dazu, wenn man etwa einen Bekannten im Orte hat, Kaffee und Rosenconfect, welche bei jeder Gelegenheit aufgetragen werden. Den ganzen Tag über lärmt und schießt und trommelt man, nachdem früh Morgens der Papa in der Kirchthüre den Segen ertheilt; auf dem Rasen tanzt das Männervolk die Romaika; in den Wohnungen, aus denen ohrzerreißende Musik schallt, hüpfen die griechischen Frauen umher, welche bei diesen Gelegenheiten sehr geschmückt sind, mit goldenen Borten besetzte Leibchen, Röcke von gestreifter Seide aus Brussa, gestickte Pantoffeln und einen

gewaltigen, aus bunten seidenen Tüchern zusammengesetzten, turbanähnlichen Kopfputz tragen. — Einen Contrast mit dieser Scene bildet eine andere, von der ich ein paar Mal Zeuge war. Hinter dem Dorf erstreckt sich bis zum Eingange des Waldes ein Wiesengrund, wo während der Sommernächte ein Zigeunertrupp seine Zelte aufzuschlagen pflegt. Diese wanderlustigen Kinder eines fremden Erdtheils ziehen seit lange ungestört im türkischen Reich umher, das Labyrinth von Völkerschaften vergrößernd, welches dasselbe von der Donau bis zum Euphrat und bis zu den Katarakten des Nils zu einem fruchtbaren Felde für den Ethnographen macht. Abends sieht man sie Feuer unter großen Kesseln anschüren; schmutzige Weiber bringen die halbnackten Kinder zur Ruhe und ordnen das Nachtmahl, die Männer befestigen die Zeltdecken und breiten auf den Rasen zerlöcherte Teppiche aus, die ihnen als Schlafstellen dienen. Lumpen, halbverkohltes Holz und versengte Stellen im Grase bezeichnen am andern Morgen den Ort, wo sie ihr Nachtquartier aufgeschlagen.

Das Wasser der beiden Bende von Bagdschekoi, welches durch den schönen, bereits beschriebenen Aquäduct über die einzige bedeutende Schlucht hinweggeleitet wird, die es auf seinem Weg antrifft, strömt in einer mehrmals leicht sich krümmenden Linie auf Pera zu. Auf dem Wege dahin befördern sechs Wasserpfeiler seinen Lauf. Diese, welche von den Türken Suterazi genannt werden, sind viereckige, aus Mauerwerk errichtete, oben abgestumpfte Pfeiler, in welchen das in gesenkter Linie zuströmende Wasser durch bleierne Röhren auf der einen Seite hinaufsteigt, auf der andern wieder fällt. In manchen Fällen können solche Pfeiler den weit kostspieligern Aquäduct ersetzen. In der Nähe von Pera findet sich das erste Taksim, durch welches ein Theil der Wassermasse nach den beiden am Bosporus gelegenen Dörfern Dolmabagdsche (der Kürbißgarten) und Beschiktasch (das heißt der Wiegenstein) abgeleitet wird, wo der Sultan gewöhnlich den Winter zuzubringen pflegt, nachdem ihm seit der letzten Janitscharenverschwörung das große Serail unheimlich geworden ist, und wo einst Mohammed II einen Theil seiner Flotte eine Landreise anstellen ließ, um in den Hafen einzudringen. Auch nach dem landeinwärts gelegenen San Dimitri, einem wegen des dort sich aufhaltenden Gesindels aller Art übelberüchtigten Orte, wird von dort aus das Trinkwasser geschafft. Am

Ende der langen Gasse Pera's sieht man das zweite große Taksim, welches die den Hafen einschließenden Vorstädte versorgt. *)

Dieß alles sind türkische Bauten. Wir müssen nun zu dem, den Fuß und die Abhänge des Gebirges deckenden Walde zurückkehren, um die Hauptwerke aufzusuchen, welche die Sultane aus der griechischen Kaiserzeit vorfanden, und welche sie erneuerten, in Stand setzten, vielfach erweiterten und vermehrten. Dicht hinter Bagdschekői beginnt das Gehölz, und in einer halben Stunde gelangt man auf einem angenehmen Pfade, welcher über einen Bergrücken führt, nach Belgrad. Vier Bende umgeben diesen Ort: oberhalb desselben liegt der kleine (Kutschukbend), unterhalb der große (Buyukbend), dem Sultan Mahmud im Jahr 1740 seine gegenwärtige Gestalt gab, und der in seiner unregelmäßigen Ausdehnung mit seinen sich windenden Ufern, wo man unter den hohen, schönen Bäumen und auf dem mit Gras und duftenden Kräutern bedeckten Boden Ruheplätze und freundliche Orte zum Lustwandeln findet, einem See ähnlicher sieht, als einem künstlich geformten Wasserbehälter. Sein ungeheurer Dammwall hat eine Länge von mehr denn vierhundert Fuß bei hundertdreißig Fuß Höhe. Zwei andere von geringerer Ausdehnung, wovon einer im Thale des Pascha (Paschadere) gelegen, nach welchem er benannt wird, finden sich auf beiden Seiten in verschiedenen Entfernungen, endlich am weitesten entlegen zur Rechten der Aiwadbend, erst 1761 unter Mustapha III errichtet, welcher zu einer zweiten Verzweigung gehört, wovon weiter die Rede seyn wird.

*) Die umfassendste wissenschaftliche Darstellung des gesammten Systems der Wasserleitungen der türkischen Hauptstadt findet man in dem verdienstvollen und reichhaltigen Buche des verstorbenen Grafen Andréossy, vormaligen französischen Botschafters bei der Pforte: „Voyage à l'embouchure de la mer noire" (Paris, 1818), wo die mechanischen Vorrichtungen der Suterazis, Taksims u. s. w. ausführlich und genau erläutert und durch Abbildungen und Karten anschaulich gemacht sind. Eine ganz detaillirte Karte der hydraulischen Werke fehlt uns aber noch immer. Auch Herrn v. Hammers Konstantinopolis und der Bosporos enthält in seinen beiden Theilen manches Hiehergehörige, welches alles, neben den Ergebnissen wiederholter eigener Ansicht bei Besuchen der Gegend, in der obenstehenden Schilderung benutzt worden ist. Mellings großes Kupferwerk gibt eine schöne und getreue Ansicht des Justinianischen Aquäducts.

Die Wassermasse dieser Behälter, durch den großen Wald strömend, welcher sich von Belgrad nach Pyrgos erstreckt, sammelt sich in zwei unterirdischen Canälen: links jener der Belgrader Gewässer, mit denen sich die von Paschadere vereinigen, nachdem sie durch einen vom Gehölz anmuthig eingehegten und halbverdeckten gleichnamigen Aquäduct geleitet worden sind; rechts der Aiwad, gleichfalls in einem kleinen Aquäduct zum Vorscheine kommend, bevor er sich nach Pyrgos wendet.

Pyrgos (der Thurm), bei den Türken gewöhnlich Burgas geheißen, ist ein schlechtes, großentheils von Griechen bewohntes Dorf, am Ausgange des Waldes, eine starke Stunde Wegs von Belgrad, etwa doppelt so weit von Constantinopel, auf einer flachen und breiten Anhöhe gelegen, die sich in ein Thal hinabsenkt, durch welches der Barbyses von Norden nach Südwesten vorbeiströmt. Kaum hat man den Ort auf dem Wege zur Stadt verlassen, so erblickt man zu beiden Seiten imposante Bauten, rechts den langen Aquäduct, auch nach Sultan Suleiman benannt, links den ellenbogenförmigen Constantins. Osmanen- und Römerzeit sind hier vereinigt. An Ausdehnung übertrifft der lange Aquäduct, welcher beim Volke noch den Namen des nicht ferne liegenden kleinen Dorfes Petinochori führt, alle übrigen: er hat 716 Meter Länge bei einer Höhe von 26, welche durch zwei Stockwerke von Säulen gebildet wird, die denen von Bagdschekdi gleichen. An Schönheit der Construction und malerischer Wirkung muß er indeß dem Constantinischen, welcher ein später vielfach erneuertes Römerwerk ist, dessen Entstehungsepoche man nicht mit Gewißheit anzugeben weiß, bei weitem nachstehen. Dieser wird durch zwei in einem rechten Winkel zusammenstoßende Arme gebildet. Der Hauptarm, 216 Meter lang, gewährt dem Barbyses einen Durchgang, und besteht aus drei übereinanderliegenden Linien von Bogen, deren Oeffnung in der obersten, welche zwanzig derselben zählt, viel beträchtlicher ist, als in der untern, was eben nicht gewöhnlich seyn mag, während die Dicke der Mauern von unten an bedeutend abnimmt. Die Höhe des mit Steinplatten gedeckten Aquäducts beträgt vom Flußbett an 106 Fuß. Der zweite Arm von 126 Meter Länge lehnt sich auf dem Abhange der Höhe von Pyrgos in der Richtung des Thals von Paschadere. Unterhalb des Dorfes, auf dem rechten Ufer des Stroms, findet man wie-

der hie und da Baumwuchs. Bald vernimmt man ein Getöse, wie das einer Cascade: es ist das der Gewässer der beiden gewölbten Canäle, deren Lauf wir bisher folgten, und welche, nachdem sie rechts und links an Pyrgos vorbeigeströmt, hier endlich sich in dem Wasserbecken (Baschhaus) vereinigen, welches jener unglückliche Andronicus der Comnene anlegte, und Osman II, dem das Geschick nicht freundlicher war, wieder herstellte. Das Becken ist kreisförmig und hat im Innern, in welches man hinabsteigen kann, dreißig Fuß im Durchmesser. Ein gewölbter Gang führt die nun vereinigte Wassermasse der verschiedenen Bende auf den Aquäduct Kaiser Justinians zu, unter welchem der Cydaris durch ein enges Thal zwischen zwei einander nahe liegenden Hügeln hinwegströmt.

Wir sind nun zu dem ältesten und interessantesten der Bauwerke gekommen. Ist es auch sehr zu bezweifeln, daß dieser Aquäduct wirklich aus der Zeit des Kaisers stammt, dessen Namen er trägt, so gehört er doch den frühern oströmischen Jahrhunderten an. Die Bauart ist ganz eigenthümlich. Zwei Stockwerke, zusammen 107 Fuß hoch, sind jedes von vier, oben spitz zulaufenden, breiten Bogen durchbrochen, welche eine Aussicht auf das Thal und das die Hügel kleidende Gebüsch gewähren. Vorspringende Pfeiler nehmen den Raum zwischen je zwei Arkaden ein, und sind jedesmal wieder von drei übereinander angebrachten Bogenöffnungen von verschiedener Größe durchbrochen. In jedem Geschoß führt ein Gang, zu dem man vermittelst einer Stiege gelangt, von einem Ende zum andern. Die Gesammtlänge des Gebäudes, welches durchgängig mit sorgfältig behauenen Quadern ausgelegt ist, beträgt 720 Fuß. Die Mannichfaltigkeit der Bauart, deren scheinbare Unregelmäßigkeit bei genauer Ansicht bald verschwindet, erhöht noch um vieles die malerische Wirkung; die grauen Steinmassen contrastiren aufs angenehmste mit den grünen Hügeln, an welche sie sich lehnen, und der mit Feldblumen übersäeten Wiese, durch welche das Flüßchen langsam hinwegschleicht. Selten trifft man dort etwas Anderes an, als grasende Heerden und einige vorbeiziehende Wanderer, wenn der einsame Ort nicht von fremden Reisenden besucht wird, welche, von ihrem voranreitenden Suredji mit langer Peitsche und im hohen Sattel begleitet, dieses mächtige und nützliche Werk der alten Zeit bewundernd, hier verweilen. So wie überhaupt seit der Vernich-

tung der Janitscharen und der nachmaligen Beendigung des türkisch-russischen Krieges die Umgebung Constantinopels an Sicherheit unendlich gewonnen hat, so hat man auch hier wenig von Ueberfall und Angriff zu besorgen, obgleich von den eingebornen Franken selten einer sich allein an diesen Ort wagt; früher hingegen war die Gegend, so wie der ganze Belgrader Wald übelberüchtigt wegen umherstreifenden Gesindels, worunter die Bulgaren immer eine große Rolle spielten. Ist auch die türkische Polizei rasch und thätig in den Städten, um das platte Land kümmert sie sich wenig, und kann auch bei den sonderbaren Verhältnissen dieser so heterogen zusammengesetzten Bevölkerung und ihrer Verwaltung, so wie in Betracht der geringen Mittel, welche ihr bei dem fast gänzlichen Mangel aller in andern Staaten längst getroffenen Einrichtungen zu Gebote stehen, nur wenig ausrichten. In einem Lande, wo der unbeschränkteste Despotismus Herr über Leben und Eigenthum der Bewohner ist, waltet dagegen wieder in mancher Hinsicht eine persönliche Ungebundenheit, welche kaum ihres Gleichen hat.

Von dem Justinianischen Aquäduct wendet sich der Canal nach dem nun noch folgenden letzten, der in der Nähe des Dorfes Dschebedschekdi auf dem rechten Ufer des Cydaris über einen unbedeutenden Bach führt, und aus zwei Bogenreihen besteht. Bei diesem vermehrt ein zweites Baschhaus den Zufluß, worauf die Wassermasse endlich den Ort ihrer Bestimmung, die Hauptstadt erreicht, und sich in das gewölbte, aus der Kaiserzeit stammende Taksim am Egri-Kapu ergießt, nachdem sie, aus fünf Benden Nahrung ziehend, durch die Hülfe von sechs Aquäducten über Ströme und Schluchten hinweggetragen worden ist. — Dicht bei dem Justinianischen Bau biegt der zu den Vorstädten führende Weg zur Linken ab, und leitet meist über Wiesengrund nach dem anmuthig gelegenen Dörfchen Alibeys, und durch das mit aller Pracht einer reichen Vegetation geschmückte Thal nach Kiahathhan, von dem schon die Rede war. Jetzt geht's wieder den Hügel hinan; zu seiner Verwunderung sieht man sich in einen öden, baumlosen Strich versetzt, wo man auf die von Buyukdere nach Pera führende Straße gelangt, und dann in Bälde den letztern Ort erreicht.

Die beiden Todtenäcker, Lieblingsspaziergänge der Peroten, sind allgemein bekannt. Waren sie auch während der jüngsten Zeiten, bei der allgemeinen Entvölkerung nach der Einäscherung der

Stadt, als diese eine schwarze Trümmermasse darbot, und bei der durch häufige Pestfälle stets unterhaltenen Furcht, weniger besucht als ehedem, so fingen sie doch im verwichenen Jahre wieder an, ihren alten Glanz langsam zu gewinnen. Am kleinen Todtenacker hatte ein Kaffeewirth seine Bude aufgeschlagen, wo man sich während der Sommerabende versammelte, um Gefrornes zu essen. Der vor den Häusern vorbeiführende und diese von den Gräbern trennende Weg war schmal; nach und nach begann man ihn zu erweitern. Ein Grab nach dem andern wurde unvermerkt mit Erde bedeckt, bis man dahin gelangte, einen kleinen Platz zu bilden, wo man nun Tische und Bänke hinstellte. Anfangs schienen die Türken wenig darauf Acht zu haben; als sie aber sahen, daß die Giaurs immer kecker wurden, nahmen die Weiber sich der Sache der Todten an. Ein zahlreicher Haufe versammelte sich eines Abends auf dieser Seite bei den fränkischen Wohnungen, gräßliche Verwünschungen gegen die Christenhunde ausstoßend, heulend über die Entweihung der Ruhestätten der Gläubigen; denn die Türkinnen theilen mit den Pariser Damen der Halle das Privilegium, bei Volksaufläufen in der ersten Linie zu stehen. Der Kaffeewirth und die dicht dabei wohnende Familie des sardinischen Dragoman zitterten und bebten, aber dabei blieb es auch. Die Christen, die es bisher nicht gewagt, die Trümmer eines Minarets und einer kleinen Moschee wegzuräumen, welche seit dem letzten Brand eines ihrer Winkelgäßchen zu einem eigentlichen Engpasse machen, waren besonnen genug, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen, und die Weiber, welche beim stärkern Geschlecht ebensowenig Beistand als Enthusiasmus fanden, ließen nach einer zweiten Nachtmusik die Sache auf sich beruhen. — Wenn man von dieser Stelle aus auf schmalen und steilen gepflasterten Wegen zwischen Gräberlinien und düstern Cypressengruppen zum sogenannten Landungsplatze der Todten (Echelle des morts) hinabsteigt, so genießt man einer unvergleichlichen Aussicht auf den von einem Mastenwalde mit den Flaggen aller Nationen bedeckten Hafen und auf die Hauptstadt, über deren zahllosen Wohnungen, Moscheen und gezackten Mauern die Suleimanije sich riesenhaft emporthürmt, bis nach Ejub, wo der Fahnenträger des Propheten in der schöngelegenen, mit Aia Sophia an Heiligkeit wetteifernden Moschee seine Ruhestätte hat, und zu den Höhen, welche Ramis Tschiftlik

beherrscht. Auch der hochliegende Aquäduct des Valens bietet sich hier dem Auge imposant und vortheilhaft dar. Es sind die von den Hügeln, welche die Ebene von S. Stephano einschließen, herströmenden Gewässer, die durch dieses Römerwerk über das Thal hinweggetragen werden. — Einem Fremden wird während seines ersten Aufenthalts in Constantinopel das dortige Wasser wegen seines Geschmacks und seiner trüben Farbe wenig munden; aber er wird mit dem Bewohner der Stadt die weise Fürsorge segnen, welche den allezeit reichlichen Gebrauch dieses Elements möglich gemacht hat, das aus den zahlreichen, die Mährchenpracht und reiche Eleganz des Orients so recht versinnlichenden, mit Pagodendächern versehenen, mit vergoldetem Gitterwerk und Koransprüchen bedeckten Fontainen der öffentlichen Plätze, aus den tausend kleineren Brunnen in den Vorhöfen der Moscheen und an den Straßenecken hervorsprudelt, und in den geräumigen Bädern (Hamams) und den Brunnenhäusern (Sebil-khans) dem Erhitzten und Müden Labsal und Erquickung ist.

Die Russen am Bosporus.

1833.

Seit Jahrtausenden ist die berühmte Meerenge, welche Europa und Asien scheidet, Ziel und Sammelplatz der Nationen des Orients und Occidents. Die malerischen Ufer, an denen die Herrin beider Meere liegt, sahen von Angesicht zu Angesicht die Völker des fernen Nordens und Südens, des Ostens und Westens: Araber und Gothen, Perser und Franken pflanzten hier ihre Banner auf, besetzten, eroberten, durchzogen, verheerten ein Land, das die Natur mit ihren reichsten Schätzen wie wenige gesegnet, das Cultur und Barbarei, Luxus und Rohheit abwechselnd in Anspruch genommen, wo mehr denn Eine blutige und schaudererregende Tragödie der Menschengeschichte ausgespielt worden, und welches die Vorsehung recht eigentlich zu einem Spielball in der Hand ihrer Werkzeuge auserlesen zu haben scheint.

Als vor noch nicht vier Jahren Rußlands Heere den Hämus überstiegen hatten und in Adrianopels Ebene lagerten, wer hätte damals es für möglich gehalten, daß sie jetzt auf Anatoliens Küste erscheinen

würden, um dasselbe Reich vor einem unvermeidlichen Untergange zu bewahren, dessen Schicksal damals in ihre Hand gegeben war, um Aja Sophia's Dom, dessen Halbmond sie mit dem griechischen Kreuze zu vertauschen drohten, zu schützen vor dem Eindringen eines Erobeʒers, auch eines Moslem, und eines solchen sogar, welcher die Aufrechthaltung der Reinheit des Glaubens und der alten Verfassung Unveränderlichkeit zur Anlockung der Gläubigen vor seinen siegreichen Fahnen her verkündigen läßt. Und doch, so weit ist es mit dem Nachfolger der einst welterobernden Khalifen gekommen, daß er den Erbfeind, den Moskowiter, den Glaubensgenossen der von ihm in den Staub Getretenen, Hunde Geheißenen, aber schlimmer als die begünstigten Hunde Behandelten zur Hülfe anrufen mußte gegen seine eigenen Satrapen, gegen die Bekenner des Propheten, gegen die, welche er zu Macht und Ehren erhoben; während die zusammenstürzenden Trümmer eines einst mächtigen und glorreichen Gebäudes ihn zu verschütten drohen, eines Gebäudes, dessen (freilich wurmzerfressene) Stützen er selbst hinweggezogen, ohne daß der Drang gebieterischer und unglücklicher Zeitumstände ihm die Muße gelassen, deren Stelle durch neue, kräftige, im Geiste der Zeit erfundene, aber den Geist der Nation nicht verletzende auszufüllen, die schlammige Cisterne durch einen tief und frisch gegrabenen Brunnen zu ersetzen. Jetzt, wo die äußere und innere Schwäche und heillose Zerrüttung des osmanischen Reichs jedem Auge sichtbar ist, wundert man sich wohl, daß der morsche Bau nicht schon zusammengestürzt ist, und verlacht nicht mehr als Chimäre den bekannten Plan, welchen der größte Mann des Jahrhunderts an die Eroberung Aegyptens und Syriens knüpfte.

Am Morgen des Bairamfestes (20 Febr.) erschienen die ersten russischen Segel im Bosporus, bei dessen Anwohnern gemischte Empfindungen von Freude und Furcht, Zufriedenheit und Demüthigung erweckend. Da wo Buyukdere, der vorgezogene Sommeraufenthalt, jetzt auch nothgedrungen der Winterwohnort europäischer Diplomaten, mit seiner an den Rücken der grünen Hügel gelehnten Häuserreihe sich lang hinzieht, scheint sich der Bosporus nach unten zu einem See abzurunden, während nördlich, wo das alte genuesische Schloß in Trümmern ober dem Dorf und Fort von Anatoli Kawak thront — einst die geheiligte Stelle, wo der, welcher auf dem Widder nach Kolchis gezogen, und jener, welcher das kostbare Fell wieder erworben, den Göttern geopfert — die Aussicht nach dem unwirthlichen

Pontus frei bleibt. Nach Osten, auf der asiatischen Küste, steigt der Riesenberg empor, Buyukdere gegenüber, auf seinem baumbewachsenen Gipfel, als Wallfahrtsort frommer Osmanlis, bei einer kleinen Capelle das Riesengrab tragend, welches aus dem des Alciden in das des Josuah umgewandelt worden. Von hier hat man anmuthige Fernsichten nach Norden und Süden, über die unten hinziehenden, bei den beiden Fanaldörfern endenden Hügelketten der rumelischen und anatolischen Ufer des Meerstroms hinaus und auf den Spiegel des Pontus; andererseits über die waldigen Höhen und Schluchten des Küstenlandes, nach Therapia, die gleich einem Riesenfluß sich windende, bald verschwindende, bald wieder erscheinende thrazische Meerenge hinab bis zum Marmorameere mit seinen Fürsteninseln und dem hinter demselben zur Linken sich erhebenden zackigen, schneebedeckten Olympos. Zwischen diesen beiden Ufern, wo sich der Meerbusen hineinbiegt, den schon die Alten den tiefen nannten — an dessen Ende sich bis zu den schimmernden Wasserleitungen hin, welche bei Bagdschekői ihren Anfang nehmen und aus den Benden von Belgrad und Pyrgos nie versiegende Nahrung ziehen, das schöne Großthal (Buyukdere) hinzieht, in dem siebenstämmig die alte Platane steht — warfen die drei Abtheilungen der russischen Flotte nacheinander die Anker aus, eilf mächtige Linienschiffe, von drei Admiralschiffen befehligt, durch eine große Anzahl von Fregatten, Corvetten und Transportschiffen verstärkt. Bewegungslos liegen nun diese majestätischen Massen da, Ehrfurcht gebietend durch ihre Größe und ihre tausend Feuerschlünde, die, mit Krieg drohend, vor Krieg bewahren sollen. Unzählige Nachen und Schaluppen, mit zwei Reihen Ruderer bemannt, in weißem Oberhemde mit schwarzer Binde und Mütze, durchschneiden zu allen Stunden den Canal, in dessen Fluthen ihre großen weißen Segel sich spiegeln, während ihre Form mit den langen und schmalen, an beiden Enden scharf zugespitzten, mit zierlich bemaltem und vergoldetem Schnitzwerk verzierten Kaiks der Landesbewohner, welche die Welle mit der Schnelligkeit des Vogels durchschneiden, den auffallendsten Contrast bildet. Auf dem schönen Quai von Buyukdere, jedem bekannt, der einmal in diesen Gegenden gewesen ist, herrscht ein ganz ungewöhnliches Leben und Treiben. Während der gemeine Türke mit seinem immer seltner werdenden Turban und seiner weiten, in lebhaften Farben schimmernden Nationalkleidung, der vornehmere mit seiner beinahe auf die Brauen

herabfallenden rothen Mütze mit blauer Troddel und seinem ziemlich ungeschickt nach europäischer Weise zugeschnittenen langen Ueberrock umherspazirt; der regelmäßig schöne, aber träge und weibische Armenier in seinem Kalpak, langen, pelzverbrämten Mantel und rothen Babuschen langsam einhergeht; der bewegliche Grieche sich zwischen beiden durchdrängt, und Bulgaren mit ihrer aus braunem Hundsfell geschnittenen runden Mütze und grober, weißlichgelber Kleidung, zum Schalle der Sackpfeife die Romaika tanzen, sieht man eine Menge von Marinesoldeten und Matrosen, erstere in ihren schwarzen, letztere in grauen Uniformen, mit Ausbesserung ihrer Schaluppen und Ruder, Ein- und Ausladen von Holz, Munition, Vorräthen, Ab- und Zuführen der Officiere und Bestellung sonstiger Aufträge beschäftigt. Auf einer Wiese bei Sarijar, oberhalb Buyukdere, sind Marketenderbuden aufgeschlagen. Kanonendonner von den Schiffen verkündigt den Tagesanbruch; fast den ganzen Tag lang erschallt von den Verdecken und von dem Platze vor dem russischen Gesandtschaftspalais rauschende Musik: nach- und durcheinander Nationalmelodien, „schöne Minka, ich muß scheiden," Rossinische Opern, Arien und Donizetti's Marsch des Sultans spielend, bisweilen auf drei bis sechs Punkten zugleich, wodurch die Harmonie eben nicht befördert wird. Anmuthig ist die Wirkung der Musik in der abendlichen Stille. Nachdem um acht Uhr die Retraite geblasen worden und ein Kanonenschuß auf dem Schiffe des Viceadmirals Lazareff, vom Gewehrfeuer und Rühren der Trommeln auf den übrigen Fahrzeugen gefolgt und begleitet und vom Echo der nahen Berge wiederholt, das Zeichen gegeben hat, stimmen die Instrumente ein rührendes, einfach schönes Abendgebet an. Es ist eine erhebende und zur Betrachtung einladende Stimmung, in die man sich unwillkürlich versetzt fühlt, wenn man in diesem Augenblick an einem schönen windstillen Abend am Ufer lustwandelt und, von tiefem Schweigen umgeben, diese sanften, frommen Töne daherzittern hört über die kaum vernehmbar plätschernden Wellen, auf welche die Bergmassen einen tiefen Schatten werfen, der von dem goldnen Lichtstreifen des Mondes, wenn er emporsteigt über die waldigen Gipfel der Hügel, unterbrochen wird.

Schräg dem Vorgebirge gegenüber, an welches einst auf der Argonautenfahrt Medea ihr Gift hinwarf, und dadurch dem Orte den Namen Pharmacia gab, den das heute dort stehende Dorf, mit dem englischen und französischen Gesandtschaftshause und den Sommer-

wohnungen vieler wohlhabenden Griechen und Armenier, in Therapia umgewandelt hat, krümmt sich in das Land hinein eine der zahlreichen Buchten, welche den Canal auf beiden Seiten umgeben. Hier bei einer, mit ungewöhnlicher Eleganz gebauten Mühle, welche ein Waldbach rauschend treibt, befindet sich ein Landungsplatz, bei den Einwohnern unter dem Namen Hunkjar-iskelessi, d.i. der Landungsplatz des Herrschers, bekannt, welche Benennung, von einem in der Nähe liegenden Sommerpalaste des Sultans hergeleitet, sich dem ganzen hier beginnenden Thale mitgetheilt hat. Die Ufer des Bosporus sind reich an reizenden Thälern, welche mit dem oberhalb der Hauptstadt gelegenen anfangen, wo die sogenannten süßen Gewässer sich in den Hafen ergießen; mit dem von Hunkjar-iskelessi aber mag sich wohl nur das von Buyukdere vergleichen lassen. Beide, von uralten, hochstämmigen, vielästigen Platanen beschattet, machen — jedes wohl mit gleich unhaltbaren Rechtstiteln — auf die Ehre Anspruch, Gottfried von Bouillon und seinen Kreuzfahrern zum Lagerplatze gedient zu haben, eine Localtradition, welche, wenn auch wahrscheinlich ganz ungegründet, doch durch die Vergleichung der Vergangenheit und Gegenwart, des eilften und des neunzehnten Jahrhunderts ernste und interessante Betrachtungen über die verschiedenen Entwickelungen der verschlungenen Fäden der Menschengeschichte hervorrufen muß. Von einem kleinen Bache durchschlängelt, zieht sich das mit einem smaragdenen Wiesenteppich bedeckte Thal zwischen zwei Bergrücken hin nach Norden, und durch dasselbe führt der Weg zum Riesenberge hinan, dessen Kuppe es auf der einen Seite begränzt. Man kommt hier an dem schon genannten Sommerpalaste des Großherrn vorbei, dessen erste Erbauung in die Zeit des großen Suleiman fällt. Mit einem Graben umgeben, über welchen zwei Brücken zu den Eingangsthoren und dem geräumigen Hofraume führen, macht das hübsche, an eine sanfte Anhöhe gelehnte Gebäude den Eindruck größerer Symmetrie, als gewöhnlich die Bauten dieses Landes. Nicht weit von da befindet sich ein weißmarmorner, mit Inschriften versehener Brunnen, um welchen an warmen Tagen die Bewohner der benachbarten Dörfer und Landhäuser, deren mit vergoldetem Schnitzwerk verzierte, gewöhnlich von Ochsen gezogene Arabas man nicht selten durch das Thal fahren sieht, wenn die schöne Jahrszeit die Städter aufs Land getrieben, sich im Platanenschatten lagern, um der hier herrschenden Kühle zu genießen.

In und bei diesem schönen Thale, welches seit langer Zeit wohl die Töne einer fröhlichen Menge, nicht aber Waffengeklirr und Feldgeschrei vernommen, ist das Lager aufgeschlagen, welches die Russen seit kurzer Zeit bezogen haben, um einem etwaigen Vorrücken der Aegyptier Einhalt zu thun. Auf dem dicht ans Ufer stoßenden Hügel stehen die ersten Zelte, welche von türkischen Truppen besetzt sind, die auch an den Landungsplätzen zugleich mit ihren Bundesgenossen und Beschützern, die sie nun schon allgemein „unsere Brüder" (Cardaschlarimiz) nennen, den Wachdienst versehen. Der Umstand, daß in dem benachbarten Therapia die Pest von neuem ausgebrochen ist, hat verdoppelte Wachsamkeit und Aufsicht veranlaßt, so daß einem Jeden nun das Anlanden untersagt und der Besuch des Lagers nur durch besondere Vergünstigung gestattet ist. „Heide!" (weg da!) rufen die türkischen Schildwachen den Ankommenden zu und halten ihnen die Bayonnette entgegen. „Weßhalb? warum das?" fragen diese. „Niemand wird zugelassen; unsere Brüder haben es verboten." Von einem am Ufer liegenden Hause an, wo die Generale Murawieff und Ungebauer mit ihrem Stabe wohnen, führt der Weg zur Linken den Hügel hinan, auf welchem die Artilleristen lagern, in deren Nähe die Pulverkarren und Munitionswagen, und in einer Vertiefung zwischen der ersten und zweiten Hügelreihe die großen Zelte für die Kranken stehen. Von hier aus zur Rechten steigt man auf einem Fußpfade zu einer andern Anhöhe hinan, wo sich vorerst auf der Hälfte des Abhangs und in der Breite, gegen das Meer zugekehrt, eine kleine Abtheilung, und dann auf der Spitze, den langen Bergrücken verfolgend, welcher sich zum Riesenberg erstreckt, in ausgedehnten Reihen die Hauptabtheilung des Lagers befindet. Die russischen Zelte sind von grauweißer Leinwand, nicht hoch, aber leicht und einfach, und gewähren also vor Wind und Kälte, so wie vor dem Regen nur wenig Schutz. Bequemer sind die türkischen, deren die Landesregierung eine Menge hat herschaffen lassen; sie sind hoch und oben gerundet, ganz oder zum Theil mit lichtblauem oder grünem, wasserdichtem Zeug überzogen. Zum Transporte sind sie zu schwer und unbequem. Im Durchschnitt bewohnen vier Mann ein Zelt. Die ganze Ausdehnung der Hügel ist geebnet und vom kleinen Baumwuchs und Gestrüpp gereinigt; die Zelte sind meist mit einer Art kleiner Hecke von Lorbeerzweigen eingefaßt (der Lorbeer bedeckt als Staudengewächs in diesen Strichen in großer Menge die Hügel), was eine gute Wirkung thut.

Auch in den Zelten ist das Lorbeerlaub, mit Stroh vermischt, häufig umhergestreut, und auf ihm mögen die nordischen Krieger nach Herzenslust von Ruhm und Sieg träumen. Vor der nach Südosten gewendeten Lagerlinie sind die Feldgeschütze aufgepflanzt.

Auf diesen Anhöhen weht noch in der jetzigen Jahreszeit vom schwarzen Meere her ein schneidend kalter Nordwind, welcher den Lagernden den Genuß der schönen Natur vor ihnen und ringsum wohl oft verkümmern muß. Die Aussicht von diesem Hügel ist minder umfangreich als andere, aber sie rundet sich nach Süden zu einem reizenden Bilde, dessen Mittelpunkt der hier eng umschlossene Bosporus bildet, auf dem die Flaggen mehrerer russischen Kriegs- und Transportschiffe und der dreifarbige Pavillon der französischen Fregatte Galathee wehen. Auf beiden Seiten ziehen sich ununterbrochen anmuthig gruppirte und an die Vorgebirge gelehnte Dörfer hin, mit Jaliköi und Beykos auf dem asiatischen Ufer beginnend, mit Jeniköi unterhalb Therapia endigend, während in der Mitte die festen runden Thürme des vom Eroberer Mohammed, nicht fern von der Stelle der Dariusbrücke erbauten europäischen Schlosses (Rumili-Hissar), und tiefer unten, etwas zur Linken, in einer Einbiegung, die prächtigen neuen Casernen in Asien gleichsam den Schlußstein bilden.

Steigt man auf dieser Seite in das Thal hinunter, so gelangt man an eine Vertiefung, mehr vor dem Nordwinde geschützt, wo — für eine Schilderung sehr unergiebig, aber in Wirklichkeit eben kein unwichtiger Gegenstand — sich die Kochanstalt befindet und große Suppen- und Fleischkessel über Bündeln lodernden Reisigs befestigt sind. Für Nahrung ist hinlänglich gesorgt, wenn auch im Allgemeinen das Fleisch, namentlich des Rindviehes, in dieser Gegend nicht zu dem besten gehört. Getreide und Mehl kommen in ungeheurer Menge aus den Häfen des schwarzen Meeres, welche so manche Länder damit versorgen, die, wie das hiesige, würden sie angebaut und benutzt, statt daß die Reichthümer eines ergiebigen Bodens, wie das in die Erde vergrabene Pfund, unbeachtet liegen bleiben, die Bedürfnisse ihrer Bewohner selbst befriedigen und, mancher müßigen Hand Arbeit gebend, dem Elend und der Noth aus eignen Mitteln steuern könnten. — Nicht weit von da lagert ein Trupp Kosaken, zweihundert an der Zahl, und die einzige bisher im Lager befindliche Reiterei, außer der türkischen. Ihre Pferde, welche alle, so wie auch die der reitenden Artillerie, aus diesem Lande selbst sind, stehen der Reihe

nach mit Stricken an eine Linie von Pfählen gebunden, während ihre Piken vor den Zelten in die Erde gepflanzt sind. Weiter unten und schon im Thale selbst, das sich nun, nach den Stürmen eines ungewöhnlich langen und strengen Winters, mit den schönsten und lebhaftesten Frühlingsfarben zu schmücken beginnt, erblickt man das Lager einer Escadron türkischer Cavallerie, die, unter einem eigenen Commandanten stehend, doch dem Oberbefehl des russischen Generals untergeben ist. Diese Truppen, denen man es bei allem Bestreben, sie dem europäischen Kriegswesen nahe zu bringen, doch noch ansieht, daß ihre jetzige Uniform ihren Gewohnheiten und der alten Landessitte wenig entspricht, bilden in Costume und Haltung einen auffallenden Contrast mit den Russen, so daß man einige Verwunderung nicht unterdrücken kann, diese beiden Nationen, Europäer und Halbasiaten, hier zu gemeinsamer Unternehmung vereint zu finden. In der Form des Kriegswesens haben sie übrigens manche Fortschritte gemacht, und diese Cavallerie vollführt nicht ungeschickt militärische Evolutionen nach unserer Weise und in geschlossenen Reihen, wogegen Delhi's und Mameluken in regellosen Haufen anzusprengen pflegten. Ihre Pferde stehen Tag und Nacht aufgezäumt und gesattelt.

Bei aller Bewegung und dem regem Leben und Treiben herrscht die musterhafteste Ordnung. Alles ist eingerichtet, als gelte es, jeden Augenblick einen anrückenden Feind zu empfangen. Officiere auf schönen türkischen Pferden, deren der Sultan mehrere als Geschenke gesandt, sprengen durch das Lager umher, Munitionswagen fahren auf neugebahnten Pfaden die Hügel hinan, alle Posten sind besetzt, auf den Höhen Schildwachen ausgestellt, und in wenig mehr denn einer Stunde können die 6000 Mann, die in diesem Augenblick etwa bei Hunkjar-iskelessi lagern mögen — eine Macht, weniger imposant durch Zahl, als durch moralische Kraft — in Reih und Glied stehen. So sind die Bivouacqs der Russen am Bosporus.

Mittlerweile vergrößerte sich das Lager. Nachdem die neue Liste der türkischen Großen und ihrer Würden und Aemter (der Tewdschihat) vom 16 April, Mehemed Ali Aegypten und Candia, ganz Syrien mit Damascus und Aleppo, und Ibrahim Abyssinien und Dschidda, nebst der Würde des Scheikhs von Mekka bestätigt, langte am 23 desselben Monats die dritte Abtheilung der russischen Flotte an, welche die Zahl der Landungstruppen auf 12,000 verstärkte. Die Zeltreihen verlängerten sich nun um das Doppelte und zogen sich bis zum Riesen-

berge

berge hinan; von Buyukdere aus sah man ihre langen, weißen Linien und Abends das Brennen der Bivouacfeuer; Rücken und Abhänge der Hügel waren geebnet, überall waren Menschen beschäftigt, überall Schildwachen ausgestellt, Geschütze aufgepflanzt, auf allen Seiten Leben und Bewegung. Den schönsten Anblick gewährte das Lager vom Gipfel des Berges aus, wo man es in seiner ganzen Ausdehnung, in den Rahmen von Wald und Meer und Hügeln eingefaßt, überblicken konnte.

Wenige Tage darauf (am 27 April) fuhr der Padischah der Osmanen, von den Großwürdeträgern seiner Krone umringt, nach Hunkjar-iskelessi, um über die nordischen Truppen, denen einige Abtheilungen seiner eignen sich angeschlossen, eine allgemeine Heerschau vorzunehmen, wozu alles sich drängte, was Erlaubniß erhalten konnte. Welcher Art die Gefühle des türkischen Monarchen gewesen seyn mögen, wenn er über seine seltsame Lage, wenn er über die bedrängte Lage seines Reichs nachdachte, wenn er die Verhältnisse der Bekenner Mohammeds mit denen ihrer Nachbarn verglich, denen er sich in die Arme hatte werfen müssen, und die ihm nun ein tausendstimmiges Hurrah zujauchzten, nachdem er ihnen stets feindlich entgegengestanden — darüber kein Wort.

Als der Morgen des 12 Julius den anatolischen Himmel röthete, waren die Hügel von Hunkjar-iskelessi plötzlich leer geworden. Am Abende zuvor hatten die Russen ihre Zelte abgebrochen und sich an Bord begeben — der Kriegslärm war verstummt, Adana, der letzte Zankapfel, dem unersättlichen Pascha abgetreten worden, und das Heer seines Sohnes wieder auf der Südseite des Taurus. Gerade an diesem Morgen kehrte ich von Pera nach Buyukdere zurück. — Bei der Landspitze von Yeniköi bemerkte ich zuerst die Veränderung und sah die russische Flotte mit vollen Segeln und starkem Südwind auf Fanaraki zusteuern, voraus das Linienschiff Katharina die Zweite. „Die Moscowiter weg!“ winkte mir der vorderste Ruderer lächelnd zu. Abends blieb ein Theil der Flotte, der nicht zu gleicher Zeit die Anker gelichtet, zwischen den Kawaködörfern und Buyukliman liegen, und zum letzten Male vernahm man den Donner ihres Geschützes und ihr Abendlied. In der nächsten Nacht fuhr auch Graf Alexis Orloff mit dem Tschesme ab. Auf dem Bosporus herrschte wieder die alte Stille.

Fahrt nach Syra und Aegina.

Im Sommer 1833.

Die langen und engen Gassen von Pera und Galata hatten sicherlich nichts gewonnen durch die sengende Sonnenhitze eines Juliusmittags; die hölzernen Häuser mit ihren neugierig hervorguckenden Erkern und häßlichen grellen Farben wiesen keine schönern oder vernünftigern architektonischen Formen; die vielen umherlaufenden jüdischen Hausirer, denen man sorgfältig aus dem Wege ging, da die Pest sich wieder zu zeigen begonnen, und in der Levante Juden für die Pest sind, was das Metall für die Elektricität, waren um nichts sauberer, und das elende Straßenpflaster um nichts ebener und besser, und doch sah ich mir Pera und Galata jetzt mit Bedauern an: ich dachte, es ist wahrscheinlich zum letztenmal; denn ich kehrte nun dem sonnenhellen Orient den Rücken zu. Es ist wahr, mondelang hatte Sehnsucht mich nach Hesperien gezogen, ich wäre gern jedem Schiffe gefolgt, das das Marmormeer hinabsegelte; jetzt aber, wo ich dem Lande so großer Naturwunder, der Scene so ergreifender Erinnerungen Lebewohl sagen sollte, heftete sich mein Blick mit Wehmuth auf den anatolischen Himmel und auf die Regionen, zu denen es Jeden mit unerklärlicher Macht hinzieht. Und diese zweite, gewaltigere Siebenhügelstadt, diese sanften grünen Hügel, die den Bosporus einschließen, sollte ich nun verlassen!

Auf dem Platze von Top-khana blieb ich noch einen Augenblick vor der großen Fontaine stehen, die an Damask und Bagdad, an Khalifat und Tausend und Eine Nacht gedenken macht, und sah im nahen Kaffeehause den Kessel dampfen und die Tschibuks rauchen, während nicht weit davon ein Trupp von Artilleristen Sr. Hoheit, meist ohne Schuh und Strümpfe, auf den Bänken am Wachthause nachlässig umherlagen, oder auf einem zerfetzten Smyrnaer Teppich am Boden kauerten, nicht eben aussehend, als würden sie den zwanzig schönen messingenen Geschützen Ehre machen, welche das vor ein paar Tagen angelangte mächtige Linienschiff, der Malabar, als Geschenk Sr. großbritannischen Majestät für den Sultan mitgebracht hatte. Ein Glück, daß sie nicht ein Jahr früher eintrafen, denn sonst würden sie längst mit den übrigen Ibrahims Beute geworden seyn. Wenn

die osmanischen Kanonenhelden vor hundert Jahren nicht kriegerischer aussahen, so mag Graf Alexander Bonneval ein schön Gesicht gemacht haben, als man ihn unter dem Namen Ahmed Pascha zum Topdschi-Baschi creirte und er nun das Heer reformiren sollte, dem er selbst bei Peterwaradin Schläge gegeben. Reformen aber, namentlich wenn sie von den Giaurs kommen, schlagen noch jetzt im türkischen Reiche nicht besonders an; wer weiß, welchen geheimen Aerger über seine gläubigen Zöglinge, von denen der geringste sich über seinen Chef erhaben dünken mochte, und welche Demüthigungen der arme Bonneval verschlucken mußte, ehe er in das Grab gesenkt ward, welches man auf dem kleinen Friedhofe der Mewlewis am Eingange Pera's sieht.

Die griechische Brigantine, welche mich nach Syra bringen sollte, lag dicht am Ufer. Da war's ein Gewühl und Gewirre — nie in meinem Leben sah ich eine Unordnung, wie auf dem Verdeck dieses Schiffes. Die Reisegesellschaft war auch freilich ganz sonderbar zusammengesetzt, namentlich auf dem Vordertheil, wohin die Meisten sich hatten verweisen lassen müssen. Ein Kaufmann von Tine, welcher durch Verluste im schwarzen Meere bankerott geworden war; ein Archimandrit aus dem Fanar, ein großer, ernster Mann mit langem Talar und über die Schultern herabwallendem schwarzem Haare, der mit einem Popen, welcher eine Art von Famulus bei ihm zu seyn schien, in der Hoffnung, einen Bischoffitz zu erlangen, nach Griechenland reis'te; ein Haarkünstler aus Naxos, welcher in Pera ansässig war und zu seiner Heimath zurückkehrte, um sein von einem Verwandten usurpirtes väterliches Erbe zurückzufordern, ein Schneider aus Ostpreußen, der, von Odessa nach Constantinopel gekommen, mit seiner Schwester, einer Modistin, sich in Athen etabliren wollte, wozu sie schon ein fertiges Aushängeschild mitgebracht hatten, auf dem ein Rock und ein paar Hauben nach dem neuesten Schnitt abgebildet waren; ein hannoverscher Landschaftmaler, welcher nach Aegypten wollte und in Syra Quarantäne zu halten wünschte, um der Consularquarantäne nicht in die Hände zu fallen; ein junger Grieche aus San Dimitri, welcher in Euböa Grundstücke ankaufen sollte, unterdessen im Telemaque studirte, und Französisch eben so jämmerlich radebrechte, wie ich Romäisch: das ist ein Stück der Musterkarte der Reisenden; dazu rechne man noch einige Frauen, worunter eine aus Mesolonghi, welche beim Falle der Stadt als Sklavin weggeschleppt worden

war und erst jetzt aus dem Innern Anatoliens, wohin man sie verkauft hatte, arm und elend, aber doch aufgeweckt und glücklich, ins Vaterland zurückkehrte. Ich war etwas erschreckt, als ich das Fahrzeug so besetzt fand, denn man denke sich zu dieser menschlichen Bevölkerung noch das gefiederte Geschlecht, welches für die Reise dienen sollte und gakelte und krähte, und sehnsüchtig blickte ich nach dem stattlichen Malabar hin, welcher beinahe in der Mitte des Stromes zwischen Top-khana und Scutari vor Anker lag und Britanniens Flagge stolz wehen ließ. Am Tage zuvor war ich an Bord gewesen, um einen der Officiere zu besuchen, den ich kannte; wie glänzte dort alles, wie war das Holzwerk rein und glatt, der Messing polirt, wie herrschte überall die vollkommenste Ordnung, wie wohnlich waren die Kajüten eingerichtet, wie schmuck nahm sich in der des Commandeurs die reiche Land- und Seekartensammlung und die kleine Bibliothek aus, welche mit neueren Erzeugnissen wohl versorgt war. Nichts gibt außerhalb England einen so vollkommenen Begriff von England selbst, als ein großes Kriegsschiff. Die russische Flotte von Buyukdere zählte auch schöne Fahrzeuge, aber welch himmelweiter Abstand.

Der Karavokyr unserer Brigantine, ein gebräunter, versuchter Seemann von Andros, im Nationalcostume, mit einer blaugestickten braunen Jacke, weiten kurzen Beinkleidern von blauem Zeuge, schwarzseidenem Halstuch und ohne Strümpfe, hatte nun Ferman und Teskerehs in Ordnung, am Personale fehlte niemand mehr, und wir lichteten die Anker. Der Wind war nicht stark: auf dem Hintertheile des Schiffes stehend, verfolgte ich mit den Augen alle Gegenstände, an denen wir vorbeifuhren. Zum letztenmal sah ich den Bosporus, den die Hügel nach Norden zu einem See abzuschließen schienen, und in welchem oberhalb Dolmabagdsche die türkische Flotte im Halbkreise ankerte; Top-khana mit seinen großen Artillerie-Casernen und seiner hochliegenden Moschee Dschihangirs: auf dem asiatischen Ufer das weitläuftige Scutari. Sogleich fuhren wir um die Serailspitze und in die Propontis ein: Constantinopel, mit seiner unregelmäßigen, durch viele Thürme geschützten Mauerlinie, erstreckte sich immerfort unabsehbar weit hin, bis wir die sieben Thürme erreichten; gegenüber ließen wir bald Kadikoi und die Landspitze von Fenerbagdsche. Prinkipo und Chalki mit den übrigen Inseln, andererseits die große Ebene von S. Stefano, beide von

den Franken bisweilen zum Sommeraufenthalte gewählt, waren wir schon vorübergeschifft, als ich gegen acht Uhr Abends den Scheideblick auf die Hauptstadt des osmanischen Reichs warf, welche sich am Horizont hinzeichnete, die Suleimanije und die Moschee Sultan Ahmeds mit ihren sechs Minarets im Abenddämmer langsam verschwindend, bis das Ganze zu einem dunkeln, unkenntlichen Streifen wurde.

Am andern Morgen war die See nur leicht gekräuselt, der Wind fast unmerklich. Wir waren von der europäischen Küste der Propontis zwischen Heraklea und Rodosto nicht zu weit entfernt, um diese fruchtbaren grünen Ufergegenden Thraciens, mit ihren rebenbedeckten Hügeln und zahlreichen Dorfschaften, bewundern zu können. Die steile Insel Marmara lag uns links, weiter hinaus die Halbinsel Cyzicus, und in der Ferne schon hinter uns erschien der bithynische Olympus, in dem Lande, wo Brussa, Nicäa und Nikomedien so manche Erinnerungen weckten. Von dem vielen Umherschauen ermüdet, den trägen Aeolus verwünschend und ein englisches Dampfboot beneidend, welches, eine lange, dünne Rauchlinie hinter sich ziehend, etwa eine Miglie seitwärts von uns nach den Dardanellen fuhr, nachdem es vor ein paar Tagen dem englischen Botschafter in Therapia Depeschen überbracht, nahm ich nach Mittag, auf dem Verdecke liegend, die kleine Molinische Ausgabe des Dante zur Hand; kaum hatte ich das Fegfeuer aufgeschlagen und die erste Zeile: „Per correr miglior acqua alza le vele — omai la navicella" gelesen, so schlugen die schlaff herabhängenden Segel zusammen, und bald steuerten wir mit Nordostwind dem Hellesponte zu, dessen Einfahrt wir gegen Abend erblickten, wo wir von Gallipoli, der einst festen, mit alten Mauern und hohen Thürmen versehenen Stadt, wo einst die zurückgebliebenen Weiber der nach Adrianopel gezogenen Catalanen das genuesische Heer unter Anton Spinola zum schimpflichen Abzuge zwangen, die Anker auswarfen. Gallipoli war der erste feste Platz, den unter Kantakuzens Regierung die Osmanen in Europa besetzten und behaupteten, und wird nicht mit Unrecht der Schlüssel des Hellesponts genannt.

Der anbrechende Tag sah uns in die Dardanellenstraße einlaufen. Lampsaki lag bald hinter uns; die Ufer sind nicht hoch, aber etwas abschüssig und ziemlich gut bebaut. Um Mittag erreichten wir, vom Winde begünstigt und von der Strömung, welche um so heftiger wird, je

mehr die beiden Ufer sich nähern, und tosend hinwegdrängt, wo einst Sestos und Abydos lagen, das asiatische Dardanellendorf. In der nach Nordosten gelegenen Bucht ankerte das Fahrzeug; das Boot brachte uns ans Land. Der Ort ist, wenigstens für dieses Land, eher eine kleine Stadt als ein Dorf zu nennen. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig angelegt, die Wohnungen im Durchschnitt erträglich, der Bazar ist mit einer zahllosen Menge buntbemalten und vergoldeten Töpfergeschirrs versorgt, welches den vornehmsten Industrie- und Handelszweig dieser Gegend bildet und durch die ganze asiatische und europäische Türkei versandt wird. Ein halbes Dutzend Consular-Flaggen und große Wappenschilder verkündigen die Würde und Privilegien der Agenten christlicher Staaten, welche hier indeß großentheils durch Juden repräsentirt werden sollen. Das Schloß ist weitläuftig und scheint ziemlich fest, obgleich von den Regeln der neuern Befestigungskunst keine Spur an ihm zu entdecken seyn mag; bis zu den letzten gefahrdrohenden Tagen (wo man in Constantinopel mehrmals blinden Lärm erhob, Ibrahim sey an den Dardanellen) ziemlich verwahrlos't, wurde es, so wie die andern Forts an der Meerenge, durch russische Genieofficiere in bessern Stand gesetzt. Am Strande hatte sich gleich eine Menge Menschen versammelt, um zur Reise nöthige Vorräthe, Geflügel, Eier, Obst und Brod zu verkaufen. Von der Terrasse des hier liegenden Kaffeehauses aus erblickte ich den Meerstrom, welchen Leander und Byron in verschiedener Absicht und mit verschiedenem Erfolge durchschwommen, und sah vor mir das mit weitläuftigen doppelten Mauerlinien umgebene europäische Schloß und Dorf, dessen meist dunkelgemalte Wohnungen auf dem Abhange des mit grünem Laub und dunkeln Cypressenlinien bedeckten Hügels in Gruppen vereinigt lagen. Das anatolische Ufer ist flach und eben; es fehlt nicht an Anbau, und die Gegend soll Wein und Getreide in Ueberfluß liefern. Ein Friedhof liegt dicht bei dem Dorfe; mehrere Windmühlen deuten auf Betriebsamkeit, wofür auch schon das Aussehen des ganzen Orts und seiner Bewohner spricht. Die nach dem Archipel segelnden Schiffe pflegen sich hier mit Lebensmitteln zu versehen, welche weit wohlfeiler und häufig besser sind, als in Constantinopel.

Erst nach vierstündigem Verweilen konnten wir die Reise fortsetzen. Der Wind war schwach, bis wir die letzten Schlösser erreichten, wo uns ein heftiger Nordwind in den Rücken fiel, als

wir, dem windmühlenreichen Cap Jenischehr gegenüber, in den Archipel einliefen, und die Kanincheninsel und weiterhin zur Rechten die Berge von Imbro zu Gesicht bekamen. Vor uns lag Tenedos, wo einst der Gott mit dem Silbergeschoß geherrscht und das er nun mit seinen letzten Strahlen beleuchtete, mit seinem Castell und dem um dasselbe gebauten Städtchen; links die Küste von Troja mit ihren beiden weltberühmten Vorgebirgen und dem Ida im Hintergrunde. Nicht weit vom Strande des Festlands ankerten die gewaltigen Dreidecker, die Britannia und der St. Vincent, mit verschiedenen Fregatten und Briggs, gegenüber bei Tenedos die vom Admiral Hugon befehligte französische Flotte. Die See ging hoch; Schaluppen schwankten hin und her zwischen den haushohen Schiffen, welche die Spitzen der Maste abgenommen hatten, und, der Gewalt des Windes weichend, sich etwas auf die Seite legten. Es war ein imposanter Anblick, diese schwimmenden Riesen, auf denen die dreifarbigen Flaggen wehten, von dem bewegten Element getragen und geschaukelt zu sehen; es erregte eine sonderbare Empfindung, diese Kriegsgeschwader des fernen Occidents, zu Schutz und Trutz vereint, an derselben Stelle zu erblicken, wo einst der Achäer dunkle Schiffe zu Ilions Verderben geankert. Bei Anbruch des dritten Morgens hatten wir, da der Wind immer anhielt, schon bedeutenden Weg zurückgelegt: die Sonne ging über Chios und der Ebene von Smyrna und Pergamum auf; in der Ferne sahen wir die langgedehnte Küste Euböa's, und steuerten auf die Cycladengruppe zu. Die kaum 800 Klafter breite, bei stürmischem Wetter sehr gefährliche Meerenge zwischen Andro und Tine nahm uns auf, und wir näherten uns so sehr der ersten Insel, daß wir den bald wüsten, bald angebauten Strand mit eingeschnittenen Buchten und einzelnen Wohnungen und den Bergmassen des Innern dicht vor uns erblickten. Bald lag Syra vor uns, nackt und steil und felsig. Gegen vier Uhr Nachmittags fuhren wir um die östliche Spitze der Insel: Windmühlen erschienen und bald darauf der geräumige Hafen, um ihn herum die Stadt Hermoupolis, mehrere Hundert meist flacher, weißer Wohnungen, ziemlich unregelmäßig auf dem Strand im Halbkreise gruppirt, von Kirchen und Thürmen unterbrochen, einen in der Mitte etwas weiter nach dem Innern zu sich erhebenden kegelförmigen Berg bis zu seiner Spitze bedeckend. Der Contrast zwischen diesem Ort und denen in der Türkei konnte nicht stärker

seyn, dagegen erinnerte mich dieser Prospect an ähnliche Veduten auf der Südküste Siciliens.

Eine Barke vom Sanitätsamte kam bald vorsichtig an unser Fahrzeug heran; leider langten wir mit Patente brutta an, und fünfzehn Tage Quarantaine wurden über uns verhängt, wovon wir noch zwei am Bord zuzubringen hatten, da im Lazareth kein Platz vorhanden war. Der nächste Tag war ein Sonntag: Geläute schallte von allen Thürmen, wir sahen die Bewohner in die nahe Kirche zum Gottesdienste gehen und am Ufer umherwandeln. Die Hitze der letzten Juliustage war unerträglich, und der beengte Raum des Verdecks gestattete kaum, sich Bewegung zu verschaffen: Dante's Fegfeuer, in welchem ich selbst zu stecken glaubte, tröstete mich eben so wenig, als eine Reisebeschreibung durch Armenien, in welcher zwei americanische Missionäre von allen ihren Leiden und dem erduldeten Ungemach Nachricht gaben. Endlich hatte man dicht beim Lazarethgebäude auf dem gelblichen Felsen am Strand einige Baracken errichtet, hier mußte sich nun die Schiffsgesellschaft einrichten, so gut sie konnte. Trotz des elenden Unterkommens war Jeder froh, dem Marco Bozzari, so hieß unsere Brigantine, zu entfliehen.

Von einer griechischen Quarantaine will ich keine ausführliche Schilderung entwerfen. Die Sanitäts-Gesetze, mit denen der Occident sich zum Schutze gegen die krankheitsschwangere Levante umgürtet hat, sind freilich lästig und unangenehm, aber man unterwirft sich ihnen mit Fassung und Geduld, weil man ihre Nothwendigkeit einsieht. Doch der, welcher an den Küsten Frankreichs oder Italiens in diese Art von Gefangenschaft gerathen, kann sich noch keinen Begriff von Syra machen. Die glühende Temperatur eines griechischen Sommertages, dem im Durchschnitt eine sehr kühle Nacht folgt, mag man sich denken, so wie auch, welchen Schutz einige in der Eile zusammengefügte Bretter, der nackte, staubige Felsen als Fußboden, eine Lücke als Thüre und Fenster, dagegen zu bieten im Stande waren. Die Einrichtung war erbärmlich, für Scheidung der früher oder später Eingetroffenen war kaum gesorgt, und die größten Unregelmäßigkeiten hätten ungeahndet vorgehen können. Täglich kamen Fahrzeuge mit Menschen, und bald glich der Platz am Strand einem kleinen Dorfe. Von den unter türkische Herrschaft zurückgegebenen Inseln wanderten Viele ein; Quarantai-

nen waren nur auf Syra und Hydra eingerichtet, und diese waren nicht vermögend, ein Viertel der Ankömmlinge zu fassen. Ich mußte bei dieser Gelegenheit mannichfaches Elend ansehen. Eines Abends setzte ein Fahrzeug mehrere candiotische Familien ans Land, welche den entsetzlichen Bedrückungen, die Mehemed Ali's Satelliten sich auf dieser Insel erlaubten, durch die Flucht sich entzogen hatten: erst waren sie auf Santorin gelandet, von wo man sie aber nach Syra gewiesen. Ein paar Truhen, einige schmutzige Matrazen und Decken machten ihre einzige Habe aus. — Raum war selbst in den Bretterwohnungen nicht mehr: so mußten diese Unglücklichen die Nacht und den ganzen folgenden Tag auf dem Felsenufer liegend zubringen. In dem Verschlage dicht neben mir wohnten ein paar Politiker, die, nach morgenländischer Sitte, den ganzen Tag hindurch in Tabaksqualm sich einhüllten und von nichts als Eleftheria, Vasilefs, Hellas und Capodistrias sprachen. Sie unterhielten sich ziemlich ungenirt über den traurigen Zustand der Marine, die ganz darniederliege, und über das Elend und die Schmach der Hydrioten, welche durch Hunger gezwungen werden, schaarenweise auf der Flotte ihres verhaßten Erbfeindes, des Pascha's von Aegypten, Dienste zu nehmen. Dann räumten diese, und eine Familie zog mit kleinen Kindern ein, die den ganzen Tag und die halbe Nacht über schrieen und weinten, wenn nicht bisweilen der tiefe Baß des Vaters dazwischen schalt. Auf der andern Seite hatte der Archimandrit ein Unterkommen gefunden, und hielt nebst einem andern Leidensgefährten mit erstaunlicher Zungenfertigkeit ernste und lebhafte Discussionen über die Dreieinigkeit und andere Mysterien, indem er bei den Versuchen, seinen Opponenten von gewissen Ketzereien zu bekehren, ein über das andere Mal Kyrie eleison schrie. Der Naxiote, welcher übrigens zum eingefleischten Peroten geworden, konnte sich nicht darüber zufriedenstellen, daß man Douanenlinien und Lazarethe auf den Inseln etablirt, und daß er, ein anderer Tantalus, sein Vaterland vierzehn Tage lang vor sich sah und nicht hinüber durfte, während er auf Syra seine blanken Piaster zu einem ungünstigen Curs ausgab, um den Genuß zu erkaufen, sich nach Herzenslust zu langweilen. Dabei klagte er bitterlich über den Verlust der fast demokratischen Unabhängigkeit, deren Naxia-Dionysias sich unter der Herrschaft des Kapudan-Pascha erfreut. Gegenüber klimperte ein schmächtiger, junger Albanese, der als Knabe nach Trapezunt gekommen

war, nicht recht wußte, ob er ans Evangelium oder an den Koran zu glauben hatte, und endlich den Weg wieder in die halbvergessene Heimath fand, stundenlang auf einer gebrechlichen Mandoline, und sang oder heulte vielmehr dazu ein bald wild, bald melancholisch klingendes, halb türkisches, halb arnautisches Volkslied.

Den einzigen Ersatz für mannichfaches Ungemach und unausbleibliche Langeweile gewährte der Abend, wo ich die äußersten Felsen des Strandes hinaufklimmen und mich dort niederlassen konnte. Die untersinkende Sonne röthete die Gipfel der Inseln, welche im Halbkreise den Horizont umgaben: Tine mit seinen vielen, weißschimmernden Dörfern, Mykon, das heilige Delos, das fruchtbare Naxos, das marmorreiche Paros — die Heimathwelt der hellenischen Mythe, wo Apoll und Artemis geboren, wo Ariadne vom Dionysos getröstet wurde, die Wiege so mancher großen und edeln Männer. Die Dämmerung ist in diesen Strichen sehr kurz; bald war die Nacht da, der Himmel sternhell und funkelnd. Einzelne Barken mit flimmernden Lichtern fuhren am Gestade vorüber. Wird man es für deutsche Sentimentalität halten, wenn in solchen Momenten eine wehmüthige Stimmung, wenn die Erinnerung an eine untergegangene, schöne Welt mich beschlich, und ich dann die Götter Griechenlands unsers unsterblichen Dichters und Byrons wunderschönes Lied im Don Juan diesem Meer und diesen Küsten hersagte, welche einst den Tönen der Muse von Chios und Teos gelauscht.

Endlich ward uns die langersehnte Freiheit wieder gegeben: die Douanen-Angelegenheiten waren bald abgemacht, und ich befand mich in Hermoupolis. Verspricht auch, wie es häufig der Fall ist, das Aeußere der Stadt mehr, als ihr Inneres hält, so mag sie doch bei weitem eine der bessern seyn. Die Straßen sind zum Theil sehr steil, die meist weißübertünchten Wohnungen häufig ärmlich, nicht wenige aber anständig und selbst schön, wie das sardinische und das österreichische Consulat und das Regierungsgebäude, in der obern Stadt, wo die Reihen weniger zusammenhängen, bisweilen von Gärtchen umgeben. Von dem Hügel aus, den die Windmühlen einnehmen, hat man eine umfassende Aussicht auf Stadt und Meer und Inseln. Die Bergstadt, im Style der moraitischen Castelle, war früher der einzige Ort auf der Insel, und der ganze Strand war wüst und leer, bis die Wechselfälle des Kampfes in Hellas und der Morea ganze Schaaren von Continentalgriechen

nöthigten, auf den Felsen des ägeischen Meeres Schutz zu suchen, und der Handel, so wie das gegen die Osmanen gerichtete, leider aber nicht immer auf diese beschränkte Piratenwesen der durch ihre Lage und ihren trefflichen Hafen begünstigten Insel bald eine ganz außerordentliche Blüthe verschafften. Das Ufer füllte sich bald mit Wohnungen, und die Magazine mit Waaren; die Bergstadt machte in Kurzem nur einen kleinen Theil vom neuen Hermoupolis aus, das seiner Betriebsamkeit seinen Namen verdankte. Als Ipsara den Türken zurückgegeben wurde, und dessen beherzte Bewohner den vaterländischen Felsen den Rücken kehrten, wie einst ihre griechischen Brüder dem verkauften Parga, siedelten sie sich meist auf Negropont und Syra an, wo diese erfahrenen und kühnen Seeleute willkommen waren. Sie wohnen nun am Südwestwinde der Stadt, wo sehr lebhafter Schiffbau getrieben wird, und wo man namentlich an Festtagen die schönen Frauen mit dem Turban, langherabfallenden Haarflechten und reichgestickter, mehrfarbiger Kleidung vor den niedrigen Wohnungen sitzen und umherwandeln sieht. Neuere Verhältnisse haben freilich dem Handel Syra's manchen empfindlichen Stoß gegeben: viele der Ansiedler kehrten in ihre verwüstete, aber immer noch geliebte Heimath zurück, wie die Bewohner der Westküste Morea's von Zante und Ithaka, wohin sie während des Vertilgungskampfes geflüchtet; aber Hermoupolis hat noch immer gegen 20,000 Einwohner, und treibt bedeutenden Handel nach dem griechischen Festlande, sowie nach Constantinopel und den Häfen des schwarzen Meers und der Levante. Freilich ist die Insel nur ein Stapelplatz, denn da sie selbst wenig hervorbringt, so laden hier Schiffe selten, doch sendet man Wein in bedeutender Quantität nach Odessa, nach Sebastopol und Feodosia. Gemüse und Früchte kommen meist aus den Thälern des benachbarten Naxos, denn Syra ist steinig und beinahe baumlos, und hat nur wenige grüne Plätze, sowie sich auch fast die Gesammtbevölkerung auf die Hauptstadt beschränkt, und es sonst nur hie und da zerstreute Wohnungen gibt. Der Schiffbau hat noch immer guten Fortgang: während meiner Anwesenheit wurden mehrere Fahrzeuge von Stapel gelassen, und ich sah auf den Werften eine Menge begonnener und halbfertiger Schiffe und Kaiks; sie sind alle leicht gebaut, wie die griechischen Fahrzeuge im Allgemeinen, schmal, gute Segler, aber nicht dauerhaft.

Sonst war es in Hermoupolis ziemlich lebendig. Im Hafen

lagen viele Handelsbriggs; in der Stadt merkte man die fränkische Sitte schon daran, daß man nach der Karte speisen konnte. Eine deutsche Sängerin war eingetroffen, welche in Algier und Tunis Concerte gegeben, und meinte, die Barbaresken seyen ein ergiebigerer Boden für die Kunst, als Hellas. — Hermoupolis ist die Hauptstadt des Kreises der Cycladen, des letzten der zehn, in die das neue Königreich eingetheilt ist, und der die Inseln in sieben Bezirken umfaßt. Der Nomarch, in dessen Gesellschaft ich ein paar angenehme Stunden zubrachte (sowie ich auch bei dem österreichischen Consul, Hrn. v. Wallenburg, freundliches Entgegenkommen fand) ist ein in der Literatur, sowie durch seinen Antheil an der neuern Politik wohlbekannter Mann, Hr. Rizo Nerulo, ein Fanariote von Geburt, einst Minister zu Nauplia, durch vieljährige Reisen in Frankreich, England und Deutschland gebildet und Verfasser einiger Tragödien, sowie einer Geschichte des neuern Griechenlands und seiner Literatur.

Zwei Tage schienen mir für Syra um so mehr hinreichend, da es mich nach Athen drängte; nach Mittag am dritten fuhr ich, an Bord eines kleinen, mit Brettern beladenen Fahrzeuges, nach Aegina. Die Nacht fiel ein, bevor wir um die felsigen Ufer der Insel gesteuert waren; am nächsten Morgen befanden wir uns vor dem auf dieser Seite steinigen und öden Zea. Der Meerbusen von Athen breitete sich in seiner majestätischen Größe aus, zur Rechten das Festland von Attika, an dessen Spitze man deutlich Sunium mit den weißen Säulen des Minerventempels erblickte, links die Küsten von Epidaurus und Trözene, nebst den Inseln Poros und Hydra. Gegen Abend nahten wir dem Ort unserer Bestimmung. Nicht nackt und unfreundlich, wie manche der Cycladen, lag Aegina, „das rudergeübte,“ da: Baumwuchs bekleidet die Hügel, kleine mit Grün umgebene Buchten schneiden sich in das Land ein, und die Einförmigkeit wird durch manche ländliche Wohnung unterbrochen, die aus dem Thal oder vom Bergabhange weiß hervorschimmert. Eine Capelle bezeichnet den Gipfel des St. Eliasberges, des höchsten der Insel, welcher seinen breiten Schatten über Ufer und See wirft. An der Westseite liegt die neue Stadt, nicht weit von der Baustätte der alten entfernt, bei welcher, auf der Spitze der vordersten Hügelreihe, am Strand eine einzelne Säule steht, der letzte Rest eines Tempels der hellenischen Welt.

Die Bucht von Aegina ist geräumig; rings umher sieht man sich vom Land und den kleinen Felseninseln Platia, Moni u. a. umgeben, welche im Winkel des saronischen Golfs liegen. Eine kleine Kirche auf einer von den Wellen bespülten Klippe dient zugleich als Leuchtthurm. Die Stadt liegt ganz in der Ebene am Strande; der Quai ist gut angelegt und von einer Linie anständiger Wohnungen begränzt; der größere Theil der übrigen Stadt ist nicht zusammenhängend, sondern die Häuser liegen zerstreut zwischen Gärtchen, was den Ort sehr ausdehnt, und ihm ein freundliches Aussehen gibt, obgleich die Gebäude, aus Stein und meist einstöckig, im Durchschnitt sehr unansehnlich sind. Die gegenwärtige Einwohnerzahl, gegen 5000 Seelen, steht in keinem Verhältnisse zum Raum und zu der früheren Bevölkerung. Im Jahr 1825 umfaßte die Stadt mehr denn das Doppelte; es ging diesem Eiland aber wie Syra und einigen andern: hier wie auf dem kleinen Salamis war nicht selten beinahe die ganze christliche Bevölkerung der benachbarten Küsten zusammengedrängt. Der griechische Senat hielt hier zu Zeiten seine Sitzungen; Capodistrias ehemalige Wohnung ist das bedeutendste Privatgebäude der Stadt; das große Waisenhaus mit Schulen und Museum ist ein schöner und bleibender Beweis seiner auf dieser Insel segensreichen Thätigkeit. Dieses Waisenhaus liegt dicht hinter der Stadt: es schließt einen länglich viereckigen Hof ein, welchen die für Wohnungen, Schulen, Museum und Capelle bestimmten Abtheilungen umgeben. Leider hat die Unordnung, welche während der anarchischen Zeit, seit des Präsidenten Tode bis zur Ankunft der Regentschaft, in allen Zweigen einriß, auch hier gewaltet: die Zahl der Zöglinge (welche sich einmal auf 1500 belaufen haben soll) ist sehr gesunken, und das gesammte Unterrichtswesen bedarf einer durchgreifenden Umwandlung. Manches ist hier schon vorgearbeitet, um das künftige Bahnen des Weges zu erleichtern.

Die Sammlung von Monumenten griechischer Bildhauerkunst ist in zwei nach dem Hofe zu offenen Hallen des Gebäudes aufgestellt. Können sie auch für den Verlust der nach München gewanderten Bildwerke nicht entschädigen, so ist doch manches Schöne und Werthvolle unter ihnen enthalten. Die meisten sind Basreliefs von Grabdenkmälern, und stellen die auf solchen gewöhnlich vorkommenden Gegenstände dar; eine Trennung, ein Abschied, ein Opfer,

eine neben einem Strom auf dem Felsen sitzende Gestalt, das Haupt auf die Hand gestützt, häufig reizende Compositionen und Gestalten von schönen Formen und Verhältnissen. Delos, Salamis, Megaris, der Peloponnes u. s. w. haben Fragmente architektonischer Sculpturen, Steine mit Inschriften und mehrere, leider meist sehr verstümmelte Statuen geliefert, worunter zwei nur halbfertige, an denen noch die Spuren der Arbeit des Meißels und die vom Künstler bei seiner Beschäftigung angemerkten Zeichen deutlich zu erkennen sind.

Früh Morgens machte ich mich auf den Weg, nach dem Tempel des Jupiter Panhellenius zu reiten, der, etwa drei Stunden von der Stadt entfernt, am nördlichen Ende der Insel liegt, welche in dieser Richtung beinahe der Länge nach von einem Thale durchschnitten wird, das die Hügel mehrmals verengen und theilen, und dann ihm wiederum Raum lassen, so daß es sich in mehrfachen Krümmungen windet. Die größte Ebene, wenn man sich überhaupt dieses Namens bedienen darf, ist jene, in welcher die Stadt liegt: hier wird Getreide gebaut, und liefert guten Ertrag. Nicht weit von dem Orte kommt man an alten, in Felsen ausgehauenen Gräbern vorbei, und befindet sich nun bald zwischen den Hügeln, wo das Erdreich terrassenweise geschichtet ist, um es vor dem Zerbröckeln und dem Hinabschwemmen durch Regenströme zu bewahren, und wo der Feigenbaum, der wilde Birnbaum, die Rebe und in großer Menge der Mandelbaum blühen, welcher letztere dem Eilande den bei den Türken gebräuchlichen Namen der Mandelinsel (Badem=Adassi) gegeben hat. Die Früchte sind gut und schmackhaft, denn der Boden ist zwar im Ganzen steinig, das Erdreich aber gut und fruchtbar. Weiterhin im Innern baut man Baumwolle, die aber nur zu einer mittelmäßigen Gattung gehört. Etwa eine Stunde Weges von der jetzigen liegt die alte Stadt, zu der sich während des Mittelalters die Einwohner, aus Furcht vor häufigen Angriffen von Seeräubern, aus ihren frühern Wohnsitzen am Strande zurückgezogen zu haben scheinen. Sie nimmt Spitze und Abhang eines konischen steilen Hügels ein, und wurde erst vor wenigen Jahren verlassen. Traurig und verödet stehen nun Häuser und Kirche, und schreiten langsam und unmerklich der Vernichtung entgegen; von derselben Farbe, wie der Boden, der sie trägt, und aus dessen Gestein sie erwachsen sind, scheinen sie, von ferne ge-

sehen, zu jener Gattung sonderbar gestalteter Felsen zu gehören, mit denen die Natur in vulcanischen Gegenden nicht selten das Auge des Beschauers täuscht. Im Thale liegt am Wege die kleine Kirche S. Nicolas, mit der gewöhnlichen flachgewölbten Kuppel, wo jetzt nur selten Gottesdienst gehalten wird.

Und dieses, wenige Meilen Raums umschließende, halbverödete Eiland war einst reich und mächtig, zählte Hunderttausende von Sklaven, hatte einen großen Theil des Handels des ägeischen Meeres an sich gezogen, bezog Getreide aus den Häfen des Pontus, und wetteiferte mit Athen in der Seeschlacht bei Salamis. Dieses Eiland weihte dem Zeus einen Tempel, dessen verfallene Trümmer noch jetzt eines der schönsten Monumente eines Landes sind, dessen architektonische Denkmale durch die Reinheit ihrer Verhältnisse und ihre natürliche, fleckenlose Eleganz alles Andere übertreffen. Wir können uns oft des Staunens nicht erwehren, wenn wir, den Umfang und die Größe dessen betrachtend, was der classische Hellene gedacht, gewirkt, geschaffen, den geringen Raum überblicken, den die Natur ihm angewiesen; wenn wir diese anscheinend schwachen Hülfsmittel erwägen, und dann auf seine glorreiche Geschichte zurückschauen.

Es war bei einer Wendung des Thals, am Fuß eines mit Gesträuch und niedern Bäumen bedeckten Hügels, wo ich zuerst die Ruine erblickte, welche — wie die meisten Tempeltrümmer, namentlich die von Sunium und Figalia — beim Volke den Namen der Colonnen führt. Ein halbstündiges Steigen brachte mich auf den Gipfel und zum vollen Genusse der überraschenden Aussicht. Noch stehen dreiundzwanzig dorische Säulen von dem Tempel, welcher ein Hexastyl bildete, dessen östliche Façade noch ziemlich erhalten ist, der vor den Meisterwerken der athenischen Burg gebaut ward und für den Architekten durch manche Eigenthümlichkeiten interessant ist. Die canellirten Säulen, deren Steinart ins Graue spielt, tragen noch einen Theil des Gebälkes; überhaupt ist der Tempel gut genug erhalten, um eine große und malerische Wirkung zu machen. Trümmer und Steinblöcke liegen rings umher, auf den zum Theil unverletzten Stufen und im Innern, wo man die Abtheilungen des heiligen Gebäudes noch sehr wohl bemerkt, und wo Dorngesträuch zwischen den Schutthaufen wächst. Unter diesen Schutthaufen, die den Platz bedecken, entdeckte man im Jahr 1811 die berühmten Bildwerke der

Giebelfelder, welche so vielen Aufschluß über die griechische Kunstgeschichte geben, und deren Verlust England, das die Elgin-Marbles und die von Figalia besitzt, noch nicht verschmerzen kann. Bekanntlich wurde der Gegenstand derselben verschiedentlich als der Kampf um Patroklos Leiche, als der Zug des Herakles und Telamon gegen Laomedon, und Ajax bei der Leiche Achills gedeutet.

Die klare, grünliche Meerfluth spielt um den Fuß des Vorgebirgs, auf welchem die Tempeltrümmer liegen, von wo ich einen großen Theil der Strecke übersah, welche ich am Tage zuvor zurückgelegt hatte, und zum erstenmal die aus der weiten Ebene emporsteigende Felsenhöhe erblickte, welche Athens Akropolis trägt.

Athen.

Im August 1833.

Die Nacht war angebrochen, dunkelblau und sternhell, als wir in den Piräus einliefen. Um zwei Uhr nach Mittag hatte unser Fahrzeug die Rhede von Aegina verlassen, aber der Wind war schwach, so daß wir kaum von der Stelle kamen. Zu unserer Linken lag die Küste von Epidauros und der Isthmus mit seinen Bergen: vor uns und rechts der langgedehnte Strand von Attika. Bis es dunkelte, behielten wir den Felsen, welcher die Akropolis der Minervenstadt trägt und die letzten Sonnenstrahlen einsog, im Gesicht; dahin waren unverwandt unsere Blicke gerichtet. Abends nöthigte der Wind uns, zu kreuzen, um in den engen Eingang des Hafens gelangen zu können; zweimal befanden wir uns dicht am „seeerzeugten Salamis“ und an der Mündung des Canals, der die Insel vom Festlande trennt, und wo die Vernichtungsschlacht stattfand, in welcher der mächtige Perserkönig für die am armen, kleinen Hellas begangenen Frevel büßte. Endlich war der Porto-Leone erreicht; unser leichtes Fahrzeug konnte dicht am Strand ankern. Es war zu spät, ans Land zu gehen, wo wir überdieß auch kein besseres Unterkommen gefunden haben würden, als auf dem Verdecke, wo ich mich ausstreckte, wie ich es schon so oft gethan. Wie ging, wie flog die Geschichte des Landes, dessen Küste sich in einer unsicher gezeichneten, hie und da von einzelnen Lichtern unterbrochenen schwarzen

zen Linie vor mir erstreckte, wie flogen alle Jugenderinnerungen und Jugendträume von Athen und Griechenland an meinem innern Auge vorüber. Stille herrschte rings umher, nur dann und wann durch den Schrei eines Bootsmanns, oder das Plätschern des Wassers um einen nahenden Kahn unterbrochen; sonst war die See lautlos, kühl die Nacht, obgleich wir den 14ten August hatten: in großer Menge fiel der Thau. Die Segel waren an den Stangen befestigt, um uns her ankerten mehrere Fahrzeuge, welche ebenfalls den Tag erwarteten.

Der Morgen brach an. Vor uns lag ein flacher Strand mit wenigen Wohnungen und Magazinen — Alles, was vom zweiten Athen geblieben. Die Mauthbeamten untersuchten Fahrzeuge und Gepäck, und es währte ziemlich lange, bis ich in Freiheit war, zu gehen wohin ich wollte, denn in der Nacht waren von Syra, von Zea, von Aegina mehrere mit Bauholz, mit Früchten u. s. w. beladene Kähne eingetroffen, und über diese mußte erst Heerschau gehalten werden. Endlich konnte ich mich nach einem Pferd umsehen, das mich nach Athen bringen sollte; zum Reiten und Lasttragen bestimmt, standen viele auf dem Platze; das schlechte Wirthshaus hielt mich nicht lange, und bald begab ich mich auf den Weg, von einem Führer begleitet. Zur Rechten ließen wir einige kleine Anhöhen und Reste von Verschanzungen, wo der brave Karaiskaki am 4 Mai 1827 auf dem Felde der Ehre fiel. Bald nahm die Olivenwaldung uns auf, welche die Ebene von Attika durchschneidet; durch die Lücken des Waldes und über die Bäume hinweg sahen wir die Hügel, welche die Stadt einschließen: die Akropolis, den Pnyx, die Höhe des Museions, den Anchesmus, im weiteren halbringförmigen Umkreise das schöngeformte Gebirg, als dessen Hauptgruppe zur Rechten der honigreiche Hymettus emporsteigt. Eine Wendung führte uns an einer kleinen Kirche vorbei: die Stadt lag vor uns, dicht hinter ihrer niedrigen Mauer der Theseustempel. Bayerische Krieger bewachten das Thor.

Es ist schwer, den Eindruck zu schildern, welchen Athen auf den Wanderer macht. Der Erinnerungen sind zu viele, die Empfindungen drängen einander zu sehr. Eine ganze Jugend steigt aus dem Grabe — aber sie findet sich allein und verlassen in der Gegenwart, sie findet diese Gegenwart trauervoll und verödet. Die Ruinen des neuen Athen decken die des alten; jede der Epochen, welche der hellenischen folgten, die römische, die byzantinische, die fränkische,

die türkische hat ihren Schutt auf den der zunächst vorhergegangenen gehäuft, und über diese Leichenstätte blicken die verwais'ten Trümmer altgriechischen Ruhms und altgriechischer Größe seit Jahrhunderten hinaus. Das Athen, welches die griechische Revolution unsern Tagen gelassen, sieht mehr einem großen, mit Ruinen besäten Felde, als einer Stadt ähnlich; man kommt durch ganze Gassen, wo Schutthaufen die Stelle der Wohnungen einnehmen und häufig den Weg verengen, so daß man über Gerölle und niedriges Mauerwerk hinwegklettern muß und nicht selten die Richtung verliert, indem man sich in einer Art von Sackgäßchen befindet, aus dem weder Reiter noch Fußgänger hinaus kann. Ueber niedergerissene Häuser und offen gelassene Hofräume gelangt man aus einer Straße in die andere. Wer eine türkische Stadt gesehen, weiß, wie unregelmäßig und winkelig dort alles ist, wie eng die Gassen sind, wie, nach der Straßenseite zu, die Wohnungen oft nur eine hohe Mauer scheinen und von Gärten oder freien Räumen umgeben sind; nun denke man sich dazu die Verbindungs- oder Scheidemauern niedergerissen, von den Häusern oft nichts als die nackten Wände gelassen, Massen von Steinen, zerbrochenem Gebälk, zu einem unkenntlichen Chaos verwirrtes Material aller Art oft die halbe, bisweilen die ganze Breite der Straße einnehmend, so hat man einen ungefähren Begriff von dem Labyrinthe, welches ein großer Theil des heutigen Athens bildet. Es ist ein kläglicher Anblick. Von Flamme und Rauch geschwärzt, steht einzelnes Gemäuer da, jeden Augenblick den Einsturz drohend; halb niedergerissene Kirchen zeigen ihre mit beschädigten Fresken von Madonnen und Heiligen bedeckten Wände, ihre verfallenen Gewölbe, ihre bald stehenden, bald umgestürzten Säulen und Bogen; fast kein Gebäude ist unbeschädigt geblieben, alle tragen mehr oder minder Spuren der gewaltsamen und schonungslosen Verwüstung. Der Muselmann brannte und mordete im Namen Allahs und des Propheten, der Grieche zerstörte und plünderte im Namen der Panagia und aller Heiligen seines Kalenders, und das Minaret mußte die dem Kirchthurm zugefügten Unbilden büßen. Die ehemalige Hauptmoschee ist den Soldaten eingeräumt, und von der Akropolis herab winkt die blau und weiße Fahne mit dem Kreuze.

So manche Reisende haben Athen, die türkisch-griechische Stadt, die Schutzbefohlene des Kislar-Aga, gesehen und beschrieben, daß wir uns von ihrem Aeußern wohl einen Begriff machen können. Gär-

ten mit Citronen- und Orangebäumen und den zahlreichen duftenden Blumen des Südens lagen zerstreut zwischen den Wohnungen; das Athen der Vorzeit war nie eine ausgezeichnet schöne Stadt, ungeachtet seiner großartigen, öffentlichen Monumente; das neuere mag dieß eben so wenig gewesen seyn, aber Wohlstand und Verkehr herrschten unter der gegen zehntausend Seelen starken Bevölkerung, und die Bedrückung mochte geringer seyn als in einzelnen andern Theilen Griechenlands. Von dem allem ist kaum mehr eine Spur zu entdecken. Es ist wahr, manche anständige, selbst einige schöne neue Wohnungen sind gebaut worden: im Moment, wo die Türken durch die Kraft der Verträge genöthigt wurden, Attika und Negropont zu verlassen, kaufte Mancher um geringes Geld bedeutende Besitzungen und bereicherte sich rasch; aber im Allgemeinen herrschen Armuth und Elend. Niedrige Hütten und ärmliche Buden nehmen nächst den Ruinen den größten Raum ein; mit Mühe findet der Fremde ein Unterkommen, denn es gibt nur Einen Gasthof, der diesen Namen verdient, und dieser benutzt das zufällige Monopol auf Kosten des Reisenden. Die Ungewißheit, in welcher man zur Zeit schwebte, ob Athen wirklich bestimmt sey, die Hauptstadt des neuen griechischen Reiches zu werden, hielt die Meisten noch vom Bauen ab; dazu noch die Vermuthung, daß der größte Theil des gegewärtigen Ortes verlassen und die höher gelegene Ebene auf der Ostseite gewählt werden solle. So ist der gegenwärtige Zustand dieser Mutter der Künste und Wissenschaften.

Es waren die heißesten Sommertage, die ich hier zubrachte. In der untern Stadt wies das Reaumursche Thermometer beinahe 32 Grad; die engen Gassen, mit Mauerschutt bedeckt, glichen einem Glühofen. Tausende von Schnaken, eine vor der Zerstörung unbekannte, seitdem aber unerträglich gewordene Plage, raubten die Ruhe bei Tag und Nacht. Während der Mitte des Tages waren die Straßen wie ausgestorben, erst gegen Abend getraute man sich auszugehen. Dann sah man Gruppen vor den Wohnungen; die Männer saßen auf den Ruinen und rauchten, die Frauen schwatzten oder waren mit Handarbeit beschäftigt. Als ich an einem Sonntag Abends von einem Spaziergang über die Hügel und um die Südseite der Akropolis zurückkehrte, sah ich in der Nähe der Laterne des Demosthenes von einigen jungen Männern die Romaika tanzen. Fiedel und Mandoline begleiteten die gemessenen, verschlungenen Bewegungen des anmuthigen Tanzes, der das griechische Costume erheischt, wie

der Bolero das spanische. Die Frauen saßen mit den Kindern umher, dem Schauspiele zusehend und sich an den kühlenden gewürzigen Melonen labend, welche von Theben und den Cykladen in großer Anzahl hingebracht werden, und für Reich und Arm in der drückenden Hitze eine willkommene und wohlthätige Erquickung sind.

Der Raum, wo das elegante choragische Monument der Achaimaniden steht — wohl der kleinste Tempel, den es gibt, einst dem Bacchus gewidmet und jetzt bekannter unter dem sonderbaren Namen der Demosthenischen Laterne (vor nicht gar langer Zeit wollte ihn ein Engländer kaufen und nach seinem Vaterlande schaffen, wie einer seiner Landsleute den Sibyllentempel zu Tivoli) — ward noch vor wenigen Jahren von dem Franciscanerkloster eingenommen, welches ebenfalls das allgemeine Schicksal getroffen hat, dem in diesem Theile kaum ein Haus entging. Der einzige der Mönche, der bis zuletzt aushielt, befindet sich gegenwärtig in Pera. Das Kloster war der gewöhnliche Wohnort der fränkischen Reisenden, namentlich der Engländer. Hier verweilte Lord Byron bei seinem zweiten Aufenthalte zu Athen im Jahre 1811. Man kann diesen wüsten, öden Ort nicht besuchen, ohne sich zu erinnern, daß der größte Dichter des neuern Englands hier gelebt, daß ein Theil seines Childe Harold hier geschrieben worden. Byrons Dichtungen bringen uns so manche Erinnerungen an diesen Ort: die Pilgerschaft, der Fluch Minervens, der Giaur enthalten so treue wie begeisterte Schilderungen Attika's, in die sich aber immer die elegische Stimmung mischt, deren Keiner sich erwehren kann, welcher dieses, noch jetzt in seiner Verödung so interessante Land vor sich ausgebreitet sieht. Man kann diese Empfindung nicht mit derjenigen vergleichen, welche Italien erweckt; Italien hat auch seine Melancholie und seine Ruinen, aber es hat sein großes, sein blutiges, aber großes Mittelalter, es hat den vielfachen Ruhm neuerer Jahrhunderte; Griechenlands Berge hingegen scheinen vom Hauche der Verödung berührt, in seinen Ebenen hat mehr denn ein Jahrtausend lang Barbarei gehaus't, über seine Städte ist der Todesengel hinweggegangen; zwischen der Vorzeit und uns liegt eine weite, düstere, grause Kluft, Jahr auf Jahr, beinahe ohne Namen, ohne Erinnerung, ohne Geschichte.

Von meinem Fenster aus, im Hause des russischen Consuls, das auf einem der höchsten Punkte der Stadt gelegen ist, sah ich in einer durch die steilen Wände des Hymettus im Hintergrunde begränzten

Ebene vor mir das Thor des Hadrian, die Säulen des dem olympischen Jupiter geweihten Tempels, von Pisistratus begonnen, vom syrischen König Antiochus Epiphanes fortgesetzt, von Kaiser Hadrianus, 650 Jahre nach dem Beginne des Baues, vollendet. Eine neue schöne Zeit war für Griechenland unter den Kaisern des dritten Jahrhunderts aufgegangen: nicht mehr die der Freiheit alter Tage, aber nach den Gräueln und Bürgerkriegen der letzten Decennien der römischen Republik eine Zeit des heitern Lebensgenusses, der Liebe zu Kunst und Wissenschaft, des oft verkehrten, aber auch wieder manches Gute weckenden und fördernden philosophischen Studiums. — Nach dieser Seite hin führte mich gewöhnlich früh oder Abends mein Weg. Vor dem Thore, das noch immer als Einfahrt in die Stadt dient — aus röthlich schimmerndem pentelischem Marmor errichtet, elegant, aber schon den Verfall des reinen Baugeschmacks zeigend, mit den beiden Inschriften versehen, welche einerseits des Theseus, andererseits Hadrians Stadt bezeichnen — und bis zum Olympium hin waren täglich eine Menge Landleute versammelt, welche das Getreide durch Pferde ausstampfen ließen, wie es in Griechenland statt unsers Dreschens üblich ist. Nur sechzehn Säulen von den hundertzwanzig, welche einst den Tempel des olympischen Zeus schmückten, stehen noch auf der Platform, die mehr als zweitausend Fuß im Umfange gehabt zu haben scheint; auch zu ihnen, wie zu allen athenischen Gebäuden, lieferten die Brüche des Pentelicus den Stein, der durch sein röthliches Weiß eine so schöne Wirkung thut. In der Nähe strömt der Ilissus; wie die meisten in Mythe und Geschichte berühmten griechischen Flüsse, ist auch er unbedeutend, und war in der Sommerzeit beinahe völlig ausgetrocknet. Die einst so gefeierte Quelle Kallirrhoe, die schönfließende, deren schon Herodot erwähnt, wo er von der rauhen Behandlung athenischer Knaben und Mädchen, welche Wasser schöpften, durch die hier das Land bauenden Pelasger redet, vereint ihren dünnen Wasserstreifen mit dem Ilissus. Dabei ist die kleine Insel, auf welcher der Tempel der Musen stand: dürres Gestrüpp und Disteln überdecken das wenige Steinwerk. Zwei Massen von Mauerwerk bezeichnen etwas weiter nördlich die Stelle, wo eine Brücke über den Strom nach dem großen Stadium führte, das, über sechshundert Fuß lang, ursprünglich den panathenäischen Spielen gewidmet, von jenem Herodes Atticus, welcher in der schönen Zeit der Antonine Kleinasien und Griechenland mit Bauten bereicherte und den größten Theil sei=

nes ungeheuern Vermögens zu solchen Zwecken verwandte, mit Sitzen aus pentelischem Marmor geschmückt wurde, und noch jetzt, aller seiner Zierden beraubt, durch seinen Umfang und die weite Aussicht über die attische Ebene staunen macht. Dürr und steinig ist der Boden auf dieser ganzen Seite; vom Lyceum, von der Wasserleitung des Hadrian, die den zum Pentelikus führenden Weg durchschnitt und wovon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch Reste waren, ist fast nichts zu sehen als die Stelle, wo sie gestanden. Wie müssen die Bewohner der Stadt bedauern, daß dieß großartige Römerwerk nicht unterhalten worden ist, denn in unsern wie in alten Tagen ist Wassermangel fühlbar und die Zahl der Brunnen nur gering.

Fruchtbarer und freundlicher als die östliche Ebene ist die auf der Westseite der Stadt, welche von dem vom Berge Parnes herströmenden Cephissus und von einigen am Anchesmus entspringenden Quellen bewässert wird, wo man viele Gärten und Felder, und neben Oelbäumen manche Wohnungen sieht, unter welchen ein Landhaus des englischen Admirals Malcolm die Blicke auf sich zieht. Hier kann man an Triptolemos denken, welchen Demeter im Landbau unterwies. Dort hinaus führte einst der heilige Weg, mit den Grabdenkmalen so mancher edeln Athener geschmückt; dort lag die Akademie, wo die göttlichen Weltweisen gewandelt und gelehrt; dort sieht man den Hügel von Colonos, wohin Sophokles die Scene einer seiner unsterblichen Dichtungen verlegte. Jeder Fußbreit Landes hat hier seine große und ruhmvolle Erinnerung.

Die Alterthümer, welche die gegenwärtige Stadt in ihrem Umkreis einschließt, werden nur dabei gewinnen können, wenn das Project der neuen Anlage sich realisirt. Jetzt sind sie zum Theil halb versteckt; neue, mit grellen Farben bemalte Wohnungen stören allzusehr die malerische Wirkung und den günstigen Eindruck. Diese Monumente sind meist aus der Römerzeit. Der Thurm der Winde, wie man das Horologium des Andronicus Cyrrheses, ehemals zugleich als Sonnen- und Wasseruhr dienend, von den es umgebenden, hie und da etwas schwerfälligen Gestalten der acht Winde zu nennen pflegt, war einst ein Tekieh der tanzenden Derwische; obgleich von eleganter Bauart, muß er doch dem Demosthenischen Fanari bei weitem nachstehen, und verliert namentlich dadurch, daß der Boden rings umher sich so sehr erhöht hat, daß man in das Erdgeschoß hinuntersteigen muß. Die Reste der ehemaligen Wasserleitung sieht man noch

an einer nahen Mauer. Ganz in der Nähe stehen die schönen dorischen Säulen des unter August gebauten Porticus der neuen Agora, und nicht weit davon, mit einer Wand und einer kleinen Kirche verbunden, zehn korinthische Säulen, wahrscheinlich die Reste der großartigen Stoa Kaiser Hadrians. Am Westende der Stadt, dicht an der Mauer und ziemlich erhöht über die nächsten Wohnungen, liegt der Theseustempel, das besterhaltene unter den Gebäuden der Stadt. In eine Kirche umgewandelt, entging er der Zerstörung. In schönem Styl, aber weniger edel in seinen Verhältnissen, als die Denkmale der Perikleischen Zeit, überrascht dieses dem athenischen Heros geweihte Werk Mykons uns jetzt dadurch, daß es, mehr als ein anderes, ein vollkommenes Bild eines griechischen Tempels gibt. Man könnte träumen, noch bestehe die alte Zeit, der Dienst der alten Gottheiten; aber der Athener unserer Tage, der in das hehre Gebäude tritt, ruft zu grell die Wirklichkeit herauf. Einige der großen Steine des Giebelfeldes der Façade wurden vor wenigen Jahren durch den Muthwillen eines Türken losgebrochen und heruntergeworfen; sie liegen nun am Fuße der Stufen, gleichsam der Wiederherstellung harrend. Dieß ist der einzige bedeutende Schaden, den das Aeußere erlitten.

Man bedarf einer Erlaubniß des bayerischen Platzcommando's, um die Akropolis zu besteigen. Der Weg, an der Pansgrotte und der Quelle Klepsydra vorüber, führt durch den am meisten verwüsteten Theil der Stadt, was sich durch die wiederholten Belagerungen des Forts leicht erklären läßt. Auf drei Seiten fällt der Felsen, der die Veste trägt, steil ins Thal hinab, an seinem Fuße, am südöstlichen Abhange, lag einst das Dionysische Theater, den Volksschauspielen gewidmet, noch an Form und Umriß kenntlich, zu Aeschylos Zeiten begonnen und mehr denn 30,000 Zuschauer fassend. Auf der Westseite, wo die ganze Breite nicht mehr als 168 Fuß beträgt, ist die Klippe zugänglich. In der gegen die Stadt zugekehrten Mauer, die man die Pelasgische nennt, während die auf der Südseite nach ihrem Erbauer die Cimonische heißt, sieht man noch Reste von den Säulen des alten, durch die Perser zerstörten Minerventempels. Ueberhaupt macht die Mauer, mit ihrem Flickwerk aus allen Jahrhunderten und den halbverfallenen Bastionen, einen malerischen Effect. Ein hoher Thurm, der auf der Seite des Eingangs einen wesentlichen Theil der Festungswerke ausmacht, erinnert an die mittelalterliche Zeit, wo

nach der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer, während Wilhelm von Champlitte und Gottfried von Ville-Hardouin Morea unterwarfen, hier eine herzogliche Dynastie durch den Burgunder Otho de la Roche (der Anfangs den Titel eines Großherrn — Megas-Kyr — annahm), und später durch Walter von Brienne gestiftet ward, dessen gleichnamiger Nachkomme auszog gegen die Florentiner (die ihn aber bald mit Schimpf und Schande verjagten), während eine Florentinische Familie, die Acciaiuoli, 1364 Herzoge von Athen wurden, bis der letzte derselben, Francesco, 1456 sich Mahomet II. fügen mußte, zur Zeit, als die Paläologen Morea verloren. — Durch das Thor, durch die auch in ihrer Zerstörung noch so schönen Propyläen, Perikles großartiges Werk, Befestigung sowohl als Zierde der Burg, gelangt man auf die flache Höhe des Felsen; links hat man das Erechtheion, rechts das bewunderungswürdigste Denkmal griechischer Architektur, das unsern Tagen geblieben, das Parthenon. Aber wie ganz anders sieht es in diesen, mit Schutt und dürrem Gras und Strauchwerk bedeckten Räumen aus, als da jene „noch die schöne Welt regiert," denen diese Tempel geweiht waren, da die panathenäische Procession, mit dem durch Räderwerk getriebenen Schiffe, mit dem gestickten Vorhange für Minervens heiliges Haus, hier ihre Pracht entfaltete und unter dem reinen Himmel, unter der leuchtenden Sonne Griechenlands — die, wie der Dichter sagt, alles ist, was ihm geblieben — Opferduft und Gebete („das Gebet ist ein süßer Geruch vor dem Herrn," sagt ein schönes Wort Mohammeds) emporsteigen ließ.

Nicht die Osmanen muß man der Zerstörung des Parthenons beschuldigen; es waren die Venezianer unter Francesco Morosini, dem Vertheidiger Candia's und Wiedereroberer des Peloponneses, deren auf dem Pnyx und dem Hügel des Museions aufgestellte Batterien am 28 September 1687 die Südseite des Tempels in Trümmer schossen; es war Morosini, der die Verstümmelung der Pedimente verschuldete; es war Lord Elgin, der das Gebäude seines schönsten Schmuckes beraubte. Die Moschee, welche den mittlern Theil des Parthenons einnimmt, ist jetzt verlassen; der Dienst Minerva's mußte dem christlichen, dieser dem mohammedanischen weichen; nun ist auch an diesen die Reihe gekommen. — Eingestürzt unter einer Masse von Schutt und Erde liegt der nördliche Porticus des Pandrosiums, traurig verstümmelt sind die schönen Karyatiden des Tempels der Athene Polias,

der Schutzgöttin der Stadt. Das alles haben die jüngsten Belagerungen zu verantworten.

Es ist ein glorreicher Anblick von der Höhe der Akropolis, von Cimons Mauer aus, auf die athenische Ebene. Gerade vor sich, an die Südwestseite des Felsens angelehnt, sieht man die bedeutenden Reste des Odeums, das Herodes Atticus zu Ehren seiner Gattin Regilla errichtet, nach welcher es auch oft genannt wird, und zur Zeit erbaut, als Pausanias, der es als das schönste dieser Gattung in Griechenland bezeichnet, seine Reise beschrieb. Von der Akropolis getrennt durch eine tiefe Schlucht, ehedem, gleich dem Thal auf der Nordseite der Burg, mit Wohnungen, gegenwärtig aber zum Theil mit Getreide, zum Theil mit Gestrüpp bedeckt, sieht man sodann eine Reihe von Hügeln, deren östlichster und höchster der des Museions ist, mit dem Denkmale des Antiochus Philopappus, Enkel des letzten Königs von Commagene, welchen Vespasian nach Athen versetzte. Noch sieht man darauf die Reste einer Darstellung des Trajanischen Triumphes und der Bildsäulen, welche den Philopappus, seinen Großvater Antiochus und den Seleucus Nikator darstellten. Minder hoch liegt nordwestlich der Hügel des Pnyx mit der in den Felsen gehauenen Rednerbühne, vor welcher, in das Thal sich hinuntersenkend, der große Raum sich ausbreitet, wo das athenische Volk sich zu versammeln pflegte, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Auf diesen Höhen finden sich an mehreren Stellen Spuren der alten Ringmauer. Näher der Stadt zu sieht man den Hügel des Areopag, und darüber hinaus, nach Aufgang und Untergang vom Gebirge eingeschlossen, das sich einerseits nach Sunium, andererseits nach Megaris zieht, dehnt sich die Ebene aus, vom Oelbaumwalde wie von einem Gürtel umfangen, vom ägäischen Meere begränzt, aus dessen Fluthen die dunkle Hügelmasse von Salamis sich erhebt, links Aegina, im Hintergrunde die peloponnesische Küste. Und auf eine solche Scene wirft die sinkende Sonne eines südlichen Himmels ihr glühendes, purpurnes Licht. Von allem, was ich im eigentlichen Griechenland gesehen, scheint mir nur Eine Ansicht den Vergleich mit der geschilderten aushalten zu können: die vom Palamid bei Nauplia: vorne das Meer, das sich zu einer gewaltigen Bucht rundet, Hintergrund das Gebirge bei Astros, rechts die Ebene von Argos mit der Stadt, an den Hügel gelehnt, der ihre alte Burg Larissa trägt. Aber verödet ist diese Wiege der Cultur unsers Erd-

theils: kein Baum grünt mehr, wo dichte Olivenwälder Schatten und Nahrung gaben.

Seit Jahrhunderten ist das Tagesgestirn über den Hymettus emporgestiegen und hat nichts als Gräuel und Verwüstung gesehen. Wurde auch, wie wir bei Zosimus lesen, Alarich durch die ägistragende Pallas und Achills zornblitzende Gestalt von der Zerstörung Athens abgeschreckt, wie Attila durch die Apostel Petrus und Paulus von den Mauern Roms: es hat zu allen Zeiten Hunnen und Gothen gegeben, die sich in ihrem grausen Werke nicht haben stören lassen.

Ein Besuch auf der Küste von Albanien.

Es war ein schöner, heller Spätsommertag, den ich auf Santa Mavra zubrachte. Die Hauptstadt des alten Leukas, von dessen leuchtenden Felsen die Lesbierin den Sprung wagte, der sie von ihrem Wehe heilte, liegt auf der nördlichsten Spitze der langgedehnten Insel, welche nur durch einen sehr seichten Canal, bloß für leichte Fahrzeuge schiffbar, vom akarnanischen Festlande getrennt ist, mit dem sie früher zusammengehängt haben soll. Die Stadt ist freundlich, aber unansehnlich. Die Wohnungen sind niedrig, großentheils aus einem einzigen Stockwerke bestehend, ohne Zweifel der vielen und heftigen Erderschütterungen wegen, das obere Geschoß häufig von Holz. Ich habe kein einziges bedeutendes Gebäude bemerkt; auch die Kirchen, nach griechischer Sitte mit einer Menge von Stereotypengemälden auf Goldgrund geziert, sind meistens klein; die katholische Kirche liegt dicht am Hafen. Die Bazarstraße, breit und regelmäßig, hat eben nichts Einladendes aufzuweisen, war aber, da eben die Feier des Sonntags stattfand, mit Menschen gefüllt, wobei die griechische Nationaltracht der jonischen Insulaner, die nach fränkischer Sitte Gekleideten und die Rothröcke der brittischen Garnison ein buntes Farbenspiel bildeten. An ihrem Ende beginnt die schöne Ebene von Amarichi mit ihren ausgedehnten Olivenwaldungen, welche sich die steinigen Hügel hinanziehen. Von hier aus strömen mehrere klare Bäche in die Stadt, wo zahlreiche Brunnen einen hellen Strahl hervorsprudeln lassen. Die Luft soll wegen der stehenden, faulenden Gewässer des Canals und der schädlichen Ausdünstungen des nahen

Golfs von Arta, welche vom Nordostwinde herübergetragen werden, sehr ungesund seyn. Von der Stadt aus erstreckt sich nach der Küste des Festlandes eine große, vom Sultan Bajazet angelegte Wasserleitung, die aber jetzt unterbrochen und nutzlos ist, und deren niedrige Bögen, über den Meeresspiegel hinausblickend, in ihrer langen Ausdehnung eine ganz eigenthümliche Wirkung machen. Zu der Festung Santa Mavra, welche jenseits der Lagunen auf einer Landzunge des akarnanischen Ufers liegt, führt ein in letztern Jahren durch die Engländer gebauter Molo, der aber noch nicht völlig bis zur Stadt reicht, so daß man in einem Ruderboote hinanfahren muß. Er läuft am Fort vorbei, zu welchem von ihm aus eine Brücke führt, welche für den Durchgang der kleinen Fahrzeuge geöffnet werden kann. Hier fuhren wir gegen sechs nach Mittag auf dem Segelboote durch, welches uns von Patras nach Santa Mavra gebracht. Bald lag die Insel uns im Rücken, und wir steuerten nordwärts auf Corfu zu, das wir am folgenden Mittag zu erreichen hofften.

Der Himmel war den Tag über rein und wolkenhell gewesen, um Mittag aber hatte sich ein Scirocco aufgemacht, der immer heftiger wurde und, als wir die Nordspitze der Insel links hinter uns gelassen, unsere beiden Segel straff spannte. Das Meer, grün und leuchtend, trieb uns von Westen her seine schäumenden Wellen entgegen, während die Sonne, kurz vor ihrem Untersinken, die albanischen Gebirge röthete und uns die Citadelle von Prevesa, am Eingange des ambracischen Meerbusens, in scharfen, deutlichen Umrissen erscheinen ließ. Der Kiel durchschnitt rasch die Welle, welche stark an die Flanke unsers Fahrzeugs anschlug. Bald nahm der Wind an Heftigkeit zu, und die See wurde immer höher, je mehr wir nordwestwärts von der Küste steuerten. Am nördlichen Himmel hingen schwere Gewitterwolken; im Süden war es noch hell, und der Mond schien gegen die allmählich um ihn sich ansammelnden Wolken seinen Platz behaupten zu wollen. In seinem Lichte sahen wir, in einer Entfernung von etwa fünf Miglien zur Rechten, das schroffe Felsenufer Albaniens. Bald aber änderte sich dieß und damit die ganze Scene. Ueber unsern Häuptern überzog es sich schwarz, das phosphorische Leuchten der schäumenden Wogen, die im Norden die dunkle Luftmasse unaufhörlich zerreißenden Blitze, und ein Lämpchen, welches unstät vor einem durch Rauch und Zeit gebräunten Bilde der Panagia flackerte, mußten uns das Himmelslicht ersetzen. Der Wind blies aus Süden mit

solcher Gewalt, daß wir genöthigt waren, das mittlere Segel einzureffen; das vordere, welches schadhaft geworden, wurde mit genauer Noth gehalten. Der Steuermann verlor so sehr den Kopf, daß er gegen Mitternacht nicht wußte, ob wir uns zwischen Paxo und dem Festlande, oder aber außerhalb des Canals befanden. Endlich bemerkten wir, daß wir in der Gegend von Parga waren: im schwachen, unsichern Licht sahen wir die Klippenmasse, auf der die weißlich schimmernden Wohnungen dieses Städtchens liegen. Der Küste sich zu nähern, war unmöglich und mit augenscheinlicher Lebensgefahr verbunden. Ich blieb auf dem Verdeck, den Arm um den Mast geschlungen, durchnäßt und durchfroren von dem über das niedere Fahrzeug hinwegspritzenden Schaum und von dem Regen, der sich endlich aus der schwarzen Masse der Gewitterwolken ergoß. Eine neue Noth kam bald, das Mißliche unsrer Lage zu vermehren: das schwache Boot, bald hinauf, bald hinabgeworfen, und sich endlich ganz auf die rechte Seite legend, war durch das heftige Anschlagen des Meeres am Vordertheile leck geworden, und der untere Raum füllte sich rasch mit Wasser. Jetzt war die Sache bedenklich: die drei Matrosen — aus mehr bestand die Equipage nicht — schrien mir und meinem unwohl in dem Raum unter dem Verdecke liegen gebliebenen Reisegefährten, einem Capodistrianischen Obristen, zu, auf das Hintertheil zu springen; zwei von ihnen begaben sich ans Pumpen, was die einzige Aussicht auf Rettung darbot. In diesem Augenblick änderte sich plötzlich der Wind, eine starke Tramontana blies an der Stelle des Scirocco, aber die See wurde uns nun günstiger. Wir wendeten und steuerten nach Süden, woher wir gekommen waren; der Regen strömte, der Sturm hatte seine Wuth, aber zugleich unsre Kräfte erschöpft, und es wurde nach und nach ruhiger. Die Pumpe arbeitete immerfort und blieb glücklicherweise des unaufhörlich eindringenden Wassers Meister. So währte es mehrere Stunden, bis endlich über den ambracischen Gebirgen ein heller Saum den östlichen Himmel röthete, während Nebelgrau um uns her auf den Fluthen lag. Wie froh, aber wie ermattet begrüßten wir das anbrechende Morgenlicht! Wir waren nicht über drei Miglien von der Küste entfernt, die sich vor uns erstreckte. Der Wind hatte sich fast ganz gelegt, aber die See ging hohl, und so legten wir nur wenig Weg zurück. Bald sahen wir die Insel Santa Mavra, der wir wenigstens für dießmal Lebewohl gesagt zu haben glaubten, und näherten uns langsam der Küste des

Festlandes, die hier von geringer Höhe und mit Bäumen bepflanzt ist. Langsam verstrichen uns so die Stunden des Morgens, während deren die Strahlen der Sonne unsere Kleider und Verdeck und Segel trockneten, und die Matrosen sich einer nach dem andern zum Schlafen niederlegten, um von der nächtlichen Anstrengung auszuruhen. Erst gegen vier Uhr nach Mittag bogen wir um die Landspitze, welche den äußersten Vorsprung des Ufers vor dem Eingang der Bucht von Prevesa bildet, die man gleichsam als den Vorhof des Meerbusens von Arta betrachten kann, und fuhren an wohlunterhaltenen Mauern, Thürmen und Bastionen vorbei, welche zu dem von Ali Pascha erbauten Fort Pantokratora und zu dem Fort St. Georg gehören, bis wir endlich ans Land stiegen, das zu erreichen wir in der vorhergegangenen Nacht wenig Hoffnung, weniger Aussicht gehabt hatten. Ein Zimmer war bald in einem griechischen Hause gefunden. Es war geräumig genug; durch die Ritzen des Ziegeldaches sah man den blauen Himmel, die Fensteröffnungen waren durch hölzerne Laden geschlossen, in einer Mauerblende hingen ein Madonnenbild und zwei Heiligenbilder in der bekannten braunen Manier der Neugriechen, mit ernsten, trockenen Zügen und scharf und eckig markirten Conturen auf Goldgrund, vor denen Abends eine Oellampe angezündet wurde, während auf einem, die Stelle des Schrankes vertretenden Brett gelb und grün und golden bemaltes Töpfergeschirr, womit das asiatische Dardanellendorf die ganze Türkei versieht, aufgestellt war.

Der erste Besuch, den wir in Prevesa machten, galt dem Bey, der die Provinz verwaltet und von dem Pascha von Joannina abhängig ist. Er wohnt in einem großen, mit umlaufenden Galerien versehenen türkischen Hause dicht am Strand; in dem Zimmer, in das durch eine Menge von Fenstern an allen Ecken und Enden das helle Tageslicht fiel, war nichts zu sehen als ein Sofalik an der einen Seite, wo wir Platz nahmen und wohin sogleich Pfeifen und Kaffee gebracht wurden. Mehrere Diener, Türken, Albaneser und Griechen standen an der Thüre und auf dem Corridor. Bei meiner Abreise von Constantinopel hatte ich gemeint, Türkei und Türken für die nächste Zukunft zum Letztenmale gesehen zu haben; es machte daher einen sonderbaren Eindruck auf mich, da ich nach der Wanderung durch christliche Länder, und nachdem ich selbst die Flagge Großbritanniens auf Bastionen erblickt, mich wieder in einer ottomanischen

Provinz sah. Es gemahnt einen aber auch ganz so, als sey der gegenwärtige Zustand nur ein Provisorium, und als werde ein Land, wo fast die ganze eingeborne Bevölkerung christlich ist und den Glaubensbrüdern im Königreich Griechenland beinahe die Hände reichen kann, nicht lange mehr von Istambol abhängig bleiben. Die Bewohner Prevesa's sind äußerst unzufrieden mit der Anordnung, welche die Gränze des neuen griechischen Staats jenseits Arta verlegte, und klagen, zum Theil aus alter Gewohnheit, sehr über ihre Herrscher, deren Regiment aber jetzt, bei ihrer großen innern und äußern Schwäche, und in einer abgelegenen Provinz, wo man wegen des unruhigen Geistes der Bewohner der nahen albanischen Gebirge keinen Augenblick vor Empörung sicher ist, eben nicht viel drückender seyn mag, als manches andere. Die Hoffnung, das Kreuz über den Halbmond erhöht zu sehen, schwindet nicht bei der griechischen Bevölkerung, welche sich zu der türkischen wie vier zu eins verhält: jedenfalls würde diese Stadt mit ihren ansehnlichen Werken für das neue Königreich ein sehr bedeutender Erwerb und eine starke Vormauer als Gränzfeste seyn.

Prevesa war lange ein Zankapfel zwischen Türken und Venetianern. Der Patriarch von Aquileja, Marco Grimano, griff die Stadt im Jahr 1539 mit den päpstlichen Galeeren, und von Andrea Doria unterstützt, vergebens an, indem die Garnison von Lepanto und Chaireddin Barbarossa zum Entsatze herbeieilten; Morosini war glücklicher und nahm die Festung am 29 September 1684. Sie blieb hierauf lange Zeit in den Händen der Venetianer, gerieth dann nacheinander in die Gewalt der Türken und Franzosen und endlich an Ali Pascha. Prevesa bietet übrigens in seinem Innern nichts Interessantes dar: es ist eine griechisch-türkische Stadt wie viele, mit engen, schmutzigen, schlecht gepflasterten Gassen, niedern Wohnungen, ärmlichem Bazar, wo rothe Thonpfeifenköpfe, Tabak, gelbe und rothe Babuschen, Kleidungsstücke, Fische, Brod und Obst die Hauptgegenstände des Verkaufs bilden. Im Hafen liegen nur wenige Trabaccoli aus den Häfen des adriatischen Meeres und kleine griechische Fahrzeuge; doch war früher der Verkehr sehr bedeutend, ehe die seit Ende des vorigen Jahrhunderts fast anhaltend wüthenden Kriege, und endlich die griechische Revolution und die unaufhörlichen Empörungen in Albanien, welche der Stadt mehr denn die Hälfte ihrer ehemaligen Einwohnerzahl geraubt haben, alles umwälzten und unsicher

machten. Damals war Prevesa der Hauptstapelplatz für den Handel an dieser Küste. Ein paar Kirchthürme erinnern an die venetianische Zeit, und manche antike Reste, Säulen, Capitäler, Ornamente u. s. w. (so ein korinthisches und ein jonisches Capitäl neben einander an einem Hause am Bazar), aus den Ruinen von Nikopolis, welche überhaupt viel Material zur Erbauung von Prevesa geliefert haben müssen, rufen die römische Epoche zurück. Gegen die Mauern hin nimmt die Stadt ganz das Ansehen eines Dorfes an, denn hier sind die Häuser bloße Hütten, einstöckig, statt aus Steinen oder Brettern, aus geflochtenen, mit einer Erdschichte bedeckten Zweigen und Rohr errichtet, meist von kleinen Gärten umgeben, deren mit schweren Trauben belastete Weinstöcke sich über Mauer und Dach emporranken. Die Festungswerke sind sehr ausgedehnt: außer den schon erwähnten Forts liegt ein drittes, das neue genannt, am Ende der Stadt, in dessen Bezirk auch der größte Theil der auf etwa tausend Seelen sich belaufenden türkischen Einwohner ansässig ist, deren Moschee mit dem weißen Minaret über die Mauern hervorragt. Die zum Theil venetianischen Werke, deren Mauern häufig eilf Schuh Dicke haben, sind ziemlich gut erhalten und meist mit Geschützen versehen; der klägliche Zustand, in welchem sich das Militärwesen des ganzen türkischen Reichs seit dem ägyptischen Kriege befindet, läßt übrigens in Prevesa schwerlich etwas Besseres als anderswo erwarten. Reguläre Truppen gibt es gar nicht in den Forts, da man noch neuerdings fast alle nur etwas taugliche Mannschaft nach Joannina hat ziehen müssen. Gegen die See hin ist ein großer, mit Mauern umgebener Platz, auf welchem ehemals das Serail Ali Pascha's lag, das nach dem Falle dieses gefürchteten Veziers von den Türken zerstört wurde.

Die Stadt ist der Aufenthaltsort mehrerer der für Albanien bestimmten Consuln. Ich hatte das Vergnügen, die Bekanntschaft des englischen Generalconsuls, Herrn W. Meyer, zu machen, welcher in seiner Jugend längere Zeit in Braunschweig im Hause Eschenburgs zugebracht, Herder, Schiller, Goethe gekannt hat, und mit unserer Literatur sehr vertraut ist. Seit vierzehn Jahren lebt er in Albanien. Seine zahlreiche Bibliothek ist größtentheils in Kisten gepackt, und schon zweimal hat er sie aus Vorsicht nach Korfu senden müssen, so regellos ist der Zustand des Landes in dem letzten Jahrzehent gewesen, so unsicher ist der Besitz. Und selbst

jetzt noch ist nicht viel Aussicht zu einer ruhigern Zukunft vorhanden. Die griechischen Angelegenheiten sind freilich für den Augenblick geordnet, aber die precäre Lage und innere Zerfallenheit des türkischen Reiches dauert immer fort, und in den Tagen, wo ich auf dieser Küste verweilte, tobte der Aufstand in Hellopien und in den nördlichen Gegenden dieser großen, schönen Provinz. — Manche der Consuln möchten wohl Joannina als Wohnort vorgezogen haben, hätte diese reizend gelegene Stadt nicht die entsetzlichsten Wechselfälle des Krieges erduldet, welche sie fast ganz zur Ruine gemacht. Sie würden dieß um so mehr gethan haben, da Prevesa eben nicht zu den gesundesten Orten gehört. Kommt der Wind vom nördlichen Meer und dem Hochlande von Suli, so ist die Luft trocken und gesund; weht er aber vom Golf und den ihn umgebenden Sümpfen, was besonders vom Julius bis September der Fall ist, so wird er namentlich denen, welche nicht an das Klima gewöhnt sind, sehr nachtheilig, und die Einwohner pflegen sich selbst während der warmen Jahreszeit in ihre dicken wollenen Mäntel zu hüllen, und vermeiden es, sich dem Wind auszusetzen.

Ich konnte mich derjenigen Empfindung nicht erwehren, welche große historische Erinnerungen immer erwecken, als ich neben dem neuen Fort auf einer Landspitze stand, welche den Eingang der Bucht von Prevesa und den größten Theil dieser Bucht selbst überblickt. Gleich vor sich hat man das südliche Ufer mit dem kleinen Fort La Punta, nur 700 Ellen von dem nördlichen Ufer und Prevesa entfernt. Dort lag, nach Vieler Meinung, jenes Actium, dessen Name tausendmal genannt worden ist, und hier fand jener Kampf statt, welcher für immer von Marc Antons Haupte die früher errungenen Lorbeeren riß, und wo die ägyptische Königin das Signal zur Flucht gab. Die Scene dieses Kampfes, der dem größten Reiche, welches die Welt gesehen, eine andere Gestaltung gab, hatte ich vor Augen: rings um mich völlige Stille, auf dem Meer, wo einst Tausende mit einander gerungen, nur einzelne Fischerbarken mit großem weißem Segel, auf dem Thurm zu meiner Rechten die blutrothe Flagge der Osmanen mit dem weißen Halbmond, in der Ferne die flachen Höhen des untern Akarnaniens.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft ritt ich, von einem Albanesen begleitet, früh Morgens nach den nahen Ruinen von

Niko-

Nikopolis. Die nächste Umgebung von Prevesa, dessen Mauer auf der Landseite von bedeutendem Umfang ist und beträchtliche, mit Olivenbäumen bepflanzte Gründe einschließt, bietet, bei nur sehr mittelmäßiger Cultur, ein wahres Bild der Fruchtbarkeit dar. Oelbaum, Orange, Weinrebe, die gewöhnliche und die indische Feige, alles neben und untereinander, vielfach verschlungen, die mannichfaltigsten Farben- und Formencontraste bildend, mit Tausenden von Früchten prangend. An türkischen Grabstätten und Grabcapellen (Turbe) vorbei, von denen einige nicht ohne Eleganz waren, führte der Weg anfangs durch die schöne Olivenwaldung, dann durch eine offene, mit niedrigem Strauchwerk bedeckte Ebene, an welche Getreidefelder anstoßen. Nach einem stündigen Ritt befand ich mich am Thore von Nikopolis, dessen äußere Ringmauer noch größtentheils erhalten ist. Die Siegesstadt Augusts liegt auf einer niedrigen Landzunge, welche den Golf von Arta vom jonischen Meere trennt und sich südwärts nach Prevesa zu erweitert. Flache Hügel begränzen nach Norden die Ebene.

Mit einem Schauer der Ehrfurcht betritt man diese Trümmerstätte, das Todtengerippe einer einst großen und blühenden Stadt, welche nicht mit den bunten Resten aller nachfolgenden Jahrhunderte bedeckt und vermengt wurde, sondern langsam modernd in das Grab der Verödung sank. Nikopolis, von August nicht lange nach jenem glorreichen Kampfe gegründet, dessen Andenken dadurch gefeiert werden sollte, war schon unter Kaiser Julian so verfallen, daß es von ihm, der Griechenland mit allem Feuer eines Philosophen und Musenzöglings liebte, hergestellt werden mußte. Strabo nennt Anactorium, die Stadt der Akarnanier, die Handelsniederlage für Nicopolis. — Hier steht nicht etwa ein einzelnes antikes Gebäude, ein Tempel oder ein Triumphbogen unter niedergebrannten Hütten unserer Tage — alles ist Römerwerk und Römerzeit, und jene Verödung, jene lautlose Stille, selbst die Dürre des steinbedeckten Bodens tragen dazu bei, das Bild zu vollenden und den Eindruck zu verstärken. Man sieht noch, wo die Wege und Gassen gewesen; zu beiden Seiten liegt und steht gewaltiges Mauerwerk, dessen mit niedrigem Gesträuch überwachsene Trümmer zum Theil halb mit Erde bedeckte Hügel bilden, zum Theil noch einen Begriff von ihrer ursprünglichen Form geben. Gleich den meisten römischen Resten bestehen die Gebäude von Nikopolis aus gebrann-

ten Ziegeln, sind aber von sehr sorgfältiger Construction. Die Steine sind regelmäßig und zierlich in verschiedenen Abtheilungen und Richtungen gelegt; das Mauerwerk ist äußerst fest und dauerhaft. Ganze ungeheure Stücke sind durch Erderschütterungen herabgeworfen worden, ohne zu zertrümmern. Behauene Steine finden sich nur an einzelnen Theilen des Theaters und hie und da an den Grundmauern der größeren Gebäude. Ich bemerkte weder Reste von Statuen, noch selbst Säulen: letztere sollen vordem häufig nach den benachbarten Städten geschafft worden seyn, welche Nikopolis zu einer Steingrube und einem Magazin von Baumaterialien machten, so wie nach den jonischen Inseln. So sah man früher auf einem Platz von St. Mavra eine Säule von Nikopolis, die ich aber daselbst nicht habe auffinden können. Die ersten Bewohner von Nikopolis kamen aus den Nachbarstädten, welche aufzugeben sie August, auf den Glanz und die Blüthe seiner neuen Schöpfung bedacht, durch Vortheile vermochte oder zwang; andere Nachbarstädte rächten sich später, indem sie selbst die Steine ihrer vorgezogenen Nebenbuhlerin wegtrugen.

Eine der Ruinen, welche zuerst in die Augen fällt, ist ein ziemlich hohes Mauerwerk mit zum Theil gegen 25 Fuß hohen Trümmern von Flankenthürmen, ein unregelmäßiges Fünfeck bildend, wahrscheinlich die alte Akropolis. Nicht weit von hier endigt die Wasserleitung; sie ist immer noch ein imposantes Gebäude von bedeutender Ausdehnung, aber sehr verfallen. Von eigentlicher architektonischer Schönheit ist an ihr weit weniger zu bemerken, als an andern Römerwerken dieser Gattung. Sie läuft nach Norden die Seeküste entlang, und außer dem Bereiche der Stadt sind noch an verschiedenen Stellen Reste derselben zu entdecken. Ein kleines Theater liegt in der Nähe des Aquäducts. Manche haben geglaubt, es sey für Naumachien (vielleicht bei den Actischen Spielen) bestimmt gewesen, doch sind seine Dimensionen wohl etwas zu klein dazu, indem es nicht über sechzig Fuß im Durchmesser hat. Uebrigens bemerkt man noch jetzt dicht dabei den Zufluß des Wassers. Die obern Sitze befinden sich unter Arkaden, und unter denselben ist eine Doppelreihe von Bogen und Durchgängen: die innere Reihe ist dunkel, und niedrige Oeffnungen führen aus der äußern zu ihr, so daß ich nur kriechend hinein gelangen konnte. Noch sieht man die Ruinen eines Tempels und verschiedener anderer Gebäude, deren ehemalige Bestimmung anzugeben jetzt schwierig seyn dürfte.

Zwischen diesem Theile der Ebene und den nördlichen Hügeln, an deren Fuß das große Theater liegt, senkt sich der Boden etwas, während der seichte, eine Miglie lange, eine halbe Miglie breite See von Mazoma einschneidet, welcher nur durch einen schmalen Sandstrich von der Bucht geschieden, mit Abdämmungen zum Fischfang umgeben ist und, so wie die ganze Küste von Prevesa, eine zahllose Menge von Sardellen liefert, womit die umliegenden Gegenden versorgt werden. Namentlich finden sich jedes Jahr viele sicilianische Fischer mit ihren großen Speronaren dabei ein. Ich ritt über die Ebene hin, welche hie und da Saatfelder aufweis't, während einige Ziegen- und Rinderheerden zwischen Gestrüpp und Ruinen weiden, und wenige von Zweigen geflochtene Schäferhütten während der Sommerszeit der Römerstadt ihre einzigen Bewohner geben. Gebell von Hunden und das gellende Pfeifen der Hirten war alles, was die lautlose Stille störte. — Man muß einen Theil des Hügels ersteigen, um zu dem Theater zu gelangen, welches die großartigste Masse unter den Gebäuden von Nikopolis bildet. Die obere Bogeneinfassung mit ihren verschiedenen Zugängen, durch welche ich in das Innere des Gebäudes eintrat, ist noch großentheils erhalten, und die Reihen der Sitze in drei Abtheilungen sind sichtbar. Am meisten hat die Fronte gelitten, an deren beiden Enden man gewaltige Mauermassen sieht. Von den Sitzen der Zuschauer aus sieht man die ganze Ebene mit den Ruinen vor sich liegen. — Der englische Schiffs-Lieutenant Wolfe, welcher im Jahre 1830 interessante Beobachtungen über den Golf von Arta anstellte, gibt die Länge der Area des Theaters auf 114, die Höhe des Gebäudes auf 97 Fuß an.

Nachdem ich das Theater verlassen, erstieg ich, um einen Theil des See's herumreitend, einen südöstlich gelegenen Hügel, der das ganze umliegende Land beherrscht. Da lag mit seinen Inseln der ambracische Meerbusen, in einer Ausdehnung von etwa 25 Miglien von Westen nach Osten sich erstreckend, in den mehrere sumpfige, schilfbedeckte Flüsse ihr schleichendes Gewässer ergießen, nur hie und da von einem Segel durchschnitten, im Hintergrund die ihn einschließenden Gebirge des Kantons Vonitza, zur Linken eine niedrige, ungesunde, aber großentheils fruchtbare Ebene, an deren Ende ich Arta mit seinen Mauern und Thürmen erblickte. Diesen Golf, an dem sich gegenwärtig die griechisch-türkische Gränze hinzieht, umgaben im Alterthum geschäftige Städte, Ambracia,

Ambracus, Olpä, das amphilochische Argos, Lymnäa, Anactorium, Komaros, deren Lage jetzt meist unbekannt und ein Zankapfel für Alterthumsforscher und Geographen ist, so daß man sich nicht einmal über die bedeutendste derselben, Arta, hat einigen können, welches allgemein für das alte Ambracia gehalten wird, während die Guilleminot-Lapie'sche Karte es für Argithea annimmt und Ambracia nach Rogous verlegt, welches wieder Andere für Charadrum ausgeben. So unzuverlässig ist noch jetzt, nach so manchen Untersuchungen und Reisen, die Erdbeschreibung dieses Landes. Noch in den letzten Jahren hat man mehrere cyklopische Bauwerke auf diesen Küsten gefunden, die das geographische Labyrinth nur noch mehr verwirrt haben, indem man sie mit Gewalt dem Bestehenden und den alten Schriftstellern anpassen wollte. — Zu meiner Rechten, über die schmale und flache Landzunge hinaus, auf welcher Nikopolis und Prevesa und nördlicher ein paar Dörfer liegen, erblickte ich das im Sonnenlicht, ein ungeheurer Spiegel, blitzende jonische Meer, mit St. Mavra, Paxo und Corfu, und nach Norden die hohen Gebirge von Suli, in deren wilden Schluchten ein unerschrockenes Völkchen so lange allen Angriffen der Pforte und ihrer Veziere trotzte. Nicht viele Aussichten mögen derjenigen, welche sich hier im Rundkreis um mich her erschloß, an Mannichfaltigkeit, Schönheit und historischem Interesse gleich kommen.

Es war nahe an Mittag, als ich Prevesa wieder erreichte. Während der beiden Tage, die man zur nothdürftigen Ausbesserung unseres schadhaften Fahrzeugs anwendete, hatte die Tramontana fortgedauert: am dritten Abend ließ sich das Einstellen des Südwinds vermuthen. Wir gingen an Bord und verließen zugleich mit mehreren andern Schiffen den Hafen, worauf wir nahe an der äußersten Landspitze die Anker auswarfen. Es war eine schöne Mondnacht; gegen Mitternacht stellte sich der erwartete Südwind ein, und wir spannten die Segel aus. Früh Morgens segelten wir an jenem so berühmten, als unglücklichen Parga vorbei, das zum Thema so manchen Gedichtes, so manchen Bildes geworden, und zu dessen Mauern und Häusern der Felsen und nach Norden der Berg Kiafa die Folie bildeten, ließen links das ölreiche Paxo mit Antipaxo, und sahen das Cap Alefkimo von Corcyra aus den Fluthen und dem Morgennebel hervortauchen. Der Wind verdoppelte seine Kraft, wir lenkten in den Meeresarm zwischen der Insel und dem Fest-

land ein, der Himmel über uns glänzend blau, Wasserfläche vor und hinter uns, Gebirge mit Städtchen, Dörfern und dunkeln Waldungen zu beiden Seiten. Die gelblichen Brüderfelsen, in der ältesten Göttergeschichte so berühmt, welche Stadt und Citadelle der Phäaken kenntlich machen, zögerten nicht, uns sichtbar zu werden; wir fuhren an einem grünen, mit Wohnungen und Landhäusern bedeckten Strande vorbei, und im Augenblicke, wo das Läuten der Glocken die Mittagsstunde verkündigte, stieg ich vor dem Sanitätsgebäude von Corfu ans Land.

Skizzen von Corfu.

Für den aus Griechenland oder von der albanischen Küste kommenden Reisenden sind die jonischen Inseln der Uebergang in die sogenannte civilisirte Welt. In dem heutigen griechischen Reiche gibt es, mit Ausnahme Nauplia's, nichts, was den Namen einer Stadt verdiente — wenigstens nicht in europäischem Sinn: da muß denn wohl die Hauptstadt der jonischen Republik beim ersten Anblick einen Eindruck machen, den sie freilich bei näherer Bekanntschaft nicht ganz rechtfertigt. Schroff steigen die beiden Felsen empor, welche das alte Fort mit dem Leuchtthurme tragen; zwischen ihnen und der neuen Festung liegt die Stadt, eingezwängt, auf unebenem Uferboden, nach dem Meere zu und auf der Landseite mit Mauern, Redouten und Gräben versehen. Der Eindruck, den die Gesammtmasse auf den Reisenden macht, ist gewaltig und imposant: der größte Theil der Stadt ist unansehnlich und kleinlich. Straßen, wenn man sie so nennen kann, oder vielmehr Winkelgäßchen, durch welche kein Fuhrwerk sich hindurchzuarbeiten vermag, bilden ein Dädalium, aus dem man sich mit Mühe herausfinden würde, wenn der Ort größer wäre; die Wohnungen sind ziemlich hoch, die Fenster klein, von architektonischen Regeln keine Ahnung. Nicht einmal etwas Eigenthümliches hat dieser Theil, wie man es in manchen andern alten, nicht schönen, aber interessanten Städten findet: die Bauart scheint nur eben den dringendsten Bedürfnissen genügen zu wollen, und der Raum ist so beengt, der Ecken und Winkel sind so viele, daß man nur immer auf einige Schritte weit zu sehen vermag. So ist das alte Corfu beschaffen:

verschieden sieht das neue aus, das sich um die Esplanade gruppirt. Da findet man, namentlich in der Richtung der Porta Reale, einige breite und gerade Straßen, Häuser, die zum mindesten wohnlich aussehen, wie auch ihr Inneres beschaffen seyn mag, Buden und Arkaden. Und nun die Esplanade selbst — da stellt sich mit einemmale die ganze Glorie der unüberwindlichen Insel prunkend vor die Augen. Es ist ein schöner Platz. In verschiedenen Richtungen beschatten ihn lange Reihen von Akazien, unter deren Laube man die Marmorbildsäule Johann Matthias Grafen von der Schulenburg erblickt, welche die Republik Venedig ihrem tapfern Feldherrn an dem Orte, welcher Zeuge seines Ruhms gewesen, im Jahr 1717 errichten ließ. Zur Linken zieht sich eine Reihe ansehnlicher Wohnungen hin, rechts liegt das pittoreske Felsenpaar des alten Forts, zu welchem eine Brücke über den tiefeingeschnittenen Graben führt, der mit dem Hafen in Verbindung steht; vor sich hat man den Palast des Lord-Ober-Commissärs, aus maltesischem Sandstein erbaut, den jedes Jahr schwärzer färbt, eine freilich nur durch ihre Größe imponirende Masse, welche Vitruv und Vignola Lügen strafen zu wollen scheint, und woran kein Theil zum Ganzen paßt. Das Hauptgebäude dient fast einzig dem Gouverneur dieses sogenannten Freistaats zur Wohnung: in den Nebentheilen befinden sich einige der Bureaux und Kanzleien und ein wohleingerichtetes Lesezimmer. Die hunderttausend und mehr Pfund Sterling, welche dieser Residenzpalast einer armen, kleinen Republik gekostet hat, hätten freilich besser angewandt werden können.

Sonst gibt es in der Stadt kein Gebäude von Bedeutung. Der ehemalige venezianische Gouvernementspalast, welcher in der alten Citadelle liegt, wurde schon vor längerer Zeit der Universität eingeräumt, welche dort ihre Hörsäle und Bibliothek hat. Die Kirchen sind nicht der Beachtung werth, die Malereien schlecht. An guten Wohnungen ist Mangel, und selbst die mittelmäßigen sind theuer, weil die vielen Civil- und Militärbeamten denn doch ein Unterkommen finden müssen. Was Waarenlager und Buden betrifft, steht Corfu Lavalette bei weitem nach, und ungeachtet der Leichtigkeit der Communication zur See mit Italien und England sind sie doch im Ganzen ärmlich versehen und die Preise sehr gesteigert. Ein Vorzug, den man der Stadt nicht absprechen kann, ist Reinlichkeit: die Militärpolizei hält strenge Ordnung, die Straßen sind gut gepflastert. Sonst sieht dieser Ort, wenn man die einzige Gegend der Esplanade aus-

nimmt, so ziemlich einer Landstadt ähnlich, welche für einen Reisenden nichts Interessantes besitzt, und in welcher er nicht einmal einen guten Gasthof findet, wo er sich behaglich fühlen könnte.

Wenn man die weitläuftigen, aus den venezianischen Zeiten stammenden Festungswerke hinter sich gelassen hat, welche Corfu auf der Landseite umgeben und von den Engländern nicht unterhalten werden, da die Stadt selbst nicht mehr als Festung betrachtet wird, weil ihre Vertheidigung eine zu bedeutende Anzahl von Truppen erfordern würde, so findet man drei große Vorstädte oder Flecken, rechts Manducchio, links Stratie und Castradis. Die Lage der beiden letztern ist angenehm: längs der Bucht, welche nördlich von der Stadt sich ins Land einschneidet, ziehen sich Wohnungen und Windmühlen hin (woher man diese Gruppe gewöhnlich mit dem Namen Anemomilos bezeichnet), nebst vielen Töpfereien, welche ziemlich grobes Geschirr liefern, das man an warmen Tagen am Strande zum Trocknen ausgestellt sieht. Weiterhin beginnt die anmuthige Hügelreihe, die sich diese ganze Küste entlang erstreckt. Als nach der ewig schmachvollen Verhandlung, welche dem Sänger des Don Juan die warnenden Worte entlockte:

> Trust not for freedom to the Franks —
> They have a King who buys and sells —

die unglücklichen Bewohner des verkauften Parga auf den jonischen Inseln eine Zuflucht suchten, bauten sie hier in der Nähe das Dörfchen, welches man das der Himmelfahrt nennt, dessen niedrige Hütten jetzt einsam und verlassen stehen. Auf einem der vordern Hügel, in anmuthiger Lage, von Laub umhegt, die Küste Albaniens überschauend, gewahrt man ein geräumiges aber geschmacklos gebautes Landhaus, zu St. Pantaleon genannt, welches der vormalige Lord-Ober-Commissär, Sir Fred. Adam, mit großem Kostenaufwand errichten ließ, und welches, da sein Nachfolger es nicht bewohnen wollte, einem Bildhauer zu seinem Studium eingeräumt wurde. Nicht weit davon liegt eine mit Oelbäumen bedeckte Anhöhe, welche die Akropolis des alten Corcyra getragen zu haben scheint. Würden die hie und da unternommenen Ausgrabungen, welche jedesmal etwas zu Tage gefördert, thätiger und planmäßiger betrieben, so würde man ohne Zweifel über die alte Topographie der Insel, welche der Gegen-

stand so manches gelehrten Streites geworden, bedeutendere Aufschlüsse erhalten, und die alte Klage, daß Corfu so gar arm an Alterthümern sey, einigermaßen verstummen. Reste eines nicht uneleganten Mosaikfußbodens wurden 1833 nicht weit von dem erwähnten Landhause entdeckt. Auf dem gezackten Felsenufer, an dessen grauen Klippen das Meer sich bricht und in dessen Klüften Fuchs und Schakal sich bergen, erblickt man die Reste eines kleinen Tempels des griechischen Alterthums. Der Plan desselben ist noch vollkommen kenntlich: man findet Ueberbleibsel der weißmarmornen Säulenschafte und die Abtheilungen des Innern; die Dimensionen sind diminutiv, und das den Göttern und der Andacht gewidmete Gebäude scheint auf dieser, für die noch in ihrer Kindheit befangene Schifffahrt gefährlichen Stelle, Zeuge und Ausdruck derselben frommen Gesinnung, die in spätern Tagen Capellen und Kirchlein auf Vorgebirgen und weit sichtbaren Punkten entstehen ließ. Eine alte, im Flecken Stratie gelegene Kirche, ein ehemaliger Tempel, wurde, der Inschrift des Frontons gemäß, unter der Regierung Kaiser Jovians dem christlichen Cultus geweiht. Nicht weit von dort, wenn man sich gegen den Landsee hinwendet, bemerkt man noch andere Ueberbleibsel antiker Bauten in den Substructionen einer Kirche, Säulenreste u. s. w.

Die Homerische Geographie S c h e r i a ' s oder Corcyra's hat die verschiedenartigsten Auslegungen gefunden. Der Strom Potamo, seicht und träge, macht auf die Ehre Anspruch, derjenige zu seyn, in dessen Schilf der Wanderer von Ithaka sich barg und zu dessen Ufer Nausikaa mit ihren Mägden kam. Ein Inselchen an der Mündung des großen Landsees von K a l l i k i o p u l o, gewöhnlich P o n d i k ó n i s s i (das Mäuse-Eiland) geheißen, führt auch den Namen des S c h i f f s d e s U l y s s e s. Malerisch bietet es sich den Blicken dar, mit seiner kleinen, weißschimmernden Capelle, von den Wellen umspült, wenn man auf dasselbe hinabschaut von der Platform, welche die sogenannte One gun battery trägt, zu der von der Stadt aus ein angenehmer und besuchter Spaziergang führt; im Hintergrunde die in Buchten und Landspitzen sich theilende Inselküste, mit den wasserreichen Höhen von Benizze, deren Quellen, durch unterirdische Eisenröhren in die Hauptstadt geleitet, diese das ganze Jahr hindurch versorgen; drüben zur Linken das gebirgige albanische Festland. Wo man die Gärten des Alcinous suchen soll, von denen die Odyssee eine so reizende Schilderung gibt, weiß man noch nicht: Erdbeben und

barbarische Verwüstung während so vieler Jahrhunderte mögen das alte Scheria umgestaltet und unkenntlich gemacht haben, wie sie die Oberfläche so mancher Länder veränderten, welche wenigern Wechselfällen ausgesetzt gewesen sind. Vergebens sucht man bei dem Dorfe Cassopo, an der nördlichen Spitze der Insel, nach Resten der alten Cassiope, welche noch unter Papst Gregor dem Großen ein Bischofssitz war; vergebens nach andern Orten, deren Historiker und Dichter gedenken.

Das System, welches die freiesten Staaten des Alterthums, welches Republiken und Monarchien des Mittelalters und unserer Tage in Hinsicht ihrer Colonien beinahe durchgängig beobachtet haben, ist ein Schandfleck in der Geschichte. Venedig, wo eine gewissenlose Oligarchie zu Hause mit eiserner Faust die letzte Regung derjenigen Freiheit erstickt hatte, welche noch immer dem Namen nach bestand, hatte sich von jeher durch die Art, wie es die von ihm abhängigen Länder behandelte, einen schlimmen Namen gemacht, und neben allgemeiner Demoralisirung war es nur die traurige Alternative, der die griechischen Provinzen sich ausgesetzt sahen, entweder das gegenwärtige Joch zu tragen, oder es mit dem vielleicht härteren, aber weniger berechneten der Türken zu vertauschen, welche dieselben so lange seiner Herrschaft unterworfen bleiben ließ. Ein neuerer Schriftsteller *) entwirft ein düsteres Bild von dem Zustande der jonischen Inseln während der letzten Zeiten der venezianischen Regierung: „Mag auch der Dichter das Lob der Oelbaum- und Orangewaldungen singen, und der Maler Landschaften und Küsten in ihrer zauberischen Beleuchtung darstellen: es gab kein elenderes und unterdrückteres Land als die jonischen Inseln unter der Herrschaft Venedigs, unter der Ruthe der gehässigsten und räuberischsten Gesetze. Unter dieser handeltreibenden und monopolisirenden Regierung konnten die genannten Inseln, gleich den Colonien aller übrigen europäischen Staaten, welche, mochten sie frei oder nicht frei, republicanisch oder monarchisch seyn, alle gleich raubsüchtig und gleich ungerecht gegen solche Provinzen waren, die sie mit ironischer Zärtlichkeit Töchter nannten, ihren Ueberfluß nicht verkaufen, ihren Bedarf nicht holen, als an und von ihrer

---

*) G. Pecchio, Vita d'Ugo Foscolo. 1831.

Mutter Venedig. In jenen Tagen waren auf Zante, und so auf den meisten Inseln, weder Gebäude, noch Straßen, noch öffentliche Schulen. Die Proveditoren, welche die Republik hinschickte, waren schlecht bezahlt, und suchten dieß durch Nebeneinkünfte zu ersetzen, worauf sie vom Staate selbst hingewiesen waren. Diese Proveditoren sorgten nur für sich und machten einzig dadurch ihren Titel gut. Die Verbrechen waren so häufig und ungeahndet, daß die Zahl der Ermordungen auf der einzigen Insel Zante (meist Meuchelmorde) der der Tage des Jahres gleichkam. Die Adeligen waren im Genusse der Privilegien des venezianischen Forums, und überließen sich ohne Scheu jeder Art von Willkür und Gewaltthätigkeit; in ihrem Solde hielten sie Bravos, welche bereit waren, einem jeden ohne weiteres den Dolch in den Leib zu rennen. Die Republik hatte nicht nur das Monopol von Waaren, sondern auch jenes des Unterrichts. Denn da die Inseln weder Schulen noch Collegien besaßen, sahen die Eltern sich genöthigt, ihre Söhne, wenn sie ihnen irgend eine Erziehung geben wollten, nach Venedig oder in eine andere Stadt des Festlandes zu senden. Selbst die Volkssprache war mit Ruin bedroht, denn alle Gesetze, alle Regierungs- und Proceßacten wurden italienisch abgefaßt."

Wenn man bedenkt, wie rasch und wiederholt Schicksale und Herren dieser Inseln in den nächsten Jahren nach dem Sturze Venedigs wechselten, so wird man leicht begreifen, daß ihr Zustand und ihre Verhältnisse sich wenig oder gar nicht bessern konnten, bis zur Zeit, wo die brittische Flagge dauernd auf diesen Küsten aufgepflanzt wurde. Seitdem hat freilich manches eine andere Gestalt gewonnen. Der erste Lord-Ober-Commissär, den England nach Corfu sandte, um die sogenannte Republik ächt militärisch zu verwalten, war Sir Thomas Maitland. Wenige Namen sind in unsern Tagen der Gegenstand so vieler Anfeindungen geworden, und zum Ueberflusse hat sich noch die unglückliche Geschichte von Parga zu den über seine Tyrannei erhobenen Klagen gesellt. Maitland war eigenmächtig, hart und roh: aber ehe man rasch über diesen Mann aburtheilt, sollte man die schwierige Stellung betrachten, in der er sich befand, und worüber ein für die Kenntniß des Inselstaats unentbehrliches Werk, das des Obersten Napier, ehemaligen Residenten von Cephalonia, das meiste Licht verbreitet.*)

*) The Colonies, treating of their value generally — of the Ionian Islands in particular. By Col. C. J. Napier. London 1833.

Der scharfe, polemische Ton, in welchem das genannte Buch, eine in der Geschichte und den Ergebnissen seiner Verwaltung begründete Anklage des zweiten Lord-Ober-Commissärs, Sir Fred. Adam, geschrieben ist, mag es verhindert haben, vielen Nutzen zu stiften: aber das in demselben gesammelte Material ist so interessant, die Details sind so gründlich, und eine Menge von Ansichten und Bemerkungen sind so wahr, daß es ein höchst wichtiger Beitrag nicht nur zur Geschichte der Inseln, sondern der Colonien im Allgemeinen bildet. Als Maitland an die Spitze der Verwaltung gestellt wurde, war er mit dem griechischen Volke unbekannt. Graf J. A. Capodistrias war damals erster Minister in Rußland, seine Familie einflußreich in seinem Vaterlande Corfu. Die Jonier waren in einander feindliche Parteien getheilt: Europa war noch nicht beruhigt nach dem entsetzlichen Kriegssturm, überall Gährung und Schwierigkeiten. Maitland glaubte, daß Capodistrias sich bestrebe, eine England feindliche Gesinnung, ja thätige Widersetzlichkeit zu erwecken, da es ihm unangenehm seyn mußte, die Inseln in solchen Händen zu sehen. Capodistrias wurde von der Menge zu einem Halbgott erhoben; eine große Zahl der Corfioten, stolz darauf, daß ihre kleine Insel dem großen Rußland einen Minister gegeben, wähnte, dieser Minister lenke die Gesammtmacht des russischen Reichs, und jeder Frondeur überredete sich, er habe an dem Minister, und deßhalb an dem Kaiser, einen Beschützer. Maitland hatte einige strenge Lehren zu ertheilen; auf der andern Seite indeß mußte ihm daran gelegen seyn, das Volk bei guter Laune zu erhalten. Zur Befriedigung der Eitelkeit der Jonier schuf er den Orden von S. Michael und S. Georg und eine brillante Uniform; zur Befriedigung ihrer Geldgier setzte er eine Regierung ein, welche viel reicher war an Beamten, als der Staat erforderte, und gewann auf diese Weise eine Menge einflußreicher, aber bedürftiger Familien. Durch Capodistrias Entlassung aus dem Petersburger Cabinette wurde auch Maitlands System in vielen Punkten modificirt. Uebrigens führte er, um die großen Kosten der Verwaltung zu decken, in Einzeldingen die strengste Oekonomie ein. Bei den heftigen Factionen unter den Insulanern durfte er nicht viel Gewalt in ihren Händen lassen: deßhalb stellte er an die Spitze der Localregierung jeder Insel einen Residenten mit bedeutender Macht und bedeutender Verantwortlichkeit. Da bei den bis dahin bestandenen venezianischen Gesetzen und dem Feudalsystem alle Unabhängigkeit inländischer Rich-

ter zu Grunde ging, suchte er diesem Uebel durch englische Rechtsgelehrte abzuhelfen.

Das System Maitlands, gut oder schlecht, wurde scheinbar unter seinem Nachfolger fortgesetzt; aber Sir Fred. Adams Hände hielten die Zügel nur schwach. Es würde ungerecht seyn, zu behaupten, daß das Materiale des Landes sich unter seiner Verwaltung nicht nach und nach verbessert habe: aber während man ihm den gerechten Vorwurf macht, nur Corfu im Auge behalten und alle andern darüber vergessen zu haben, ist es traurig, bemerken zu müssen, wie wenig einerseits das Volk gewonnen hat, und wie viel andererseits die Inseln kosten. Das Einkommen betrug in der letzten Zeit seiner Regierung im Durchschnitt 150,000 Pfund, welche zu den Ausgaben nicht hinreichten, während England jährlich eine gleiche Summe für die Truppen zahlt. Von obigem nimmt die Civilliste gegen 57,000 Pfund, das Militärwesen mehr noch in Anspruch. Für einen Staat, dessen Bevölkerung sich auf etwa 193,000 Seelen beläuft, ist dieß freilich übertrieben, aber das Räthsel wird gelös't, wenn man findet, daß der Lord-Ober-Commissär und der Präsident der Vereinigten Staaten ungefähr gleich bezahlt werden, und daß auf die noch unvollendeten Befestigungen von Corfu in sieben Jahren 154,000 Pfund verwendet worden sind, wozu die übrigen Inseln ihre Beisteuer leisten mußten, während für die Forts von Zante und Cerigo beinahe nichts geschah. Das Centralisationssystem, welches im Plane der jonischen Regierung zu liegen scheint, mag manchmal nützlich seyn und gute Folgen haben: im gegenwärtigen Fall aber, und wenn man die Verhältnisse des gesammten Staates näher ins Auge faßt, findet man sich versucht, an dessen Vortheilen zu zweifeln.

Es ist nicht leicht möglich, ein schöneres und pittoreskeres Land zu sehen, als Corfu. Kaum hat man sich ein wenig von der Stadt entfernt, so findet man sich vom Grün umgeben: ganze Waldungen von Oelbäumen ziehen sich nach allen Seiten hin, und zwischen ihnen gewährt der hügelige, mit Moos und Gras und Kräutern bedeckte Boden die angenehmsten Plätze zum Lustwandeln. Der Oelbaum ist in Griechenland etwas ganz Anderes, als in Italien, wo er nur zu häufig die Landschaft eintönig und farblos macht: hundertfach verschlungen ist sein Gezweige, in phantastischen Formen krümmt und

ästet sich sein dicker, knotiger Stamm, und bisweilen möchte man sich in einen verzauberten Wald versetzt glauben, so vertrackte und tolle Zerrbilder und Fratzen scheinen den Wandrer von ferne anzugrinsen. Aber man verwendet nicht die mindeste Sorgfalt und Pflege auf diese schönen und nützlichen Bäume, die einen so bedeutenden Theil des Nationalreichthums ausmachen. An Beschneiden, Aufhacken, Düngen wird nicht gedacht; Tausende und wieder Tausende stehen dicht neben einander, ihre Production wird gehindert, böse Luft erzeugt. Unzählige gehn durch eiternde Beulen und aus diesen sich entwickelnde Insecten langsam zu Grunde. So wie Landwirthschaft und Industrie überhaupt auf einer sehr niedrigen Stufe stehn, so ist auch die Bereitung des Oels mit allen erdenklichen Mängeln behaftet. Der Landmann läßt die Frucht abfallen und lange am Boden liegen, bevor er sie einsammelt, und dann in den Reservoirs zur Gährung kommen, ehe er sie in die Pressen bringt, welche, außerdem daß sie unvollkommen sind, nicht reinlich gehalten werden — das allgemeine und Hauptübel bei allem, was der Grieche vornimmt. Daher kommt es, daß die zweihunderttausend Tonnen, welche die zweijährliche Ernte von den schönsten Bäumen der Welt im Durchschnitt liefert, von einer weniger denn mittelmäßigen Qualität und im Handel nur wenig gesucht sind.

Je malerischer und reizender nach allen Seiten hin Beduten sich eröffnen, laubreiche Waldungen, Weinberge, Dörfer, die an die Höhen angeschmiegt liegen, und halb vom Grün verdeckt werden, Pfade, die bald verschwinden, bald über dem Haupte des Wanderers oder tief unter ihm wieder zum Vorschein kommen, dunkle Berggipfel und blaue Meeresbuchten — um so lebhafter muß man bedauern, daß dieses schöne Land so vernachlässigt, daß der Anbau so sorglos und träge betrieben wird. Die Reichthümer, auf welche die Natur den Corfioten hingewiesen hat, liegen unbenutzt; Mühseligkeiten und Hindernisse, selbst geringe, schrecken von der Arbeit ab. In den Ebenen liegt vieles Land brach, zum Theil aus dem Grunde, weil Ueberschwemmungen der Gebirgströme die Luft verderben; die meisten Hügelabhänge sind unbebaut. Der Feldbau wird nachlässig verrichtet, und erfreut sich keiner Aufmunterung; zu leichteren Arbeiten werden Frauen gebraucht. Pferde treten hier, wie gewöhnlich in Griechenland, das Getreide aus. Die Hauptnahrung des Landmannes ist der Mais, der trefflich fortkommt, und reichen Er-

trag liefert: von ihm wird das gewöhnliche Brod gebacken. Roggen und Gerste baut man nur in einigen Kantonen.

Ein junger Engländer, welcher sich viel mit der Agronomie beschäftigt hat, und eine Zeit lang die später eingegangene maltesische Mustercolonie leitete, welche vor mehreren Jahren zu Pronos auf Cephalonia angelegt wurde, entwirft eine nicht uninteressante, aber keineswegs tröstliche Schilderung des Verfahrens des jonischen Landmanns. Der Getreidbau besteht in beständigem Aussäen von Weizen, Mais, Gerste, Roggen oder Hafer, so lange man den Boden für fähig hält, die Saat zu tragen. Die besten Pächter säen ein Jahr ums andere, und lassen in der Zwischenzeit das Land brach liegen. Statt aber diese Zeit zur Besserung des Bodens zu nutzen, pflügt der Jonier sein Grundstück auch nicht ein einzig Mal, und nimmt nichts damit vor, bis zur Epoche, wo wieder gesäet werden soll: dann wird das Getreide einfach ausgestreut, eingepflügt, und damit ist bis zur Ernte die ganze Arbeit abgemacht. Der Boden, welcher auf solche Weise brach liegen bleibt, kann sich nur verschlechtern. Einige Grundstücke auf Cephalonia läßt man in dieser Art 3 — 4 Jahre, verbrennt dann das Gestrüpp auf denselben, was eine erträgliche Düngung gibt, und also eine gute Ernte verschafft; hierauf läßt man das Gestrüpp wieder wachsen, was einige Jahre braucht, und verfährt sodann nach derselben Weise. Ein Eigenthümer — und dieser war einer der vernünftigsten — auf Cephalonia bebaute ein Stück Land folgendermaßen: 1829, eine Saat Frühlingsweizen; im Herbst desselben Jahres eine zweite Saat Weizen, die 1830 geerntet wurde; 1831 auf denselben Boden, ohne andere Vorbereitung, als einmaliges Umpflügen, wieder Weizen. Letztere Ernte war freilich kaum des Einsammelns werth. Zudem wird das Pflügen sehr nachlässig betrieben: die hier gebräuchliche Art von Pflug ist so unvollkommen, daß die Erde nicht umgeworfen wird, so daß das Unkraut unzerstört bleibt. Die Pflugschar dringt nicht über 3 Zoll in den Boden, obgleich derselbe an den meisten Stellen 2 Fuß tief ist. Würde das Land ordentlich bearbeitet, so könnten nicht bloß Wicken, Erbsen und andere Saat zum Futter für das Vieh, die auch in dem mittelmäßigsten Boden fortkommen, gebaut werden, sondern jede Pflanze könnte mit Vortheil in diesem Lande gepflegt werden; mancher Distrikt würde sich zur Schafzucht und zum Viehmästen trefflich eignen, und dem Eigenthümer sowohl

hinsichtlich der Thiere selbst, als des dadurch zu erlangenden Düngers große Vortheile gewähren.

Es vereinigen sich manche Umstände, den Landbau auf einer niederen Stufe zu erhalten. Die meisten Eigenthümer bekümmern sich wenig um ihre Güter, und leben müßig in der Stadt, oder sind gar in Italien ansässig. Bei der Verarmung und Verschuldung vieler wirkt das Hypothekensystem darauf ein, daß vieles brach liegen bleibt. Das Recht des Durchgangs war namentlich in früheren Jahren, ehe es ordentliche Wege gab (die auch jetzt noch sehr häufig fehlen), den angebauten Ländereien äußerst schädlich. Die Art des Aussäens ist fehlerhaft, die Wahl der Sämereien unsorgfältig. Alles dieses, und überdieß die einem südlichen Klima eigene Liebe zum dolce far niente, und das Leben in den Tag hinein, erklären hinreichend, weßhalb die jonischen Inseln, bei all ihrer Fruchtbarkeit, so wenig productiv geblieben sind. *)

Die Insel Corfu, welche sich in ihrer Sichelform so lang hinstreckt, gleichsam eine Vormauer der epirotischen Küste, hat namentlich gegen die Mitte zu eine nur sehr unbedeutende Breite. In etwa 3 Stunden fährt man von der Stadt nach Palåo-Castrizza, einem dicht am jonischen Meere gelegenen Kloster. Die Straßen, welche Corfu in verschiedenen Richtungen durchschneiden, sind schön, gut angelegt und unterhalten. Es ist nicht viele Jahre her, seit die Landstraßen auf diesen Inseln eine Seltenheit, und die wenigen vorhandenen im erbärmlichsten Zustande waren: die neuen stammen aus der Zeit Sir Fred. Adam's. Anfangs befolgte man das freilich harte System der Corvée oder gezwungenen Arbeit, womit man auf Corfu wenig ausgerichtet, auf Cerigo und Cephalonia aber ziemlich weit gekommen zu seyn scheint. Auf dieser letztern Insel wurde eine, 1 Fuß auf 12 steigende Straße über den 1500 Fuß hohen und äußerst steilen Gebirgspaß Liberales im Monte nero (dem Arnosgebirge der Alten) geleitet, wo man es früher nicht für möglich gehalten hatte. Die Straßen kosteten hier, wo man selten eine Meile lang ohne Sprengung durch Schießpulver arbeiten konnte,

---

*) Details sur Corfu. 1826. (vom Baron Theotoky.)

im Durchschnitt 140 Pfund die Meile (engl.), während die gleiche Strecke auf dem weit ebenern Corfu an 800 Pfund Auslagen verursachte. Die übrigen Inseln beschweren sich, daß man ihre Einkünfte zu den corfiotischen Straßen verbraucht, und ihre eigenen unvollendet gelassen habe. Wie dem auch sey, man durchreis't einen Theil der Insel im Wagen und auf vortrefflichen ebenen Wegen, und das ist ein unerhörter Luxus, wenn man aus der Levante kommt, wo man Tage lang auf Pferden und Maulthieren einem gewöhnlich nur dem Namen nach vorhandenen Pfade folgt, den man, in Ebenen wie im Gebirge, ohne Führer nicht finden würde, und von dessen Daseyn oft nur die Hufmale im Boden, oder der öde, einsam liegende Khan Kunde gibt.

Die anmuthigste Abwechslung belebt den ganzen Weg nach Paläo-Castrizza. Nicht lange nachdem man die Stadt verlassen, steigt man in die Niederungen hinab, durch welche der Potamo fließt, nicht ferne von dessen Mündung und von dem Dorfe, das mit dem Flusse gleichen Namen hat, schilfreiche Sümpfe sich erstrecken, welche im Sommer die Luft sehr ungesund machen. Der Hafen, die einst mit Baumpflanzungen, jetzt mit Festungswerken bedeckte Insel Vido, wo eine Abtheilung Jäger in Garnison lag, die kleine Lazarethinsel San Dimitri, die geräumige Bucht und die im weiten Halbkreise sie einschließende Küste, auf welcher sich, mit dunkeln Eichen- und Buchenwaldungen, oft von Wolken umlagert, der Berg S. Salvator — der Pantokrator oder Allbeherrscher der Alten — an 3000 Fuß hoch emporthürmt: *) alles dieses umfaßt das Auge mit Einem Blicke. Die pittoreske Tracht der Bäuerinnen trägt dazu bei, die Landschaft zu verschönern. Ihr Rock ist kurz, das Mieder zugeknöpft, Schürze und Schleier (Manta) dürfen nicht fehlen. Das Haar ist entweder platt, und nach hinten gekämmt und zusammengebunden, oder in Flechten um den Kopf gelegt. Goldene Ketten und Halsbänder verschiedener Art

*) Die Berggruppen im nördlichen Theile der Insel — die Höhen von Signes, der Pantokrator, von Perithya u. s. w. — werden mit dem Gesammtnamen Oros, das Gebirge, bezeichnet. — Die jonischen Inseln sind von dem Naturforscher wenig beobachtet worden. Der Boden von Corfu ist kalkig, alle bedeutenden Höhen bestehen aus gewaltigen Urkalkmassen. Marmor findet sich an mehreren Orten.

Art sind sehr gewöhnlich; Sandalen werden mittelst Bänder um den Fuß befestigt.

Bald wird die Aussicht durch den Wald riesiger Oelbäume beschränkt, welchen der Weg durchschneidet, und der an manchen Stellen sein schattiges Laubdach über ihn ausbreitet. Die Rebe, schwerbelastet, rankt sich mit Mühe vom Boden empor. Auch ihre Cultur ist vernachlässigt, obgleich das Erdreich so fruchtbar ist, daß der Weinstock schon trägt, nachdem er erst 18 Monate gepflanzt worden. Der corfiotische Wein, den einst Xenophon und Athenäus lobten, ist nicht unangenehm, aber schwer, und von dunkelrother Farbe: er hält sich nicht lange, weil man bei seiner Verfertigung zu sorglos zu Werke geht. Sonst findet man wenige Anpflanzungen, ausgenommen in der Ebene Felder von Mais, welchen der Jonier mit lombardischem Ausdrucke Meliga nennt. Die Kartoffel, diese fast in jedem Boden und jedem Klima ausdauernde, leichte Mühe mit Wucher lohnende Nahrung des Städters und Landmanns, vor der französischen Occupation unbekannt, und deren Anbau der berühmte Geschichtschreiber des neuern Italiens, *) welcher sich eine Zeit lang als Militärarzt auf der Insel befand, so warm anrieth, sieht man nur selten, obgleich sie gut fortkommt: der griechische und italienische Landbauer scheint sich nicht an sie gewöhnen zu wollen. Mit Ausnahme der wenigen genannten Pflanzungen ist die ganze Strecke ohne Anbau: Erdreich, welches Hunderte fleißiger Menschen ernähren könnte, sieht man mit nutzlosem Gestrüpp bedeckt. Die Gartenerde — eine Art Kalkmergel mit wenigem Alaun und zersetzten vegetabilischen Substanzen — ist an vielen Stellen tief und äußerst fruchtbar. Am meisten findet sich dieß in der großen Niederung, welche Val di Ropa genannt wird. Mehrere Meilen von der Stadt entfernt, nur durch die letzte Hügelreihe vom jonischen Meere geschieden, dehnt sich dieses, in etwas einem Krater ähnelnde große Thal, in einer Länge von etwa sechs englischen Meilen aus. Von den mit Oelbäumen bedeckten Höhen, welche es nach Osten einschließen, sieht man es, flach und grün, vor sich liegen: mehrere Bergströme bewässern es, und machen es nicht selten in feuchten Jahren zu einem sumpfigen See. Im Winter 1795 konnte man den größten Theil desselben mit Kähnen befahren. Nur in

*) C. Botta, Storia naturale e medica dell' Isola di Corfu.

der Mitte des Sommers trocknet der Boden, und das Wasser zieht sich in die Abzuggräben zurück. Große Maispflanzungen machen hier den Hauptheil des Anbaues aus: sie liefern etwa zehntausend Malter des Jahres.

Ueber die Hälfte des Weges hinaus wird die Gegend gebirgiger und milder: die Straße windet sich zwischen malerisch-erhabenen Felsenmassen hindurch, welche auf den Seiten steil emporsteigen. Endlich sieht man das Meer vor sich: an seinem Strande schlängelt sich in zahlreichen Krümmungen, die man über und unter sich erblickt, der Weg, einmal von Klippen eingeschlossen, ein andermal die Aussicht auf die Wasserfläche bietend: Paläo-Castrizza liegt auf der Spitze eines ins Meer hineingeschobenen Vorgebirges — das Promontorium Phalacrum der alten Geographie — welches nur durch einen felsigen Abhang mit dem Lande zusammenhängt, während die See es in verschiedenen, bald klippen-umgürteten, bald sandigen, kleinen Buchten umspielt, in den wundervollsten Schattirungen, vom dunkelsten Grün bis zum tiefsten Blau des südlichen Himmels, nach Westen einen majestätischen Horizont bildend, an dem man, an ganz heiteren Tagen, die Küste Italiens erblickt. Die malerisch-geformten Felsen sind theils nackt, theils mit Gesträuch bewachsen: auf einem der steilsten sieht man die verwesenden Trümmer eines mittelalterlichen Castells, des Schlosses Sant' Angelo, welches einer der paläologischen Herzoge im dreizehnten Jahrhundert erbaute, bevor Carl von Anjou (1274) Corfu der Krone Neapels unterwarf. Weiter ins Land hinein liegt auf beträchtlicher Höhe ein Dörfchen, über welchem, auf einem Punkte, von wo man den größten Theil der Insel überblicken kann, ein weißes Häuschen zum Telegraphen eingerichtet worden ist. Auf dieser Seite landet die wöchentlich einmal von Otranto eintreffende Courierbarke — der gewöhnliche Verbindungsweg mit Italien und den Abendländern, da die Dampfboote, welche einerseits nach Ancona, andrerseits über Malta und Gibraltar nach England fahren, nur Einmal monatlich ankommen und abgehn. Die Nähe des italienischen Festlandes würde die Communication zwischen demselben und den jonischen Inseln sehr leicht machen, bestände nicht die neapolitanische Regierung auf einem Quarantänesysteme, welches, unvernünftig strenge, wenn man die in Griechenland beobachteten Vorsichtsmaßregeln in Anschlag bringt, und in keinem Verhältnisse mit der

Contumazzeit in Ancona, jeden Reisenden abschreckt. Auch solche, die ihr Weg nach Corfu führt, entschließen sich nur selten zur Reise durch Apulien, wegen der mangelhaften Einrichtung des Postwesens und anderer Hindernisse in diesen Gegenden.

Von allen Kaloyers, welche das ehemalige Kloster Paláo-Castrizza bewohnten, war nur einer geblieben, den seine neunzig Jahre und Gewohnheit an seine einsame Zelle fesselten, die er nun nicht mehr verläßt. Die Zahl der Klöster in Griechenland ist bedeutend: dem Athos, dieser Thebais unserer Tage, gaben sie seinen modernen Namen des heiligen Berges, und Megaspilion bleibt noch immer eine der Sehenswürdigkeiten der Morea. Unwissenheit und Trägheit haben in diesen alten Mauern, zwischen diesen niedriggewölbten Kreuzgängen ihre Wohnsitze aufgeschlagen, wo Bilder mit glotzenden Augen, dunkelbraunem Teint, riesenlangen und schmächtigen Armen und Beinen aus rauchgeschwärztem Goldgrunde geisterhaft hervorschauen. Der Einfluß der Mönche ist bis auf die jüngsten Tage immer sehr groß gewesen — weniger auf den Inseln, welche fast immer Herrschern von der abendländischen Kirche unterworfen waren, wenn auch, namentlich auf Cephalonia, die Zahl der Klöster und ihre Einkünfte keineswegs unbedeutend waren. Für den der Osmanenherrschaft unterworfenen Griechen war die Fahne des Kreuzes und der Kirche die einzige Standarte, welche er als eine nationale anerkennen, um die er sich sammeln, zu der er schwören konnte. — Viele dieser Klöster sind nun von der Regierung zu anderen Zwecken benutzt worden: Paláo-Castrizza wurde zu einem Convalescentenspital für Militär umgeschaffen, und scheint sich auch durch seine hohe, freie Lage, die stärkende Seeluft und die geräumigen Gebäude dazu zu eignen, obgleich von einigen Seiten her der Einwurf gemacht worden, daß der Ort nicht ganz gesund sey. Jedenfalls aber ist er der tief liegenden, eingeschlossenen, von Felsen und Mauern umgebenen Hauptstadt vorzuziehn, wo im Sommer die drückendste Schwüle herrscht. Für den Winter ist Paláo-Castrizza zu kalt, und den Winden, namentlich dem Westwinde, zu sehr ausgesetzt. Bei dem Kloster, die reizendste Aussicht auf Land und See gewährend, liegen zwei, von englischen Officieren erbaute Miniaturhäuser oder Cottages, die während der schönen Monate immer Bewohner finden, welche diese Einsamkeit dem langweiligen Alltagsgetreibe einer höchst uninteressanten Stadt vorziehen, und an der

Pflege der kleinen Gartenbeete Vergnügen finden, die vom April bis October die Blumen dieses begünstigten Himmelsstriches in bunter Reihe zur Schau tragen.

In einer dicht vor der Stadt gelegenen Kirche, wenn man nach dem Flecken Manducchio hingeht, sieht man das Grab des Grafen Capodistrias. Auf dem weißen Marmorsteine lies't man nichts als die Worte: J. A. Capodistrias Gouverneur von Griechenland. Nach der blutigen Katastrophe von Nauplia brachte bekanntlich Graf Augustin die Leiche seines Bruders ins Vaterland zurück; und hier fand sie diese abgeschiedene, halbvergessene Ruhestätte. Die Familie Capodistrias ist unter den vielen, welche auf den jonischen Inseln, wo es Adel die Hülle und Fülle gibt, von jeher in Hader und Zank und Eifersucht gelebt, eine der angesehensten, und während der Zeit, wo Griechenland unter ihrem Einflusse stand, brachte sie es, durch ihre zahlreiche Clientel — ein Institut, oder eine Gewohnheit, die hier noch in alter Machtvollkommenheit besteht — dahin, daß die Corfioten, von denen mehrere zur nauplioтischen Regierung gezogen wurden, sich beinahe in Masse zu des Präsidenten lebhaftesten Vertheidigern und Anhängern schaarten. Dieß hat sich natürlich geändert. Mehrere Glieder der Capodistrias'schen Familie leben noch auf der Insel, wo sie zu den begüterten Landeigenthümern gehören: sie machen sich jetzt ebensowenig bemerklich, wie der größte Theil des jonischen Adels, ein trauriger, halb italienischer, halb griechischer Rest aus der venezianischen Zeit, meist verarmt, unthätig und unwissend; der brittischen Regierung den Hof machend, welche alle Stellen von einiger Bedeutung mit Ausländern besetzt, während, die Jonier bei guter Laune zu erhalten, ein Senatspräsident und Senatoren (fünf an der Zahl) und ähnliche Puppen geschaffen wurden, welche an der Schnur des Lord-Ober-Commissärs tanzen müssen, der sie bald zum Schweigen zu bringen weiß, wenn sie, wie es schon geschehn, sich ja einmal einfallen lassen, eigene und unabhängige Ideen zu haben. Der einzige Spielraum, welcher der Thätigkeit dieses Insulaneradels, der Fürsten, Grafen und Freiherren mustert, gelassen worden, sind Intriguen unter- und gegeneinander, und zahllose Processe, welche gewöhnlich beide Theile zu Grunde richten. Können sie mit gleichen Kräften gegeneinan-

der kämpfen, so ist der Sieg wenigstens zweifelhaft, und die Sache schleppt sich in Ewigkeit hin; hat aber der Arme mit dem Reichen zu thun, so fesselt und hemmt das auf den Inseln, namentlich auf Cephalonia, immer noch bestehende Feudalsystem, durch seinen verderblichen Einfluß auf abhängige Richter und käufliche Sachwalter, den Gang der Gerechtigkeit auf solche Weise, daß die Angelegenheit schon als a priori entschieden betrachtet werden kann. Nur die oberste Gerichtsstelle zu Corfu (wo neben zwei Inländern zwei brittische Rechtsgelehrte sitzen) genießt eines unbescholtenen Rufes.

Wenn man die gegenwärtigen Verhältnisse der jonischen Republik recht überdenkt, und manche bereits oben gemachte Bemerkungen zusammenfaßt, so findet man sich natürlich zu der Frage veranlaßt: was denn eigentlich die brittische Verwaltung den Inseln genutzt hat, und ob dieser Nutzen von der Art ist, wie Einige glauben machen möchten? Sehen wir auf den Zustand tiefen Verfalls, in dem die Inseln sich befanden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie in Bezug auf Einrichtungen, auf Ordnung, auf Bauten, auf Handel vielfach gewonnen haben — ob sonst aber, möchte problematisch seyn, wenigstens ob in dem Grade, wie man mit Recht erwarten sollte, wenn man betrachtet, daß sie zwanzig Jahre lang in den Händen einer freisinnigen, industriösen und erleuchteten Nation gewesen. Die wiederholten Erfahrungen aller Reisenden haben die wenig günstige Meinung vom griechischen Volkscharakter im Durchschnitte bestätigt: der Jonier unterscheidet sich vom Moraiten und Rumelioten nicht so sehr, als es scheinen dürfte. Die brittische Regierung, welcher vorzugsweise daran gelegen war, Corfu, diesen Schlüssel des adriatischen Meeres, immer mehr zur Trutzveste zu machen, wie Gibraltar und Malta, setzte eine Militär-Verwaltung ein, die sich als solche zeigte. Nutzen hat England von seiner Colonie nicht: die 3000 Mann Truppen, welche, dem Pariser Vertrage gemäß, die Inseln unterhalten sollen, aber nicht können, kosten im Gegentheil schweres Geld — weßhalb sollte es sich viel darum kümmern, ob der Jonier glücklich war oder nicht? die Regierung ist ächt militärisch eingerichtet, mag es auch dem Namen nach anders seyn: wie auf Corfu der Lord Ober-Commissär Alles über alle vermag, so sind die Civil-Regenten der einzelnen Inseln von einem sogenannten Residenten abhängig, dessen Gewalt ziemlich unbestimmte Gränzen hat und der in den meisten Fällen ein brittischer Officier, immer aber ohne weiteres vom Lord

Obercommissär hingesetzt ist und mit dem Senate nichts zu thun hat. Maitland regierte mit eiserner Ruthe; sein Nachfolger sah mehr nach, gab mehr aus und erreichte weniger. Der größte Vorwurf, den man Sir Fr. Adam machen kann, ist der Mangel an Oekonomie. Nicht nur die von seinem Vorgänger bei seinem 1824 erfolgten Tode zurückgelassenen Ersparnisse wurden verbraucht, sondern die jährliche Ausgabe vermehrte sich um beinahe 70,000 Pfund, so daß die Einkünfte nicht ausreichten, ob sie gleich, namentlich durch das plötzliche Steigen des Preises der Corinthentraube (Uva passera), deren Monopol die jonischen Insel während der griechischen Revolution besaßen, sich um ein Drittel vermehrten. Die beiden ersten Lord-Ober-Commissäre waren Militärpersonen: das Whig Ministerium in dem Lord Goderich als Staats-Secretär für die Colonien auch für die jonischen Inseln zu sorgen hatte, wollte die Lage der Dinge ändern. Sir Fr. Adam wurde zum Gouverneur von Madras ernannt; sein Nachfolger, Lord Nugent, einer der Lords der Schatzkammer und Bruder des Herzogs von Buckingham, machte Anfangs großes Aufheben von Liberalismus und Popularität — das jonische Parlament, das unter ihm zusammenberufen ward, schien die Sache unrecht zu verstehen und jagte bald Seiner Herrlichkeit Schrecken ein. Er schaffte ein paar Zölle ab — und fand, daß er nichts Anderes erreichte, als das Einkommen um 20,000 Pfund zu schmälern. Die aufgehobenen Zölle waren der auf den inländischen Wein bei seiner Versendung von einer Insel zur andern, und das Getreide-Monopol auf Corfu (auf den andern Inseln bestand es nicht). Gewiß wird niemand den Monopolen das Wort reden, aber es ist traurig, daß im gegenwärtigen Falle nicht der mindeste Vortheil für das Volk erzielt wurde, und einige Privatleute das in die Tasche steckten, was früher in die Casse der Regierung floß. Lord Nugent wollte Reformen in die Verwaltung einführen, von deren Gang er eine oberflächliche Kenntniß hatte — und konnte nur mit Mühe Unruhen in Cephalonia unterdrücken und den Pöbel von Corfu durch das Militär im Zaume halten, er hate weitumfassende litterarische und gelehrte Plane — und das einzige Resultat waren ein paar Hefte einer unbedeutenden Zeitschrift. Was er aber durch charakterloses Hin- und Hertreiben zuwege brachte, war, daß die Regierung unendlich von ihrer Autorität verlor — daß das gemeine Volk, roh und ungebessert, von seiner furchtsamen Unterwürfigkeit zurückkam — daß die Polizei viele Mühe

hatte, sich gehorsamen zu machen — daß die Gemüther aufgeregt wurden — daß mehr denn Eine willkürliche Handlung nothdürftig vertuscht werden mußte. Ohne Zweifel kam Lord Nugent mit redlichen Absichten auf die Inseln, aber es fehlte ihm nicht sowohl an gutem Willen und an Talent als an praktischer Geschäftskenntniß, Haltung und Festigkeit. So ließ das Melbournesche Cabinet bei seinem Sturze die jonischen Inseln, nachdem Hr. Stanley mehr denn Einmal Gelegenheit gehabt, sich von der wahren Lage der Dinge zu überzeugen.

Die Moralität des Joniers ist tief gesunken. Die rasche Auffassungsgabe, die lebendige Phantasie, der scharfe Verstand, womit die Natur ihn begabt, bleiben ohne gute, häufig ohne alle Leitung und Richtung. Von dem Erziehungswesen ist nicht viel zu sagen. Die menschenfreundlichen Bestrebungen des edeln Grafen Guilford, gehemmt durch Mangel an Aufmunterung, oder richtiger durch den Widerstand und die Intriguen, die er fand, scheiterten durch seinen frühen Tod. Noch besteht auf Corfu die sogenannte Universität, die er mit so vielen Aufopferungen gestiftet: aber sie verdient kaum mehr den Namen eines mittelmäßigen Collegiums, und der Jonier, welcher eine höhere wissenschaftliche Bildung erlangen will, muß die italienischen Hochschulen besuchen, unter denen gewöhnlich Pisa, Bologna und Padua gewählt werden. Ein in der Hauptstadt bestehendes Seminar für Geistliche ist eine der wenigen guten Anstalten der letzteren Jahre. Einige Schulen des gegenseitigen Unterrichts, zu deren Gründung Lord Guilford gleichfalls gewirkt (zu Argostoli und Lixuri auf Cephalonia, zu Vathy auf Ithaka u. s. w.), halten sich nothdürftig; die Bemühungen von Privatleuten, meist Fremden, müssen sich natürlich auf einen geringen Wirkungskreis beschränken. Das Volk, namentlich auf dem Lande, bleibt ohne Unterricht, denn derjenige, welchen meist unwissende Popen ihm ertheilen können, darf nicht in Anschlag kommen: die verderblichen Folgen dieser Vernachlässigung, bei lebhaftem Temperament und heißem Blut, zeigen sich täglich. Die Presse ist ein Monopol des Gouvernements und steht unter der Censur des Senats-Secretärs, welcher immer ein Engländer ist: die Kosten des Drucks sind so bedeutend, daß die Wenigen, welche etwas zu veröffentlichen im Sinne haben, es meist vorziehen, ihre Manuscripte nach Italien, Malta oder Griechenland zu senden. — Die Armuth ist meist drückend. Die

Wohnungen, besonders in den Dörfern, sind nackt und elend; das Land wird — größtentheils durch besitzlose Colonen, deren es auf Corfu an 20,000 gibt — schlecht bebaut; die kleinen Eigenthümer sind durch das verderbliche System, wobei die Rechte der Pächter, die Kosten der Cultivation, der Gehalt des Popen, Beeinträchtigungen und Diebereien aller Art von Seite der Taglöhner und Landstreicher den größten Theil des Einkommens verschlingen, meist zu Grunde gerichtet. Die Industrie ist nicht der Rede werth: beinahe alles, selbst das Unentbehrlichste, muß von außen kommen, während die Ausfuhr unbedeutend ist, und sich auf Oel, Salz, Seife und Früchte beschränkt. Die Corinthentraube, der Hauptartikel des Handels von Cephalonia und Zante, namentlich seitdem während des Aufstandes in der Morea ganz Achaia verwüstet wurde, *) kann in Bezug auf Corfu gar nicht in Anschlag gebracht werden. Die Schifffahrt ist hingegen nicht ohne Wichtigkeit, obgleich sie sich meist nur auf die Schwesterinseln, die griechischen Küsten und die Häfen des jonischen nnd adriatischen Meers erstreckt.

So ist es mit den jonischen Inseln beschaffen. Auf Corfu soll das Uebel, im Vergleich mit den übrigen, nicht eben am geringsten seyn. In die Stadt zusammengedrängt — welche zum Nachtheil des Landes ein Drittel der Bevölkerung absorbirt, wäh-

---

*) Die große Nachfrage nach Corinthen veranlaßte, daß die Anpflanzungen derselben sich unverhältnißmäßig auf Kosten aller übrigen Landbauzweige mehrten, wovon die unausbleibliche Folge war, daß die Quantität des Ertrags den Absatz übersteigen mußte, und der Preis sank. Statt der 5 Millionen Pfund Gewicht, welche in früheren Jahren im Durchschnitt auf Cephalonia gewonnen wurden, betrug die Lese 1829 das Doppelte. Schon 1828 blieb die Hälfte des Ertrags (über 4 Mill. Pfund) unverkauft. Daher sah sich im Winter 1829 das Volk auf Cephalonia mit einer Hungersnoth bedroht, da das Geld selten, das Getreide wegen geringer Einfuhr theuer, der Schneefall überdieß so bedeutend war, daß die Thäler unter ihm begraben lagen, und der arme Bauer seine gewöhnliche Winternahrung, die Lackana, ein Gemenge wildwachsender Kräuter, namentlich Dandylion, welches mit Oel und Brod gegessen wird, nicht einsammeln konnte. (Vrgl. Napier a. a. O.) — die Abgabe von den Corinthen betrug (nach Lord King's Angabe bei Mac Culloch) 1830: 28,407 Pf. St. 10. 10. In England belief sich 1829 der Eingangszoll für 1000 Pfund Corinthen, für welche der Eigenthümer 3 Pf. 5 Sch. erhalten, auf 19 Pf. 19 Sch.

rend Argostoli, die Hauptstadt von Cephalonia, das an 60,000 Seelen zählt, nur 4000 Einwohner hat — kriecht das Volk vor seinen Herren, welche es dagegen wieder auf alle Weise zu übervortheilen sucht. Eine zahlreiche Garnison trägt nicht gerade dazu bei, moralischen Sinn zu verbreiten. Die arbeitscheue Indolenz des griechischen Volkscharakters hindert jeden Aufschwung, und die Regierung, welche die Inseln so zu sagen nur als militärische Position betrachtet und behandelt, thut wenig, dem Uebel abzuhelfen, die schlummernden Kräfte zu wecken, die vergrabenen Schätze zu nutzen, und ein so schönes Land zu dem Grade von Wohlstand und Selbstständigkeit zu erheben, wozu seine reichen inneren Hülfsmittel, seine glückliche Lage und die natürlichen Anlagen seiner Bewohner ihm Befähigung und Ansprüche geben.

Eine Apenninen-Tour.

Der Verfasser des „Anastasius" sagt irgendwo in seinem so wahren als glänzenden Landschaft- und Sittengemälde: „Ein Lazareth ist eine Art von Fegfeuer, das zwischen den Regionen des Unglaubens und dem Reiche der ächten Lehre liegt, und Quarantaine mag ein Ordal genannt werden, das Alle bestehen müssen, welche, aus dem ersteren kommend, in letzteres aufgenommen zu werden wünschen." Je wahrer diese Bemerkung ist, um so mehr wird man meine Ungeduld zu würdigen wissen, gereinigt von allen Uebeln oder allem Verdachte, die den aus der Levante kommenden Reisenden nothwendig ankleben müssen, aus dem mit Graben und Mauer umgebenen Fremden-Gefängnisse in Ancona entlassen zu werden.

Unsere Haft hatte freilich, da wir doch zunächst aus einem christlichen Lande herkamen, nicht sehr lange gewährt. Morgens früh um 7 Uhr hatten wir an Bord des jonischen Dampfbootes „Eptanisos" (die sieben Inseln) Corfu verlassen; zwei Stunden darauf war die „luftige Burg der Phäaken" im Nebel und Regen verschwunden, der das dunkle Haupt des Pantokrator verhüllte und uns nur auf Augenblicke auf dem Verdecke zu bleiben gestattete. Wir segelten an der grünen und flachen, sumpfigen Küste bei Bucintro vorüber, sahen die „scheußlichen Klippen Acroceraunia's," von Wind

und Wogen umstürmt, und erreichten bald durch den engen Canal, welcher Corcyra vom albanischen Festlande trennt, den Beginn des adriatischen Meeres, dessen Schlüssel jene Insel genannt wird. Der folgende Tag war heiter und schön, scharfe Inselfelsen blickten hier und da mit ihren zackigen Häuptern aus der glatten Fluth hervor, die sich um Schaaren nach Süden ziehender, bald auftauchender, bald verschwindender Delphine kräuselte. Schon vor Mittag erblickten wir vor uns zur Linken den hohen Gargarus und den Tavoliere d'Apulia, das Land von Manfredonia, und „Italia! Italia!" erklang von mancher Lippe, und mehr denn Ein Herz bebte dem langersehnten schönen Land entgegen. Wir legten über zehn Miglien in der Stunde zurück; in einen undurchdringlichen griechischen Kapuzenmantel gehüllt, schlief ich auf dem Verdeck, das trotz der übergespannten Zeltdecke vom Thau der Septembernacht ganz durchnäßt war. Am nächsten Morgen vor 6 Uhr waren wir dem schroffen und weißgrau aussehenden Ufer ganz nahe und erblickten die Kuppel der Santa Casa und die Kirchthürme Loretto's, und bald liefen wir in den weiten, von zahlreichen Schiffen gefüllten Hafen Ancona's ein, den wir nach acht und vierzigstündiger Fahrt erreichten, und um den sich die Stadt mit ihrem Augusteischen Triumphbogen auf dem Molo und dem hoch= und freiliegenden Dom St. Cyriaco amphitheatralisch gruppirt.

Nach ein paar Stunden, die wir mit dem Lesen der neuesten Nummern von Galignani's Messenger zubrachten, während der Capitän des Dampfschiffes nach dem Sanitätsamte fuhr, um sich und seine Passagiere zu legitimiren, ließ man uns in das Lazareth ein. Es ist ein geräumiges Gebäude im Fünfeck, mitten im Hofraum eine hübsche kleine Capelle, in welcher Sonntags Gottesdienst gehalten wird, mit der Aussicht auf jene, einen steilen Hügel krönende, ziemlich verfallene Citadelle, die einst nebst der Stadt dem berühmten Erzbischofe von Mainz, Christian Grafen Buch, in der Hohenstaufenzeit so mannhaften Widerstand leistete, aus der aber nach der Capitulation während des letzten Aufstandes der Romagna der päpstliche Commandant mit einem Mann abzog. — Große Waarenmagazine umgeben die Wohnungen, und aus ihnen blickte ich oft nach dem Meer und dem grünen Hügellande der mit Landhäusern bedeckten Küste. Es ist ein peinliches Gefühl, seine Tage in einem beschränkten Raum und in der Gefangenschaft zubringen zu müssen, wenn

man sich nach langer Abwesenheit zu Orten hinsehnt, wo man geliebte Freunde wiederzusehen hofft — und dieß muß jede Quarantaine zur Qual machen, wäre sie auch hundertmal besser als die Anstalt in Ancona, wo wir sonst über nichts zu klagen hatten als über die lästigen Mücken, die uns weder bei Tag noch Nacht Ruhe ließen. Doch auch das erreichte sein Ende; nach zehn Tagen und nachdem der Arzt erklärt, daß die Staaten Seiner Heiligkeit jetzt nicht mehr in Gefahr seyen, von uns verpestet zu werden, saßen wir, der Freiheit wiedergegeben, im Wagen, der uns rasch der durch ihre starkbesuchten jährlichen Messen bekannten Stadt Senigaglia zuführte. Grüne Anhöhen ziehen sich den ganzen Küstenstrich entlang, und zwischen ihnen und dem Meer ist nur die Straße, welche vor Ueberschwemmungen zu schützen, eine lange fortlaufende Reihe großer Steinblöcke dicht am Strand aufgeworfen ist. Italienisches Land, italienische Bauart traten mir hier zuerst wieder entgegen, und noch stärker würde der Contrast auf mich gewirkt haben, wäre ich nicht durch die schönen Straßen, welche Corfu durchschneiden, an diesen in Griechenland und der Türkei ungekannten Luxus in etwas wieder gewöhnt worden. Senigaglia lag bald hinter uns, und auf der Fortsetzung desselben Weges erreichten wir Fano, dessen enge Straßen mit hohen Häusern durch einen regnerischen Tag eben nicht freundlicher gemacht wurden. Hier nahmen wir vom Meer Abschied, verließen die große, über Rimini und Forli und so manche, sowohl in der Republikengeschichte des italienischen Mittelalters als in den Begebenheiten unserer Tage bekannt und berühmt gewordene Städte durch die Romagna nach Bologna führende Straße, und schlugen den Nebenweg nach Fossombrone ein, um durch das gebirgige Land des Innern und auf einer bisher nur selten von Reisenden betretenen Saumstraße nach Toscana zu gelangen.

Auch hier befanden wir uns wieder auf classischem Boden. In der Ferne lag der Monte Asdrubale, durch seinen Namen die Erinnerung an die punischen Kriege und an Hannibals unglücklichen Bruder zurückrufend, der am Ufer des Metaurus im Kampfe mit Livius Salinator und Claudius Nero Schlacht und Leben verlor. Es war die Via Flaminia, die uns nach dem alten Forum Sempronii führte, das barbarische Jahrhunderte Fossombrone geheißen, durch eine reizende, mit Obst- und Gemüsegärten, Wiesen und Getreidefeldern gefüllte Gegend, zwischen anmuthigen Hügeln, die mit dichten Reben-

pflanzungen bedeckt, während Landhäuser aus Thälern und von Höhen aus der grünenden Umgebung hervorblickten. Der Metauro strömte häufig dicht am Wege vorüber, der Hadria zueilend, in die er bei Fano seine Gewässer ergießt. In einem sehr beengten Thal am Ufer des Flusses sahen wir endlich Fossombrone vor uns liegen, auf dem linken Ufer von einer hochlaufenden Höhenreihe eingedämmt, zu deren vordersten Hügeln Wohnungen und Mauern empor steigen und sich mit dem Smaragdgrün des Laubes vermengen, während auf dem rechten Ufer, dem Städtchen gegenüber, ein abgerundeter Berg sich erhebt, dessen Gipfel ein Kloster trägt, zu welchem ein gewundener Pfad durch die Baumwildniß hinaufführt. Eine schöne, auf mehreren Bogen liegende Brücke, unter welcher im tiefen Bette der fischreiche Fluß rauscht, während die lange Reihe der Wohnungen dicht am Rande des Wassers fortläuft, verbindet beide Ufer und gewährt dem Wanderer nach beiden Seiten freundliche Aussichten auf die malerische Landschaft. In ächt italienischem Geschmack ist das Städtchen, das etwas über vierthalbtausend Einwohner zählen mag. Die Hauptstraße, mit zwei Linien zum Theil ansehnlicher Gebäude, ist von Arkaden eingeschlossen, in denen Krämer und Trödler aller Art einander überschreien, und ziemlich eng und dunkel; der Kirchen sind mehrere, worunter die Hauptkirche geräumig, aber geschmacklos und mit unbedeutenden Bildern. Es war der Abend eines Feiertages und alle Glocken läuteten, und die Menge von Geistlichen und schwarzgekleideten Seminaristen, die ich auf der Straße sah, erinnerten mich daran, daß ich mich in den Staaten Seiner Heiligkeit befand. — In dem Gasthofe zu den drei Königen ward uns ein gutes Mahl und ein reinliches Nachtlager zu Theil.

Wir verließen Fossombrone bei frühem Morgen. Einige Miglien von der Stadt, beim Dörfchen Colmazzo, scheidet sich die Straße, welche immer dem Laufe des Metauro folgt, der sich durch das meist schmale Thal zwischen den aufsteigenden Hügelmassen seinen Weg gebahnt hat, in zwei, von denen die zur Linken über Cagli und Fuligno nach Rom durch den an pittoresken Schönheiten so reichen Furlo=Paß führt, den wir noch halb im Morgendämmer mit seinen sonderbar zugeschnittenen Bergformen vor uns liegen sahen. Die andere Straße zur Rechten brachte uns nach Urbino, das in Hinsicht der Eigenthümlichkeit seiner Lage mit S. Marino und S. Leo wetteifert. Ein hoher Bergrücken, auf zwei Seiten schroff in tiefe

Thalschluchten abfallend, durch welche zwei Ströme, der Metauro und die Foglia, sich winden, während die Auffahrt auf dem Wege, den wir kamen, so steil ist, daß man nur mit Ochsenvorspann hingelangen kann, trägt die alte Hauptstadt eines Herzogthums, das der Familie der Rovere und auf kurze Zeit einem Sproß der Medici ihren Beinamen gegeben, und welches nach mehr denn Einer Katastrophe dem römischen Stuhl ungefähr nach demselben Recht anheim fiel, wie die estensische Besitzung Ferrara. Mit Pesaro verbunden zu einer Legation erhoben, wird Urbino gegenwärtig von dem reichsten der Cardinäle, dem Fürsten Albani, verwaltet. Hier ward Bramante geboren, hier verlebte Raphael im Hause seines Vaters Giovanni Sanzio seine Jugendjahre und versuchte seine ersten Pinselstriche, bis er nach Perugia zu Pietro in die Lehre gesandt ward; und sein Name allein hat dem Städtchen einen Ruhm wie wenigen gegeben. Urbino ist düster, mit engen, winkeligen Straßen und Häusern von mehreren Geschossen; Kirchen und Klöster die Menge, der ehemalige herzogliche Palast nicht unansehnlich. Ein großes und schönes Gebäude, mit einer imposanten Colonnade, war eben im Aufbau begriffen. Bis jetzt hat die abgeschiedene Lage, da fast keine Communication mit den Hauptstraßen statt fand, Verkehr und Handel nicht recht aufkommen lassen, wird aber der neue, große Verbindungsweg zwischen der Mark und Romagna und den Ländern nördlich von den Apenninen vollendet, so kann und wird auch Urbino an den Vortheilen, die daraus dem Land erwachsen müssen, lebhaften Antheil nehmen.

Bis hieher waren wir durch ein hügeliges, aber meist fruchtbares und ziemlich sorgfältig angebautes Land gekommen, wo fast überall die Rebe ihre schmächtigen Ranken von Baum zu Baum schlang; nun aber machte auf dem hohen Bergrücken, welchen die nach Urbania führende Straße zu übersteigen hat, die reiche, blühende Vegetation der Thäler einer wilderen, ernsteren Natur und halb öden Strichen Platz. Die Straße, welche in wiederholten Krümmungen ihren Lauf dahinzieht, ist vortrefflich und eben, und brachte uns bald nach dem in einer umhegten grünen Niederung liegenden Städtchen Urbania, dessen Hauptplatz durch eine Bildsäule Papst Benedicts XIV geschmückt ist. Nur bis hieher ist der Weg vollendet; man behauptete, es sey nicht möglich, durch den von heftigen Regengüssen angeschwollenen Metauro mit dem Wagen zu setzen. Doch wollten wir dieß versuchen.

Das Land ist hier von neuem fruchtbar und anmuthig; ein stattliches Kloster liegt dicht hinter dem Städtchen, und weiterhin zur Rechten auf einem konischen Hügel, mit ärmlichen Wohnungen und hohem Kirchthurm eines jener Bergnester, die so lebhaft an die früheren mittelalterlichen Jahrhunderte erinnern. Der Strom braus'te uns zur Seite in einem bald weiten, bald engen Kiesbette; schon stehen die Strebepfeiler einer prächtigen Brücke, die über denselben führen soll und an der man unausgesetzt arbeitet. Wir verließen den Wagen, der mit Hülfe von Ochsen ohne Unfall, aber bis an die Achse im Wasser durch die Furth ans andere Ufer gelangte, und stiegen selbst auf einer Leiter die Brückenpfeiler hinan, welche durch übergelegte Balken und Bretter für den Augenblick mit einander verbunden waren. Nicht lange darauf kamen wir in S. Angelo in Vado an, und hier hatte für jetzt das Fahren ein Ende.

Die Saumstraße, welche auf einer Strecke von etwa 25 Miglien Länge von S. Angelo in Vado nach dem toscanischen Gränzstädtchen Borgo San Sepolcro führt und die mittlere Kette des Appennin auf dem Weg ersteigt, den der Metauro mit seinen Nebenströmen, nicht selten mit Gewalt sich einen Durchgang brechend, von den wilden Berghöhen der Alpi della Luna, auf denen er entspringt, nach der romantischen Ebene gefunden hat, war bisher fast nur von den Bewohnern der umliegenden Striche und von den zahlreichen Schleichhändlern betreten, welche durch das drückende Zollsystem der päpstlichen Staaten zum Aufsuchen unerlaubten Gewinns sich verleiten lassen. Der Umstand aber, daß die Verbindung zwischen der Romagna und Toscana durch den Zeitverlust, welchen der Umweg über Bologna verursacht, so sehr erschwert wird, hat schon längst die Regierungen beider Länder veranlaßt, auf Anlegung neuer Straßen zu sinnen. Die großartigen Straßenunternehmungen zwischen Urbino und Arezzo und zwischen Forli und Ponte a Sievo verdanken diesem Bedürfniß ihre Entstehung. Es wird noch viel Zeit- und Geldaufwand kosten, bis beide — und namentlich erstere — vollendet und fahrbar seyn werden; für den Augenblick aber müssen wir dafür dankbar seyn, daß man, schwieriger Zeitumstände ungeachtet, wacker arbeitet, und daß dem Handel neue Wege, dem Verkehre zwischen Nachbarländern neue Mittel geboten werden.

Es war beinahe ein Uhr nach Mittag, als wir die Maulthiere bestiegen, die uns über das Gebirge tragen sollten. Der Weg war

durch den starken Regen fast grundlos geworden. Die Thäler verengten sich nach und nach zu Schluchten, die von waldbedeckten Hügeln zu beiden Seiten eingeschlossen waren, und durch welche sich der Metauro, ein wilder Bergstrom, von einem kleinen Wasserfalle zum andern stürzend und zahlreiche Mühlen treibend, in mannichfachen Krümmungen brausend daherwälzte. Von dem Oertchen Borgo Pace gelangten wir nach Mercatello, wo die Straßenarbeiten bereits sehr thätig betrieben wurden, was aber für uns den großen Uebelstand hatte, daß der alte Weg großentheils zerstört und der neue nur eben angelegt war, so daß wir, bei der Lockerheit des Bodens, nur langsam und mühselig vorwärts gelangten. Wir befanden uns nun mitten in einer wilden Gebirgsgegend: schroffe Abhänge und stürzende Waldströme, düstere Eichen- und Fichtenwaldungen, vor uns zu den Seiten die mit Laub bekleideten Berge, hinter uns die Aussicht über einen großen Theil der Gegend nach dem adriatischen Meere zu, von wo wir hergekommen waren. Elende, niedrige Hütten, aus kunstlos auf einander geschichteten Steinen errichtet, Lagerstätten, unter überragenden Felsvorsprüngen ausgehöhlt und durch Reiserwerk geschützt, waren die ärmlichen Wohnungen der Werkleute, die wir bei ihrer Arbeit antrafen, während große Steinmassen zum Verbrauch aus den Felswänden ausgebrochen waren und hier und da Ziegenheerden auf den grünen Plätzen gras'ten. Bei der Osterie Lamoli, wo wir die Höhe des eigentlichen Gebirgspasses hinaufzusteigen begannen, hörten nach und nach die Spuren von Menschenhand auf, und es umgab uns nichts als Wald und Einsamkeit. Der Tag war meist trüb und regnerisch gewesen: jetzt überfiel uns rasch das Dunkel des Abends. Wolken und Nebelmassen lagerten sich dicht in den Thälern und strichen in langen grauen Streifen über das Gebirge, wo wir mehr als Einmal ganz von ihnen eingehüllt waren. Der Führer mit dem Packthiere stieg langsam und sorgfältig voran, wir folgten dicht hinter ihm. Kein anderes Licht leuchtete uns als das Glühen einiger langsam zu Kohle verglimmenden Baumstämme, die wir bisweilen hoch über uns erblickten, bis der schlangenartig sich windende Pfad uns an ihnen vorbeiführte, während eine Koppel herrenlos umherstreifender Pferde, schwarz in der schwarzen Nacht, mit schwerem, schallendem Trabe wie eine wilde Jagd vor uns herzog. Endlich war die Höhe des Gebirgspasses erreicht — um uns saus'te ein eisiger Nordwind, über uns flimmerte der sternhelle Himmel, vor uns und tief

unten, wo zur Linken die Ebene von Città di Castello lag, breitete sich weithin und formlos ein schwarzgraues Chaos von Nebel und Wolken, Thälern und Bergzügen. Nun stiegen wir hinunter, hundert Krümmungen und Wendungen des Weges folgend, an Köhlerhütten und zahlreichen Wohnungen der Werkleute vorüber, wo uns manches Licht in der Tiefe entgegenblitzte, und wieder verschwand und wieder auftauchte, bis wir nach und nach in ebenere Gegend gelangten. Bei dem päpstlichen Gränzzollamte S. Giustino betraten wir toscanischen Boden und langten zwanzig Minuten darauf in Borgo San Sepolcro an. Es war halb eilf Uhr, ehe wir den Gasthof erreichten, wo wir viele Aufseher der Straßenbauten fanden, welche dahin gekommen waren, den Sonntag in Ruhe zuzubringen.

Borgo San Sepolcro ist ein freundliches und gutgebautes Städtchen. Die Straßen sind ziemlich breit und gerade, die Wohnungen anständig und häufig im Florentinischen Geschmacke des sechszehnten Jahrhunderts. Handel und Industrie sind sehr gering; einst blühten Wollenwebereien und Tuchfabriken, aber viele der Reichen wurden zu stolz, sich mit dem Gewerbe abzugeben, und wollten dem Ritterstand angehören; und so verfielen die Einen und verarmten die Andern nach und nach. Im zehnten Jahrhundert bedeckte diese Ebene, wo man mit Unrecht das alte Biturgia mit der Villa des Plinius hat suchen wollen, noch dichter Wald, in dessen Mitte zwei fromme Pilger, die aus dem gelobten Lande heimkehrten, ein Bethaus gründeten, dem sie Form und Namen des heiligen Grabes gaben. Allmählich sammelten sich Anwohner um das Heiligthum, und im zwölften Jahrhunderte wurde der Ort vom Kaiser dem Camaldulenser-Orden verliehen. Unzufrieden mit dem Mönchregiment, gelangten die Einwohner nun aus einer Hand in die andere und standen sich nie besser bei diesen Veränderungen; von den Aretinern an Uguccione della Faggiola (Dante's wohlbekannten Zeitgenossen und vielleicht der Windhund der göttlichen Komödie), von ihm an die Tarlati, dann an den Bischof von Città di Castello, an die Malatestas von Rimini, an die Päpste, bis endlich Florenz auch diesen Theil Toscana's seiner Suprematie unterwarf. An berühmten Männern hat es diesem Städtchen nie gefehlt: unter den Künstlern möge nur jener Pier della Francesca genannt werden, der durch Anwendung der Grundsätze der Mathematik vieles zur festern Begründung der Regeln der Malerkunst beitrug. Auch in un-

unsern Tagen hat der Sinn der Bewohner für das wissenschaftliche Leben schon Früchte getragen: die 1830 gestiftete Akademie des toscanischen Tiberthales hat sich durch ihre Thätigkeit bereits während der kurzen Zeit ihres Bestehens unter der großen Zahl italienischer gelehrter Gesellschaften einen achtbaren Namen zu erwerben gewußt.

Dicht hinter Borgo San Sepolcro fuhren wir über die Tiber. Auf dem nach Norden als eins der Häupter der großen Apenninenkette vorragenden Berge Fumajolo aus zwei Quellen (die Tiber-Adern genannt) entspringend, stürzt der Strom wild und schrankenlos in die Thäler hinunter, fließt, in der Ebene ruhiger geworden, an Pieve S. Stefano vorüber und, nach etwa dreißig Miglien langem Laufe durch Toscana, wo er der Valle Tiberina ihren Namen gibt, in das römische Gebiet, wo er bald an Città di Castello vorbeieilt. Das Tiberthal steht anderen toscanischen Provinzen an Fruchtbarkeit und Anbau bei weitem nach, aber es bietet auf dem Wege, der es von Borgo San Sepolcro nach Arezzo quer durchschneidet, eine Menge malerischer Punkte und freundlicher Aussichten. In der hellen glänzenden Morgenluft zeichneten sich scharf die Umrisse der Gebirge des Casentino; dunkel erstreckten sich große Castanienwaldungen bis zu den höheren Regionen hinan; breitblätterige Eichen, Hagebuchen, Eschen, wilde Nußbäume vermengten ihr Laub in schönster Mannichfaltigkeit der Formen und Farben. In den Thälern und auf den niedern Hügelabhängen wird die Rebe gepflegt, aber dem Anscheine nach mit keinem besondern Erfolge. Die sehr sorgfältig unterhaltene Straße, zum Theil dem Laufe des Bergstroms Cerfone folgend, steigt und senkt sich, bald durch die Waldung, bald zwischen Feldern und Gärten hindurch führend. Es war ein Sonntag; zahlreiche Landleute kamen an uns vorüber, alle sauber und anständig gekleidet, die Frauen und Mädchen häufig mit jenem gelben Strohhute, welcher die schmucken toscanischen Bäurinnen so gut kleidet. Zur Rechten ließen wir, in anmuthiger Lage von flacher Anhöhe herab die Ebene überschauend, das Städtchen Anghiari, einst gleich dem Borgo Eigenthum jenes reichen und mächtigen Klosters, welches Romuald der Büßer unter der Regierung Heinrichs des Frömmlers in einer selten vom Menschenfuß betretenen Wildniß mitten unter den Fichtenwaldungen des Casentino gründete, und dem der be-

rühmte Camaldulenser-Orden entwuchs. In der Ebene, die wir hier überblicken, fand der in der toscanischen Geschichte oftgenannte Kampf statt, in welchem die Florentiner im Jahre 1440 die von Niccolò Piccinino befehligten Truppen des Herzogs Philipp Maria Visconti schlugen. Die Mailänder, die seit einiger Zeit Toscana hart bedrängten, griffen, von Citta di Castello kommend, fast unversehens die Florentiner an, aber deren Feldhauptmann, Pietro Giampaolo, hielt sich so wacker, daß die Herzoglichen eine vollständige Niederlage erlitten und nach Borgo San Sepolcro flohen, von wo sie sich nach der Romagna zurückzogen. Was aber bei dieser Waffenthat das Merkwürdigste, ist der Umstand, daß während des ganzen Kampfes, der für den Augenbick das Schicksal Toscana's entschied, ein einziger Mann das Leben verlor, und dieser durch nichts Anderes als einen Sturz vom Pferde. So betrieben damals, bis Carl's des Achten Einfall in Italien andere Art und Weise zu kämpfen herbeiführte, die Soldtruppen, welche sich wohl ergeben, aber nicht todtschlagen lassen wollten, das Kriegshandwerk, und so sehr war der kriegerische Geist verschwunden, welcher die Parteikämpfe Florentinischer Bürger bei Montaperti und Campaldino zu den blutigsten des italienischen Mittelalters gemacht hatte.

Der Weg hatte uns, langsam eine bedentende Anhöhe hinansteigend, an die westliche Gränze der Valle Tiberina geführt, als wir auf Einmal von der Höhe aus ein wunderschönes Gemälde sich vor uns entfalten sahen. Vor uns lag ein reiches Thal, mit kleinen Hügeln besäet, von Oelbäumen bedeckt, etwa in der Mitte auf einer sanften Erhöhung Arezzo mit seinen Mauern und Thürmen; zur Linken rollte sich die langgedehnte Ebene des Chianathals auf, zur Rechten strebten die Gebirge des Casentino und mehr gerade im Hintergrunde die Höhen des obern Arnothales empor. Hier sah ich Toscana, das gottgesegnete Land, wieder in seiner ganzen blühenden Pracht, und lebendig wurden tausend Erinnerungen an alles, was ich in ihm erlebt, und an die Sehnsucht, die im fernen Osten Herz und Sinn stets nach ihm zurückgewandt. Arezzo, das aus den Tagen seiner Bürgergröße mehr denn Trümmer in die Gegenwart gerettet und sich mit Recht rühmt, dem Vaterlande so manchen großen und wackern Mann gegeben zu haben, nahm uns bald in seine schönen und reinlichen Straßen auf.

Das obere Arnothal, einst der Tummelplatz der wildesten Bür-

gerzwiste und des glühenden Hasses des getrennten Adels, als Florenz und Arezzo an der Spitze feindlicher Parteien standen, ist ein ununterbrochener reicher Garten, wo die Natur immer in ihrem Festkleide zu gehen scheint. Rebenguirlanden flechten sich den Weg entlang von einem Obstbaume zum andern, unter der Last der purpurnen Früchte zusammengebogen; vortrefflich angebaute Felder, wo alle Gemüse = und Getreidearten reichlich des Landmanns Mühe lohnen, senken sich leise nach dem Ufer des Flusses hin, der geregelt und gemäßigten Laufs durch die Ebene strömt, und in den sich zahllose Bäche und kleine Bergstöme ergießen. Hübsche Landhäuser und Wohnungen ziehen sich an der Straße hin; auf beiden Seiten erblickt man eine Menge freundlicher Orte, deren Aeußeres auf Wohlstand und Arbeitsamkeit hinweis't, während fast alle sich in der Geschichte einen Namen gemacht. Da liegt Castiglion Ubertini, einst einer mächtigen, oft verbannten, oft zurückgekehrten Ghibellinenfamilie gehörend; Montevarchi, mit Gebäuden, die einer großen Stadt zur Zierde gereichen würden; Terranuova, Geburtsort des Florentinischen Kanzlers Poggio Bracciolini, eines der rüstigsten Kämpen für Wohl und Ehre des damals wieder aufblühenden Studiums der altclassischen Literatur; San Giovanni, wo jener Masaccio das Licht erblickte, welcher die Malerkunst Dinge lehrte, von denen sie seit ihrer Wiedererweckung noch nicht geträumt, und wo Giovanni Mannozzi geboren wurde, der, nach diesem Orte benannt, als Giovanni da San Giovanni den Ruhm eines ausgezeichneten Frescomalers erworben hat. Weiterhin erreicht man Figline, Vaterstadt Marsilio Ficino's, des platonischen Philosophen und Freundes Lorenzo's des Erlauchten, und jetzt der gewöhnliche Wohnort eines der achtungswürdigsten Männer Toscana's, Raffael Lambruschini, welcher eine gesunde Philosophie und einen über Vorurtheil erhabenen Geist mit einer glänzenden Rednergabe und dem regsten Willen, für das Wohl seiner Mitmenschen zu wirken, vereint. Bei Incisa, wo man die Fichtenwaldungen des Pratomagno im Hintergrunde der reichen Landschaft sieht, führt der Weg auf das rechte Ufer des Flusses über, und bald befindet man sich an der Gränze des gleich schönen und fruchtbaren Florentinischen Arnothals.

Inhaltsanzeige.

	Seite
Die Johannisfeste zu Florenz.	1
Die alten Gefängnisse zu Florenz.	7
Briefe über das Casentino. 1831.	20
Ausflug in die toscanischen Maremmen im Frühling 1832.	44
Ein Besuch auf Malta.	74
Navarin und Modon.	83
Constantinopel im Ramadan 1833.	91
Constantinopels Wasserleitungen.	107
Die Russen am Bosporus 1833.	121
Fahrt nach Syra und Aegina.	130
Athen.	144
Ein Besuch auf der Küste von Albanien.	154
Skizzen von Corfu.	165
Eine Apenninen-Tour.	185

Druckfehler.

Seite	11	Zeile	1	von unten	statt	Amor lies Ancor.
—	49	—	9	von oben	—	Cientina l. Bientina.
—	74	—	25	—	—	Tecca l. Tacca.
—	124	—	18	—	—	Opern, Arien l. Opern=Arien.
—	139	—	28	—	—	Feodosia l. Theodosia.
—	164	—	16	—	—	jonische l. ionische.
—	182	—	10	—	—	Insel l. Inseln.
—	190	—	9	von unten	—	Sievo l. Sieve.

Augsburg: Gedruckt in der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchdruckerei.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

5

Gs.
Reisen

K

0

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reumont, Alfred <<von>>,

Reiseschilderungen und Umrisse aus südlichen Gegenden

Stuttgart ; Tübingen 1835

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7791 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249615-9